BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoff, Heinrich Georg

Historisch-kritische Encyklopädie über verschiedene Gegenstände, Begebenheiten und Charaktere berühmter Menschen über verschiedene Gegenstände, Begebenheiten und Charaktere berühmter Menschen
Bd.: 7

Preßburg 1787

Res/H.misc. 169-7/8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10919604-2
VD18 80344100-001

H. misc. 109.
7/8

Historisch-kritische

Encyklopädie

über

verschiedene Gegenstände, Begebenheiten

und Charaktere berühmter Menschen,

herausgegeben

von

Heinrich Georg Hoff

verschiedener Akademien Mitglieds

Siebenter Theil.

Preßburg,

bey Philip Ulrich Mahler 1787.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Innhalt des siebenten Theils.

S.

Sabatei Sevi. S. 3
Sachsen. (Marschall von) = = 9
Saladin. = 32
Sandjar. = 44
Santons. = = 48
Sarkasme. = 50
Satyre. = 55
Saurin. = 56
Savanarola. = 57
Scanderbeg. = 61
Scedasius. = 64
Schachspiel. = 66
Schädlichkeiten. 70
Schaftesbury. = 78
Scharfsichtigkeit. 79
Schauspiele. = 80
Schiiten. = 86
Schilderop. = 88
Schildwache. = 90
Schicksal. = 91
Schinznach. = 92
Schlaf. = 94
Schmerz. = 101
Schminke. S. 102
Schnürbrüste. 107
Schönefeld. = 110
Schönheit. = 114
Schuhputzer. = 115
Schulpädagogik. 119
Schuppach. = 123
Schwärmerey. 126
Schweizerbund. 134
Scotus. = 135
Scythen. = 135
Seebourg. = 141
Seeleute. = 143
Seele. = 146
Selbstmord. = 152
Selenke. = 168
Sengwein. = 169
Sforzia, Katharina. 171
Sigeth. = 172
Sinne. = 174
Simonie. = 186
Sjöstierna. = 188
Sirven. = 191
Sobiesky. = 193

Socrates

Innhalt.

Sokrates. S. 202
Soldatenstand. = 215
Sonne. = 221
Sonntage. = 224
Spalding. = 226
Spanien. = 231
Sparta. = 256
Speise. = 275
Spiel. = 286
Spinoza. = 291
Sprache. = 298
Stagemore. = 299
Statthalter von Holland. = = 301
Sterndeuterkunst. 309
Stevens. = 316
Stiergefechte. 317
Störtebeck. = 319
Stolz. = 321
Struensee. = 325
Stutzer. = 327
Sultane, Sultanin. 331
Swift. = 347
Sydney. S. 354
Sympathie. = 354

T.

Tacitus. = 357
Tagebuch. = 360
Taikosama. = 361
Tanz. = 363
Tapferkeit. (weibliche) 367
Taubmann. = 378
Tempe. = 383
Tempelherrn. 387
Teutsche. = 398
Theophrast. = 404
Thiere. = 405
Thion. = 414
Tod. = 419
Todesstrafe. = 422
Tonsura. = 432
Transtamare. 434
Trunkenheit. = 435
Tugend. = 441
Türken. = 442

S.

Sabatei-Sevi.

Im vorigen Jahrhunderte trug sich bey den Türken eine Begebenheit zu, worauf ganz Europa und Asien ihr Augenmerk richteten. Es hatte sich durchgängig ein Gerüchte ausgebreitet, welches sich auf eine eitle Neubegierde gründete, daß nämlich das 1666ste Jahr der Zeitpunct einer großen Veränderung auf der Welt seyn müßte. Die mystische Zahl 666, die in der Offenbahrung Johannis befindlich ist, war die Quelle von dieser Meynung. Niemals war die Erwartung des Antichrists so allgemein. Die Juden hingegen behaupteten, ihr Messias müsse in diesem Jahre geboren werden.

Ein Jude aus Smirna, Sabatei, Sevi genannt, ein ziemlich gelehrter Mann, eines reichen Mäcklers von der englischen Faktorey Sohn, machte sich diese allgemeine Meynung zu Nutze, und kündigte sich für den Meßias an. Er war beredt, und von einer vortheilhaften Gestalt, er nahm ein bescheidenes Wesen an sich, empfahl die Gerechtigkeit, redete wie ein Orakel, und sagte allenthalben, die Zeit sey erfüllet. Er reisete Anfangs nach Griechenland und Italien. Er entführte zu Livorno ein Mädchen, und führte es nach Jerusalem, wo er seinen Brüdern zu predigen anfieng. Einer seiner Schüler, Nathan genannt, erboth sich, die Rolle des Elias zu spielen, unterdessen sollte Sabatei, Sevi den Meßias vorstellen. Sie verbesserten beyde die Synagoge zu Jerusalem. Nathan erklärete die Propheten, und zeigete deutlich, daß nach Verlauf eines Jahrs, der Sultan vom Throne gestoßen, und Jerusalem die Gebieterin der Welt werden müßte. Alle Juden in Syrien ließen sich überreden. Die Synagogen ertöneten von den alten Weissagungen. Man bauete auf die Worte des Jesaia: „Mache dich auf, mache dich auf, Zion: zeuch deine Stärke an, schmücke dich herrlich, du heilige Stadt Jerusalem. Denn es wird hinfort kein Unbeschnittener und Unreiner in dir regieren.“ Alle Rabbinen hatten die Stelle im

Mun-

Munde: „Und werden alle eure Brüder aus allen Heyden zu euch bringen, auf Rossen und Wagen, auf Sänften, auf Mäulern, auf Läufern, gen Jerusalem zu meinem heiligen Berge ꝛc. Mit einem Worte, eine Menge Stellen, die die Weiber und Kinder wiederholeten, unterhielten sie in ihrer Hoffnung. Es war kein Jude, der sich nicht gefaßt machte, jemanden aus den ehemaligen zerstreuten zwölf Stämmen zu bewirthen. Die Ueberzeugung war so stark, daß auch die Juden allerwegen ihre Handlung liegen ließen, und sich zur Reise nach Jerusalem gefaßt machten.

Nathan las zu Damas zwölf Männer aus, die die Aeltesten der zwölf Stämme werden sollten. Sabatei = Sevi gieng nach Smyrna, und zeigte sich seinen Brüdern; und Nathan schrieb an ihn: „König, aller Könige, Herr aller Herren, wenn werden wir würdig erfunden werden, unter dem Schatten deines Esels zu seyn? Ich falle zur Erden nieder, um unter deine Fußsohlen getreten zu werden.“ Sabatei setzte in Smyrna einige Lehrer des Gesetzes ab, die ihn nicht erkennen wollten, und setzte andere ein, die gelehriger waren. Einer von seinen heftigsten Feinden, Samuel Pennia genannt, bekehrte sich öffentlich zu ihm, und kündigte ihn als den Sohn Gottes an. Wie sich Sabatei eines Tages,

nebst einer Menge seiner Anhänger vor den Cadi von Smyrna gestellet hatte, so versicherten alle, sie sähen eine feurige Säule zwischen ihm und dem Cadi. Einige andere Wunder von der Art bestätigten die Gewißheit seiner Sendung. Verschiedene Juden legten gar aus großem Eifer ihr Gold und ihre Edelgesteine zu seinen Füßen.

Der Pacha von Smyrna wollte ihn in Verhaft nehmen lassen. Sabatei gieng also mit seinen eifrigsten Schülern nach Constantinopel. Der Großvizier Achmet = Cuprogli, welcher gleich im Begriffe war, zu der Belagerung von Candia abzureisen, ließ ihn von dem Schiffe, das ihn nach Constantinopel brachte, wegholen, und ins Gefängniß setzen. Alle Juden erhielten, nach türkischer Gewohnheit, für Geld ohne Schwierigkeit die Erlaubniß, in das Gefängniß zu gehen: sie warfen sich zu seinen Füßen nieder, und küssten seine Ketten. Er predigte ihnen, ermahnete, segnete sie, und beklagte sich niemals. Die Juden in Constantinopel glaubten gewiß, durch die Ankunft des Messias wären alle Schulden abgethan, und bezahlten deswegen ihre Gläubiger nicht mehr. Die englischen Kaufleute von Galata kamen auf den Einfall, und giengen zum Sabatei in sein Gefängniß: sie sagten zu ihm, daß er, als König der Juden,

den, seinen Unterthanen befehlen müsse, ihre Schulden zu bezahlen. Sabatei schrieb hierauf an diejenigen, über die man sich beschwerte, mit folgenden Worten: „Euch die ihr auf das Heil Israels wartet ꝛc. bezahlet eure rechtmäßige Schulden; wenn ihr euch dessen weigert, so werdet ihr nicht mit uns zu unsern Freuden, und in unser Reich eingehen.“

Des Sabatei Gefängniß war immer mit Anbethern angefüllet. Die Juden fiengen an, einiges Lärmen in Constantinopel zu machen. Das Volk war damals sehr misvergnügt über Mahomet den Vierten. Man besorgete, die Weissagungen der Juden möchte Unruhen erwecken. Man hätte meynen sollen, eine so strenge Regierung, als die Türkische war, würde einen Mann, der sich für den König von Israel ausgab, nicht am Leben lassen. Gleichwohl that man ihm weiter nichts, als daß man ihn auf das Schloß der Dardanellen brachte. Die Juden schrien hierauf, es stünde nicht in menschlicher Gewalt, ihn ums Leben zu bringen.

Da sich der Ruf von ihm in allen europäischen Ländern ausgebreitet hatte, so empfieng er in den Dardanellen die Abgeordneten der Juden in Pohlen, in Deutschland, in Livorno, in Venedig, in Amsterdam: sie bezahlten die Erlaubniß, ihm die Füße zu küssen,

theuer, und das erhielt ihm vermuthlich das Leben. Die Theilungen des gelobten Landes wurden auf dem Schlosse der Dardanellen ganz ruhig gemachet. Endlich ward der Ruf von seinen Wundern so groß, daß der Sultan Mahomet selbst Lust bekam, diesen Mann zu sehen, und ihn zu fragen. Man führte den König der Juden ins Serrail. Der Sultan fragte ihn auf türkisch, ob er der Meßias sey? Sabatei gab mit Bescheidenheit zur Antwort, er wäre es. Da er sich aber nicht rein in der türkischen Sprache ausdrükte, so sagte Mahomet zu ihm: „Du redest sehr schlecht für einen Meßias, der doch die Fähigkeit der Sprachen besitzen sollte. Thust du Wunder?“ Zuweilen, erwiederte jener. „Gut, sagte der Sultan, man ziehe ihn ganz nackend aus, meine Ichoglans sollen mit Pfeilen nach ihm schießen, und wenn er unverletzlich ist, so wollen wir ihn für den Meßias erkennen.“ Sabatei warf sich zu seinen Füßen, und gestund, daß das ein Wunder sey, welches seine Kräfte überstiege. Man ließ ihm hierauf die Wahl, ob er gespießet seyn, oder ein Muselmann werden, und öffentlich in die Moschee gehen wolle. Er bedachte sich nicht lange; er nahm augenblicklich die türkische Religion an. Er predigte sodann, daß er bloß gesandt worden sey, um, den alten Prophezeyungen gemäß, die türkische Religion der jüdischen an die Seite zu setzen.

In-

Inzwischen glaubten doch die Juden in entfernten Ländern noch lange an ihn; und dieser Auftritt, welcher ohne Blutvergiessen ablief, vermehrte allenthalben ihre Schmach.

Sachsen. (Marschall von)

Moriz, Graf von Sachsen, war ein Sohn Friedrich Augusts II. Kuhrfürsten von Sachsen, und Königs von Pohlen, und der Gräfin von Königemark aus Schweden, welche eben so berühmt wegen ihres Verstandes, als ihrer Schönheit ist. Er ward mit dem Kuhrprinzen, nachmals Friedrich August III. erzogen.

In dem Kinde schon offenbarte sich der Krieger. Zum Studieren hatte er wenig Lust, und man konnte ihn nicht anders dazubringen, als wenn man ihm versprach, ihn reiten und fechten zu lassen. — Zuerst diente derselbe in Flandern unter der alliirten Armee, welche der Prinz Eugen und Marlborough kommandirten. Er wohnte 1709. der Einnahme von Ryssel bey, und that sich bey der Belagerung von Dornick, und von Bergen, und bey der Schlacht bey Malplaquet, hervor. Am Abend nach dieser denkwürdigen Schlacht sagte er: „Er wäre mit seinem heutigen Tage zufrieden.“

Der Feldzug von 1710 brachte diesem jungen Helden neuen Ruhm. Der Prinz Eugen und Marlborough machten demselben öffentliche Lobeserhebungen. Im folgenden Jahre belagerte der König von Pohlen Stralsund, den festesten Platz in Pommern. Der junge Graf von Sachsen diente bey dieser Belagerung, und bewies dabey die größte Unerschrockenheit. Mit der Pistole in der Hand schwamm er, im Angesicht der Feinde, über den Fluß. Nicht minder stralte sein Muth in der blutigen Schlacht bey Gadebusch, wo ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen ward, nachdem er ein Kavallerie-Regiment, welches er damals kommandirte, dreymal ins Feuer geführt hatte.

Im Jahre 1717. war der Graf von Sachsen nach Ungarn gegangen. Hier wohnte er unter dem Prinzen Eugen, der Belagerung von Belgrad, und einer Schlacht bey, welche dieser Prinz gegen die Türken gewann. Im Jahre 1718. bey seiner Zurückkunft nach Pohlen, gab ihm der König den weißen Adlerorden.

Da das durch den Utrechter und Passarowitzer Frieden beruhigte Europa, dem Grafen von Sachsen keine Gelegenheit mehr darbot, sich hervorzuthun, so beschloß er im Jahr 1720 nach Frankreich zu gehen, um daselbst gesellschaft-

schaftliche Vergnügungen zu schmecken. Er hatte immer viel Vorliebe für Frankreich gehabt, und das Französische war die einzige fremde Sprache, welche er in seiner Jugend lernen wollte. Der Herzog von Orleans, welcher die Verdienste desselben kennen gelernt hatte, hielt ihn in Frankreich fest, und gab ihm das Patent als Marschall de Camp.

Der Graf von Sachsen wandte die ganze Zeit, da es Friede war, auf die Erlernung der Mathematik, der Ingenieurkunst, der Befestigungswissenschaft, und der Mechanik, für welche Wissenschaften er ein entschiedenes Talent besaß. Seine Erholungen von diesen mühsamen Anstrengungen waren kriegerische Vergnügungen. Das Exercieren der Truppen hatte schon in der frühesten Jugend seine Aufmerksamkeit an sich gezogen. In seinem 16ten Jahre hatte er eine neue Art zu Exercieren erfunden, und mit großem Erfolg in Sachsen eingeführt. Als er im Jahre 1722 in Frankreich ein Regiment bekommen hatte, so formirte und exercirte er dasselbe nach seiner neuen Methode. Der Chevalier de Folard, dieser richtige Beurtheiler kriegerischer Talente, prophezeite gleich, daß Moriz ein großer Mann werden würde.

In der Zeit, da Frankreich diesen Helden bildete, lief es Gefahr, denselben zu verlieren.

Die

Die Stände von Kurland erwählten ihn 1726 zum Regenten ihres Landes. Pohlen und Rußland standen gegen ihn auf. Die Zaarin wollte dieses Herzogthum dem glücklichen Abentheurer Menzikof zuschanzen. Dieser Nebenbuhler des Grafen von Sachsen schickte 800 Russen nach Mietau, welche den Pallast des Grafen berennten, und ihn in demselben belagerten. Moriz, welcher nur sechszig Mann hatte, wehrte sich darinn aufs tapferste. Die Belagerung ward aufgehoben, und die Russen mußten abziehen. Auch Pohlen rüstete sich. Moriz zog mit seinen Truppen auf eine kleine Insel. Er hatte nur 300 Mann. 4000 Russen wollten sich daselbst seiner bemächtigen. Der russische General, welcher zu seiner Ueberlegenheit noch Treulosigkeit hinzu fügte, wollte ihn bey einer Unterredung mit List nehmen. Der Graf, welcher davon Nachricht bekam, beschämte den General dieser Niederträchtigkeit wegen, und hob die Unterredung auf. Da er indessen nicht stark genug war, sich gegen Rußland und Pohlen zu vertheidigen, so mußte er sich in Jahr 1729 wegbegeben, um glücklichere Umstände abzuwarten. Man sagt, daß die verwittwete Herzogin von Kurland, Anna Iwanowna zwote Tochter des Zaars Iwan Alexiewitz, Bruder von Peter dem I, welche ihn anfänglich unterstüzt hatte, in der Hofnung ihn zu heyrathen,

ihn

ihn hernach verließ, weil sie nicht hofte, ihm seine Unbeständigkeit abzugewöhnen. Diese Unbeständigkeit verursachte, daß ihm nicht allein Kurland, sondern auch der russische Thron entgieng, welchen die Prinzeßin in der Folge bestieg.

Der Graf gieng wieder nach Frankreich, und legte sich ganz auf die Mathematik. Er schrieb daselbst in dreyzehn Nächten, unter den Anfällen eines Fiebers, seine Reverien. Dieses Werk ist eines Cäsar und Conde' würdig, in einem unkorrekten, aber männlichen und raschen Styl geschrieben, voll tiefer Einsichten, kühn und neu, und eben so lehrreich für einen General, als für einen Soldaten.

Der Tod des Königs von Pohlen, seines Vaters zündete die Kriegsfackel in Europa an. Der Kuhrfürst von Sachsen bot dem Grafen, seinem Bruder, das General-Kommando aller seiner Truppen an. Moriz wollte aber lieber als Marschall de Camp in Frankreich dienen, und begab sich zu der Armee des Marschalls von Berwick am Rhein. Dieser General war im Begriff, die Feinde bey Ettingen anzugreifen, und sagte: als er den Grafen von Sachsen in seinem Lager ankommen sah, „Mein lieber Graf: eben wollt ich noch dreytausend Mann kommen lassen, aber Sie allein sind mir so viel werth, als diese Verstärkung.“

An

An demselben Tage drang der Graf, an der Spitze eines Grenadierdetaschements, in die feindliche Linien ein, richtete daselbst eine große Niederlage an, und entschied den Sieg durch seine Tapferkeit.

Mit eben der Unerschrockenheit führte er die bey der Belagerung von Philippsburg, ihm aufgetragene zahlreiche Angriffe aus, und war dabey eben so glücklich. Seine geleistete Dienste wurden 1734 mit dem Generallieutnantsposten belohnt.

Der Tod Karl des VI. stürzte Europa von neuen in die durch den Frieden von 1736 beygelegten Streitigkeiten. Gegen Ende des Novembers 1741. ward **Prag** belagert, und in demselben Monathe von dem Grafen von Sachsen erstiegen und eingenommen. Die Eroberung von **Eger** folgte der Einnahme von **Prag**; es ward einige Tage nach der Eröfnung der Laufgräben, erobert. Die Einnahme dieser Stadt machte viel Lärm in Europa, und verursachte dem Kayser Karl dem VII eine große Freude, welcher dem Sieger in einem eigenhändigen Schreiben Glück wünschte. Der Graf führte nachher die Armee des Marschalls von **Broglio** an den Rhein zurück, besetzte daselbst verschiedene Posten, und bemächtigte sich der Linien von Canterburg. Als derselbe 1744 Marschall von Frankreich geworden war, führ-

te

te er das Ober-Kommando über eine detaschirte Armee in Flandern. Dieser Feldzug, das Meisterstück der Kriegskunst, setzte den Marschall de Saxe einem Turenne an die Seite. Er beobachtete die ihm an Zahl überlegene Feinde so genau, daß er sie in völliger Unthätigkeit erhielt. Das Jahr 1745 war noch glorreicher. Im Januar ward ein Vereinigungstractat zwischen der Königin von Ungarn, dem Könige von Engeland, und den Holländern, zu Warschau geschlossen. Der Gesandte der Generalstaaten begegnete dem Marschall von Sachsen in der Gallerie zu Versailles, und fragte denselben, was er von diesem Tractate dächte? Wenn der König mir Vollmacht geben will, war die Antwort, so denk ich die Urschrift dieses Tractats im Haag selbst zu lesen, ehe das Jahr zu Ende geht.

Diese Antwort war feine Aufschneiderey: der Marschall von Sachsen war der Mann, sie wahr zu machen. Er übernahm, einer heftigen Krankheit ungeachtet, das Kommando der französischen Armee in den Niederlanden. Kurz darauf fiel die Schlacht bey Fontenay vor. Der General, welcher fast mit dem Tode rang, ließ sich in einer Sänfte von Weidenzweigen umherschleppen, um alle Posten zu visitiren. Während der Schlacht setzte er sich zu Pferde, aber seine große Schwachheit ließ

alle

alle Augenblicke für sein Leben fürchten. Daher sagt auch der König von Preußen, in einem Briefe, welchen er demselben lange nachher schrieb: „Vor einigen Tagen ward die Frage, welche Schlacht in diesem Jahrhunderte ihrem General die meiste Ehre gemacht? und jedermann gestund, daß diese Ehre unwidersprechlich der Schlacht gebührte, deren kommandirender General in den letzten Zügen lag, als sie geliefert ward.“

Dem Siege bey Fontenay, welchen man der Wachtsamkeit und Geschicklichkeit des Marschalls von Sachsen hauptsächlich zu danken hatte, folgte die Einnahme von Doornick, Brügge, Genf, Oudenarde, Ostende, Ath und Brüssel. Im Monath April 1746 gab der König dem Sieger bey Fontenay ein in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaßtes Naturalisationspatent. Die folgenden Feldzüge erwarben ihn neue Ehrenbezeugungen, nach dem Siege bey Raucoux schenkte ihn der König sechs Stück Kanonen, und ernannte ihn zum Obersten Feldmarschall aller seiner Armeen, im Jahr 1748 aber zum Generalkommandanten der neueroberten Niederlande.

Dieses Jahr zeichnete sich durch glänzende Fortschritte, und vornämlich durch die Einnahme von Mastricht aus, so wie das vorhergehende

hende durch des Siegs bey Lawfeld, und durch die Eroberung von Bergen op Zoom. Das bestürzte Holland zitterte für seine Staaten, und verlangte den vorher ausgeschlagenen Frieden. Er ward den 10ten October 1748 geschlossen, und man kann sagen, daß Europa der Tapferkeit des Marschalls von Sachsen seine Ruhe zu danken hatte.

Dieser große Mann hatte sich aufs Schloß Chambord, welches ihn der König auf Lebenslang zum Eigenthum gegeben hatte, in die Einsamkeit begeben. Er verließ dieselbe, bloß um eine Reise nach Berlin zu thun, wo der König von Preußen ihn empfing, wie Alexander den Cäsar empfangen haben würde. Bey seiner Zurückkunft ruhete er in dem Umgange mit Gelehrten, Künstlern und Philosophen aus, und starb 1750 in einem Alter von 54 Jahren. Dieser Mann, dessen Name ganz Europa erfüllt, und zum theil zittern gemacht hat, verglich bey seinem Sterben seine Lebenszeit mit einem Traume. Herr Senac! sagte er zu seinem Arzte: „ich habe einen schönen Traum geträumt.“

Er war in der lutherischen Religion gebohren und erzogen. „Es ist verdrüßlich, sagte eine große Prinzeßin, als sie seinen Tod erfuhr, daß man für einen Mann, der so ein Te Deum

hat singen lassen, nicht einmal ein De profundis beten kann.

Der sächsische Held hatte verlangt, daß sein Körper in ungelöschtem Kalk verbrannt werden sollte, damit auf Erden nichts von ihm übrig bliebe, als sein Andenken in den Herzen seiner Freunde. Gerechtigkeit und Rührung hielten den König ab, diesem Verlangen zu willfahren, und da er demselben der Religion wegen, nicht so wie dem Türenne einen Plaz zu Saint-Denis unter den Königl. Gräbern bewilligen konnte, ließ er die Leiche mit dem größten Pomp nach Straßburg bringen, und daselbst in der lutherischen St. Thomas Kirche beysetzen, wo ihm ein herrliches Denkmaal von Marmor gesetzt worden, welches der berühmte Pigalle verfertiget hat. Die Academie setzte 1756 einen Preis auf eine Lobrede dieses Helden, welcher dem Herrn Thomas zu theil ward, einem sehr berühmten Manne, welcher den Marschall von Sachsen schilderte, wie Tacitus einem Agricola die Unsterblichkeit schenkte.

Dieser berühmte Held wird von seinem Biographisten, dem Baron von Espagnac, auf folgende Art geschildert:

Der Marschall von Sachsen war von ziemlich großem Wuchse; er hatte blaue Augen, eine wohlgestaltere Nase, und einen edlen und

kriegerischen Blick. Ein angenehmes und freundliches Lächeln mäßigte ein wenig den Ausdruck von Härte, den die braune Gesichtsfarbe, und schwarze dichte Augenbraunen seiner Gesichtsbildung gaben. —

Sein natürlich hoher Geist konnte nicht wohl Widerspruch leiden, aber er besänftigte sich bald wieder, und sein Gemüth war so wenig lange Zorn zu halten fähig, als jemanden, wer es auch sey, Schaden zuzufügen. —

Seine Stärke und Geschicklichkeit ist berühmt. Er war im Stande, ein Hufeisen zu zerbrechen, und den stärksten Nagel so mit den Fingern zu drehen, daß er zum Korkzieher dienen konnte. — Man erzählt, daß er zu London, wie er zu Fuß in der Stadt herum gieng, einen Handel mit einem Kothführer mit großer Behendigkeit ausmachte; er ließ ihn auf sich zukommen, ergriff ihn beym Nacken, und warf ihn mit einer solchen Richtung in die Luft, daß er mitten auf seinen Karren fiel, der bis an den Rand mit flüßigen Koth angefüllet war. —

Von seiner Geschicklichkeit führt man das Beyspiel an, daß er auf der Jagd zu Chantilly seinen Hirschfänger mit solcher Fertigkeit recht zwischen den Kopf und Hals eines wilden Schweins hineinstieß, daß das Thier gleich auf der Stelle blieb.

Er pflegte zu sagen: „Ich traue den Leuten nicht, die immer Detaschements verlangen, um auf Partey auszugehen; sie sind gemeiniglich wie die metallene Pferde, die stets den Fuß in die Höhe haben, und doch nicht fortschreiten.“

Er war leutselig gegen jedermann; er sorgte für die Bedürfnisse der Soldaten; dabey aber hielt er strenge über die Ordnung, und ward von den Truppen zugleich verehrt, und gefürchtet. Seine allezeit vergnügte Miene flößte ihnen ein Vertrauen ein, ohne welches ein General nichts mit Erfolg ausführen kann.

Der Eifer für die Mannszucht, und die Strenge der Grundsätze seiner militärischen Erziehung, ließen ihn von Anfang manchmal etwas harte Reden gegen nachläßige, oder nicht sehr geschickte Officiers gebrauchen; aber seine Achtsamkeit für sie, versüßte die Bitterkeit derselben. — Jedermann weiß, daß, wie ein Hauptmann vom Fußvolke im Lager zu Brahmahof seinen Abschied foderte, weil der Marschall sich demüthigender Ausdrücke gegen ihn bedient hatte, er sich deswegen öffentlich gegen ihn entschuldigte, und ihm hernach beständig Proben seiner Freundschaft gab.

Aus Großmuth und Menschlichkeit ließ er weder Spione noch Marodeurs hinrichten, sondern

dern behielt sie bis an das Ende des Feldzuges geschlossen.

Er war von einer so offenherzigen Gemüthsart, daß er oft den Officiers, welche bey ihm zusammen kamen, das, was er von den Absichten der Feinde wußte, und die Mittel, so er dagegen anwenden wollte, mittheilte *).

Als ein steter Beschützer der Verdienste, lobte er bey allen Gelegenheiten die Officiers, die sich hervor thaten; er besuchte die Verwundeten, und hielt für sie um die Belohnung an, die ihren Verdiensten gebührten.

Niemals hat ein General mehr das Blut der Soldaten geschont. Wenn ihm bey Belagerungen stürmende Angriffe auf den bedeckten Weg, oder andere Außenwerke vorgeschlagen wurden, ließ er es nie, als im höchsten Nothfalle geschehen; „O es ist besser, sagte er, einige Tage zu zögern, als einen Grenadier zu verlieren, da zwanzig Jahre erfodert werden, seinen Verlust wieder zu ersetzen.“

Seine Befehle waren so kurz gefaßt, daß zwanzig Zeilen die Disposition einer Schlacht

*) Diese Art von Offenherzigkeit möchte jedennoch manchem andern kommandierenden Generale üble Folgen zuwege bringen.

enthielten, dem ungeachtet war alles verbunden, vorausgesehen, und aufs deutlichste auseinander gesetzt. — —

Nun wollen wir auch das Urtheil eines Kenners im Kriegsmetier über diesen Krieger anführen.

Der verstorbene König von Preußen schrieb in einem Briefe an seinen damaligen Liebling Voltaire im Jahr 1744:

„Ich habe den Helden Frankreichs, den Sachsen, den Türenne des Jahrhunderts von Ludwig XV. hier gesehen; sein Gespräch hat mich in der Kriegskunst unterrichtet. Dieser General scheint mir der Professor aller Generale in Europa zu seyn.“ —

Daß dieser Krieger gleichsam zum Helden geboren war, zeigt uns folgende Probe, die er gleichsam noch in den Lehrjahren seines Metiers ablegte:

Man wird sich stets der sonderlichen Art von Belagerung erinnern, die Karl der Zwölfte in seinem Hause bey Bender aushielt. Während den Pohlnischen Unruhen, unter der Regierung des Königs August, hielt der Graf von Sachsen fast eben eine solche Belagerung in einem Hause des Dorfes Crachniz aus, wo er sich mit achtzehn Mann gegen

acht-

achthundert vertheidigte. Hier ist die Beschreibung dieser Begebenheit.

Der Graf von Sachsen befand sich bey Einbruch der Nacht im Dorfe Trachniz; er quartierte sich in ein Chartemar ein, ein Gebäude fast wie die sogenannten Caravanserai in der Türkey, darin die Reisenden einzukehren pflegen. Die Pohlen erhielten Nachricht davon, und schickten achthundert Reuter oder Dragoner ab ihn aufzuheben; sie glaubten, es wäre der Feldmarschall Graf von Flemming, der, wie sie wußten, dieselbe Straße kommen sollte. Der Graf von Sachsen hatte sich eben zur Tafel gesetzt, wie er benachrichtigt ward, daß viel Reuterey ins Dorf einrückte, und nach seiner Seite zöge. Es war unmöglich alle Gebäude seines Quartiers mit achtzehn Mann zu vertheidigen. Er verließ also den Hof, und besetzte die Zimmer im ersten Stocke; er stellte in jedem zwey oder drey von seinen Bedienten, und befahl ihnen in den Fußboden Löcher zu machen, um auf diejenigen zu schießen, die zu ebener Erde eintreten würden.

Mit dem Rest begab er sich in den Stall, weil er von dort aus seinen Leuten Hülfe leisten konnte. Kaum waren diese Anstalten gemacht, so griffen ihn die Pohlen an. Sie schlugen die untern Thüren ein, da aber die, so zuerst ein-

drungen, getödtet wurden, fürchteten die andern ein gleiches Schicksal, sie ließen daher diesen Angriff fahren, und stiegen in die obern Zimmer hinauf, die nicht besetzt waren, um durch den Fußboden in die Zimmer zu schießen, darinn sich des Grafen Leute befanden. Er konnte sie nicht hindern hinauf zu steigen, aber er folgte ihnen mit den bey sich habenden Officieren nach, und machte sie alle nieder. Dieses Verlustes ungeachtet, versuchten die Pohlen einen zweyten Angriff. Obgleich der Graf von Sachsen durch einen Schuß am Schenkel verwundet war, fiel er sie doch mit eben dem glücklichen Erfolg an, und nun wagten sie es nicht weiter, sich der Gefahr bloß zu stellen. Sie umringten das Haus mit kleinen ausgestellten Posten, und ließen den Grafen von Sachsen durch einen Officier auffordern, unter der Bedrohung, daß sie das Haus anzünden, und ihn mit verbrennen würden, wenn er sich nicht ergeben wollte.

Der Graf hatte wichtige Ursachen alles anzuwenden, um ihnen zu entkommen, er rief dem Officier zu, zurück zugehen; da aber der Officier darauf drang, daß sie Pardon haben sollten, sahe der Graf aus Furcht, seine Leute möchten durch diese Anerbietung zu sehr versucht werden, sich gezwungen, ihn niederschiessen zu lassen. Die Pohlen ließen sich dadurch-

durch nicht abschrecken; sie schickten einen Dominicaner an ihn ab, der dasselbe Sickfal hatte. Hierauf versammelte der Graf von Sachsen seine Leute, und stellte ihnen vor, daß weder er noch sie Pardon zu erwarten hätten, und ihnen folglich kein Mittel übrig bliebe, als unter Begünstigung der Nacht fortzugehen; die kleinen Detaschements, welche sie umringten, konnten nicht so gleich von dem großen Haufen unterstützt werden, und würden also leicht zu überwältigen seyn, glückte es ihnen aber, das nur einige Schritte vom Hause gelegene Holz zu erreichen, so würde auch ihr Abzug völlig gesichert seyn.

Dieser Vorschlag ward von den meisten gebilliget, und der Graf verließ das Haus mit vierzehn Mann. Er traf eine Wache an, die vom Pferde abgesessen war. Sie konnte sich nicht einbilden, daß eine Handvoll Volks eines solchen Entschlusses fähig wäre. Mit den Degen in der Faust ward sie angegriffen, und verjagt, und da der Weg nun frey war, erreichte der Graf von Sachsen das Holz und die Stadt Sendomir, darinn sächsische Besatzung lag.

Hier sind noch einige besondere Züge aus seinem Leben, welche den Helden, und zugleich den Menschen karakterisiren:

Als der Graf die Stadt Prag überfallen und eingenommen hatte, sah er seine Brüder mit sächsischen Truppen der Stadt zu Hülfe kommen; da es nun zu spät war, so umarmte er sie, und sagte in einem lächelnden Tone zu ihnen: „Er sey vor ihnen in die Stadt gekommen, und er werde sie stets daran erinnern, daß er der Erstgeborne sey.“

Dem Markis de Courtivron, der wenig Truppen hatte, wurde von dem Grafen aufgetragen, auszukundschaften, von welcher Seite man das Schloß Ellenbogen am besten überfallen könnte? Er schrieb ihm, daß eine Menge Leute in diesem Schloß wären. Der Graf antwortete ihm auf einem Kartenblatte: „Mein lieber Courtivron! ich komme. Moriz von Sachsen.“

Uberhaupt drückte er sich sehr kurz aus. Einsmal schrieb er: „Für herzhafte Leute kurze Worte: man schlage sich.“

In der Schlacht bey Lawfeld wurde ein Pferd des Herrn von Balfonds bleßirt, und zwey unter ihm getödtet. Er kam zu Fuß auf den Grafen zu, der zu ihm sagte: „Was noch ein Pferd? diese Leute da wollen Sie Ihre Lection im Reuten nehmen lassen. — Er setzte gütig hinzu: Nehmen Sie den Afrikaner.“ Es war ein spanisches vortrefliches Pferd, und für

den Grafen selbst bestimmt. Herr de Balfonds stellte ihm vor, daß seine Person zu viel werth wäre, als daß sie sich desselben berauben solten. Der Marschall versetzte voll Freundschaft dagegen: (denn er hatte Freundschaft für ihn) „Nimm es, nimm es, heute bist du ich.“

Einsmal sagte er zu den Officieren, die bey ihm waren, „Einem Soldaten läßt die Furcht sehr übel: ich rede nicht von Ihnen meine Herren, die Sie alle Tage Proben von Muth und Tapferkeit geben; aber ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich mich zweymal bey dem nämlichen Umstande gefürchtet habe. Ich stieg auf den Straßburger Thurm; als ich auf den Gipfel kam, und hinabsehen wollte, überfiel mich eine Furcht, ohne daß ich etwas davon merken ließ. Ich sagte zu mir selbst: Aber Blödsinniger! wann du auch fallen würdest, dein Körper ist viel zu groß, als daß er zwischen den Geländern durchfallen könnte. Indessen stieg ich doch herab, und ich stieg das zweitemal hinauf, ohne daß mir meine Vernunftschlüsse die Furcht hätten benehmen können.“

Von ungefähr traf der Graf in dem Vorzimmer eines Ministers, der ihn nur einen Augenblick um Geduld gebeten hatte, einen General an. „Mein Herr! sagte er zu dem Generale, setzen wir uns nieder; man behaup-

tet,

tet, daß in diesem Lande da die Menschen entweder Betrüger, oder Betrogene sind; wir sind, dem Himmel sey es Dank, nicht aus der Zahl der Ersten; bemühen wir uns, auch nicht in die Zahl der lezten zu kommen."

Helden sind so wenig rein von menschlichen Schwachheiten, als andere Leute. — Indessen galt bey unserm Grafen das Sprichwort: Die kurzen Thorheiten sind die besten. —

Als er einst aus einem Feldzuge nach Paris zurück kam, begegnete ihm ein Zufall, woraus man sieht, das seine Leidenschaften nur ein vorübergehendes Feuer eines Herzens waren, das leicht in Flammen zu setzen, und leicht abzukühlen war. Die Erkenntlichkeit, unter dem Namen der Liebe, führte ihn zur Dem. Lecouvreur. Er nahm sich nicht eimal die Zeit seine Stiefel auszuziehen, noch sich reinlich anzukleiden; es war ein Tartar, der vom Beute machen zurück zu kommen schien. Die Theaterheldin konnte ihn wegen nothwendiger Geschäfte nicht empfangen, da er indessen im Vorzimmer allein war, sah er auf dem Kamin einen Brief liegen, den der Neveu des Cardinals T**, ein begünstigter Liebhaber, geschrieben hatte, und darinn über die Rückkunft seines Nebenbuhlers seufzte, der ihn verdrängen sollte. In dieser schmerzvollen Klage waren unter andern folgende Worte: „Wie

wer-

werden wir es anstellen uns wieder zu sehen? Ich überlasse der Liebe und Ihrem Herzen die Sorge, etwas ausfindig zu machen. Der wegen seines Verlustes mehr erstaunte als betrübte Graf, sieht seine ungetreue Geliebte eintreten, die sich mit einer solchen entzückenden Freude in seine Arme warf, daß jeder weniger unterrichtete Liebhaber wäre hintergangen worden. Der Graf statt ihr alltägliche Vorwürfe zu machen, erwiederte ihre Schmeicheleyen mit gleichem Feuer; allein da er fürchtete, sie möchte doch bald seinen heimlichen Verdruß gewahr werden, so sagte er zu ihr: „Ich muß sie auf einige Augenblicke verlassen, um besser, und reinlicher gekleidet vor Ihnen erscheinen zu können;“ statt dessen ging er zu seinem über diesen Besuch äußerst erstaunten Nebenbuhler, und schlägt ihm vor, mit ihm in eine Mietkutsche zu steigen. Diese Einladung glich einer Ausforderung, sie wurde angenommen. Sein Erstaunen war aber noch viel größer als er sah, daß man ihn zur Dem. Lecouvreur führe, zu welcher der Graf beym Eintritt sagte.

„Mein Täubchen, Sie sollen nicht mehr in „Verlegenheit wegen der Art seyn, wie Sie diesen Herrn da sehen können; hier ist er, und ich führe ihn zu Ihnen: dem Ueberwundenen kömmt es zu den Ueberwinder zu krönen.“ Die bestürzte Geliebte weinet, ächzet, und will sich auf eine heldenmäßige Weise einen Dolch

in

in die Brust stoßen. Man hielt sie zurück, und verspricht ihr Vergebung. Der Graf hatte sich selbst zu vieler Untreuheiten schuldig gemacht, als daß er die Schwachheiten anderer nicht hätte entschuldigen sollen. Da er gewiß war, überall willkommen zu seyn, gab er die Stelle eines Liebhabers auf, ohne daß er aufhörte ihr Freund zu seyn. Ihr Umgang der so viel gründliches als anmuthvolles hatte, war ihm nothwendig geworden. Die Gleichförmigkeit ihrer des Zwanges unfähigen Neigungen, eine gleiche Freyheit zu denken machte, daß sie alles unter die Vorurtheile zählten, was sich den natürlichen Neigungen widersetzte. Die Gewohnheit befestigte ihre Freundschaft, er sah sie alle Tage, und in der Krankheit an welcher sie starb, kam er nicht von ihrem Bette, bis sie den letzten Athem ausgehauchet hatte. Er begleitete sie zur Grabstätte, welche ihr in den Kirchen versaget wurde. Sein Freymüthiges Betragen gegen die Damen ist ein neuer Beweis, daß wenn er gleich manchmal an ihren Schwachheiten Theil nahm, er doch niemals ihr Verführer noch Sclave war. Wenn er sich gleich gern mit ihnen unterhielt, so war er doch zu gewissenhaft sie zu verführen; er verwahrte sich gegen seine Neigungen, wenn er sich ihnen nicht überlassen konnte, ohne ein Schlachtopfer zu machen. Diese seine häßliche Gesinnungen entfernten ihn von allen Damen,

deren Geburt und Rang durch ihre Fehltritte zu einem größern Aergerniß Gelegenheit gegeben hätten. Da er sehr aufmerksam war, denjenigen Leidenschaften, die er einflößen konnte, zuvorzukommen, oder sie zu ersticken, so sagte er ihnen mit der aufrichtigsten Miene: „Hüten Sie sich, mich ernstlich zu lieben, Sie würden die unglücklichste Person von der Welt seyn, weil ich der unbeständigste aus allen Männern bin; ich bin nur für Miethlinge, die ich morgen wieder des Dienstes entlassen kann.“

Obgleich der Graf, wegen seiner Unbeständigkeit eben nicht zum Heyrathen gemacht war, so vermählte er sich dennoch mit der Gräfin von **Loben**, einer reichen und liebenswürdigen Dame von Stande. — Es war nicht die Liebe — nur der Name der Gräfin, der Viktoria hieß, die ihn dazu vermochte. —

Der Graf genoß einer festen und dauerhaften Gesundheit. Alles versprach ihm ein langes und angenehmes Leben, als ihm ein faulendes Fieber den 30ten November 1750 nach einer neuntägigen Krankheit wegnahm, da er nicht älter als 54 Jahr 1 Monath und 12 Tage war. — Er sah der Annäherung des Todes mit eben dem gesetzten Wesen entgegen, das er in so vielen gefährlichen Gefechten hatte blicken lassen. Ludwig XV. schickte den Herrn von Senac, seinen ersten Leibarzt, der dem

Mar-

Marschall von Sachsen sehr ergeben war, und ihn vier Feldzüge begleitet hatte, ab, ihm zu helfen. Zu diesem sagte der Marschall wenig Augenblicke vor seinem Tode: „Doktor! das Leben ist nur ein Traum; der meinige ist schön gewesen, aber er ist kurz.“

Saladin.

Oder, wie einige sagen, Salaheddin, Sultan von Egypten und Syrien, war einer der größten Eroberer des zwölften Jahrhunderts. Freundlichkeit, Menschenliebe, Wohlthätigkeit, Religion, Gerechtigkeit und Freygebigkeit machten seinen Karakter aus. Seine Gestalt erregte mehr Liebe als Ehrfurcht; sein Blick hatte nicht das trotzige Wesen, das bisweilen die Herrn der Welt ankündiget; seine Gespräche waren simpel, artig, und von einer gewissen natürlichen Beredsamkeit, seine Einbildungskraft aber erhob sich nie bis zur Poesie, und selten zu jenen kühnen Figuren und Metaphern, die den Morgenländern so gewöhnlich sind. Er legte sich auf eine sehr unbedeutende, aber bey den andächtigen Muselmännern sehr geachtete Wissenschaft, auf die Traditionen der Mahomedaner, auf die Erklärungen des Alkorans, die verschiedene Meynungen der Ausle-

ger,

ger, und disputirte gern über diese Materien mit den Priestern und Kadis.

Den Poeten und Dialektikern, die damals im Morgenlande sehr gemein waren, war er wenig gewogen; dagegen überhäufte er die Lehrer des Gesetzes mit seinen Wohlthaten, und verfolgte nur die Schriftsteller, die in ihren Werken weder der Sitten noch der Religion schoneten.

Er besaß keine von den großen Leidenschaften, welche den Menschen aus der gemeinen Sphäre herausreißen; Leidenschaften, die dem menschlichen Geschlechte so nachtheilig sind, wenn sie die Seelen ihrer Beherrscher beunruhigen. Größer, durch ruhige und friedliebende Tugenden, als durch kriegerische Thaten, schien ihn die Natur mehr zum Privatleben, als zur Regierung eines großen Staats bestimmt zu haben. Es fehlte ihm an jener Standhaftigkeit, die bey Prinzen so nöthig ist, wenn sie ihrer Gewalt Ehrerbietung verschaffen wollen. Er konnte keine strenge Disciplin unter den Truppen einführen, und hielt seine Emire mehr durch Gütigkeit und Geschenke, als durch das Gewicht seines Ansehens in Ordnung. Das Glück erhob ihn von selbst auf einen Thron, den er nicht suchte; die Nothwendigkeit, sich auf demselben zu erhalten, machte ihn gegen seine Wohlthäter undankbar.

Mehr die Religion, als die Staatsklugheit gab ihm die Waffen in die Hand, und machte, daß er Blut vergoß, wovor er sonst überall einen Abscheu hatte.

Saladin erwarb sich, als er auf den Egyptischen Thron erhoben ward, die Liebe seiner neuen Unterthanen, durch allerhand nützliche Anordnungen. Er hielt die Haabsucht der Juden und Christen im Zaume, welche die öffentlichen Einkünfte in Pacht hatten, und zu öffentlichen Notarien gebraucht wurden. Nachdem er verschiedene weise Gesetze gegeben hatte, eroberte er Syrien, Arabien, Persien, Mesopotamien, und gieng auf Jerusalem loß, das er den Christen entreißen wollte. Renaud de Chatillon, Herr zu Krak, einer festen Stadt auf der syrischen Gränze, hatte einen zwischen den Christen und Muselmännern geschlossenen Waffenstillstand gebrochen. Eine Karavane gieng aus Egypten nach Syrien, und er ließ alle, aus denen sie bestand, in Ketten und Banden legen. Saladin forderte die Loslassung dieser Gefangenen; Renaud aber kehrte sich daran nicht. Er begegnete dem Deputirten des Saladin hart, und schimpfte auf alle Muselmänner. Saladin ward darüber so aufgebracht, daß er Gott zum Zeugen der Untreue der Christen anrief, und bey ihm schwor, er wolle sie „mit seiner ganzen Macht

be-

bekriegen, und den Renaud mit eigener Hand umbringen. Er marschirte im Jahr 1188 gegen die Christen, und lieferte ihnen bey Tiberias eine Schlacht mit mehr als 50000 Mann. Diese Schlacht dauerte drey Tage, und war sehr blutig. Die Christen mußten endlich der stärkern Anzahl weichen, und wurden gänzlich geschlagen. Während, daß man die Flüchtigen verfolgte, und einer barbarischen Staatsklugheit zu Folge, alle Tempel- und Hospital-Ritter, als unversöhnliche Feinde der Mahomedaner umbrachte, ließ Saladin ein Zelt mitten auf dem Schlachtfelde aufrichten, und die vornehmsten Gefangenen zu sich bringen, unter denen Guido von Lusignan König zu Jerusalem und Renaud de Chatillon waren. Der Sultan nahm den König sehr gnädig auf, bedauerte ihn wegen seines Unglücks, ließ ihn zu seiner Rechten sitzen, und unterhielt sich mit ihm vermittelst eines Dollmetschers. Da er sah, daß dieser Prinz sehr durstig war, ließ er ihm einen erfrischenden Trank herbey holen. Lusignan reichte, nachdem er getrunken hatte, den Becher dem Renaud; aber der Sultan rief: Halt! ich will nicht, daß dieser Ungetreue in meiner Gegenwart trinke; denn ihm kann ich keine Gnade wiederfahren lassen.

Es war eins von den Gastrechten, das bey den Arabern unverbrüchlich beobachtet ward,

daß sie einem Gefangenen, dem sie zu Essen und zu Trinken gegeben hatten, allen Schuz und Sicherheit schuldig zu seyn glaubten. Der Sultan fuhr daher gegen den Chatillon fort: „Endlich, sagte er, hat dich der Himmel der jedes Verbrechen bestraft, in meine Gewalt gegeben. Erinnere dich, wie du bundbrüchig geworden bist; Erinnere dich der, selbst zur Zeit des Friedens gegen die Muselmänner verübten Grausamkeiten, deiner begangenen Räubereyen, der Lästerungen des Propheten, der strafbaren Unternehmungen gegen die heiligen Städte, Mecca und Medina. Es ist Zeit, alle diese Verbrechen zu bestrafen, und mich meines Eides zu entledigen. Ich habe geschworen, daß du von meiner eigenen Hand sterben sollst. Es ist dir indeß noch ein Mittel übrig dem Tode zu entgehen, wenn du nämlich meine Religion annimmst, die du zerstören wolltest.“ — Renaud, dem es verdroß, daß man ihn einer solchen Niederträchtigkeit fähig glaubte, trotzte dem Sultan mit hochtrabenden und beleidigenden Worten. Saladin, den der Zorn übereilte, stand auf, faßte ihn beym Leibe, zog ihn mitten in die Versammlung, und hieb ihn auf einen Streich den Kopf ab. Sein blutiges Haupt rollte bis vor die Füße des Königs, welcher vor Schrecken bloß ward, und für sich ein gleiches Schicksal befürchtete. „Sey ruhig, sagte der Sultan

zu ihm; die Untreue trift nur ihren eigenen Urheber. Ich räche mich an einem Verräther; ich weiß aber auch die Rechte der Menschheit gegen diejenigen zu beobachten, die sie nicht verletzt haben."

Er begegnete in der That diesem Prinzen, und den andern Gefangenen mit einer solchen Großmuth, wovon man in diesen Ländern noch kein Beyspiel gesehen hatte.

Nachdem Saladin die Citadelle zu Tyberias erobert hatte, belagerte er Acra, welches sich nach zween Tagen ergab. Er bemächtigte sich hierauf aller übrigen Plätze und fand nirgends viel Widerstand. Endlich ließ er sich vor Jerusalem sehen, welches das Hauptaugenmerk seiner Unternehmung war; diese Stadt mußte sich den 2ten October 1187 ergeben. Man hat dabey die Anmerkung gemacht, daß diese heilige Stadt, die von den Creuzbrüdern zur Zeit des Pabstes Urban II erobert ward, den Ungläubigen unter der Regierung Urbans III wieder in die Hände gerieth. Die Franken hatten sie 88 Jahre inne gehabt, und sie durch neun Könige, die alle fränkischen Ursprungs waren, regieren lassen. Der Sultan hatte jedem Einwohner zu seinem Lösegelde zehn Besans oder Goldthaler auferleget, für eine Frau durften nur fünf, und für ein Kind nur zwey bezahlet werden. Alle, die dieses

Geld nicht bezahlen konnten, sollten Sclaven bleiben. Die Anzahl der Armen, und folglich der Sclaven war sehr beträchlich. Der Bruder des Sultans bat für die Befreyung von 1000 Mann; ein anderer Officier wagte eben diese Bitte; der Sultan willigte darein und sagte: Ihr habt euer Allmosen gegeben; es ist billig, daß ich auch das meinige gebe. Machet in der Stadt bekannt, daß alle Arme sich hinwenden können, wohin sie wollen, und daß ich ihnen allen die Freyheit schenke."

Der Sultan legte seine großmüthige Gesinnungen noch auf verschiedene andere Weise an den Tag. Er erlaubte der Gemahlin des Lusignan sich anders wo hin zu begeben; den Griechen und Syrern gab er die Freyheit, zu Jerusalem zu bleiben, und räumte ihnen die Kirche des heilgen Grabes ein. Alle Kranke sollten in den Hospitälern gelassen werden; er verordnete sie auf seine Kosten zu verpflegen, und erlaubte den Hospitalbrüdern, bis zu ihrer völligen Genesung für sie zu sorgen.

Saladin, der stets voll Eifer für seine Religion war, legte in dem eroberten Land mahomedanische Schulen an. Er reinigte alle Moscheen, und ließ den Jakobsstein, eine Moschee, die zur Kirche war gemacht worden, selbst durch die Hände der Christen mit Rosenwasser waschen. Er setzte eine prächtige Kan-

zel hinein, an welcher ein Sultan von Aleppo mit eigenen Händen gearbeitet hatte, und ließ über der Thüre die Worte eingraben: Der König Saladin, ein Diener Gottes setzte diese Aufschrift, nachdem Gott durch seine Hand Jerusalem erobert hatte.

Ganz Europa rüstete sich, um Asien zu Hülfe zu kommen, da sich das Gerücht von den Siegen des Sultans von Egypten ausbreitete. Die Staaten, die keine Truppen liefferten, gaben den Zehnten von ihren Einkünften und Vermögen dazu her; man nannte das den saladinischen Zehenten. Die asiatischen Christen, die sich nach Tyrus gewandt hatten, machten, da sie solche Verstärkung bekamen, Anstalt Saint Jean d' Acre zu belagern, schlugen die Muselmänner, und bemächtigten sich dieser Stadt, nebst Cäsarea und Jaffa. Die Kreuzbrüder nahmen sich nun vor Jerusalem zu belagern, da aber zwischen ihren Anführern eine Uneinigkeit entstanden war, sahe sich der König von England, Richard, gezwungen, einen Stillstand auf drey Jahre und drey Monathe mit dem Saladin zu schließen, durch welchen die Christen auf den Küsten von Tyrus bis Joppe Sicherheit erhielten. Saladin, der zu Damas von einer tödlichen Krankheit befallen ward, überlebte diesen Stillstand nicht lange.

Die Geschichtschreiber erzählen, daß Saladin kurz vor seinem Tode befohlen habe, die Leinwand, in welche man ihn, wenn er begraben würde, wickeln sollte, an eine Lanze zu binden, sie auf den Straßen zu Damas herum zu tragen, und dabey auszurufen: „Sehet, das ist es, was Saladin der Bezwinger des Orients, von allen seinen Eroberungen mit sich nimmt!“

Saladin beobachtete die Verordnungen des Alkorans so gewissenhaft, daß ihn die Muselmänner unter ihre Heilige gesetzt haben. Er ließ während seiner Krankheit an alle Arme, selbst an Christen Allmosen austheilen. Man mußte endlich sein Geschmeide und seinen Hausrath verkaufen, weil er alles weggegeben, und nichts für sich gespart hatte. Saladin sahe das Herz seiner Unterthanen, als den einzigen Schaz eines Königes an.

Nie war ein Prinz von der Pflicht, seinen Unterthanen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, mehr überzeugt, als er. Er hielt selbst alle Montage und Donnerstage einen Divan, er mochte in der Stadt oder bey der Armee seyn. An andern Tagen in der Woche nahm er demohngeachtet noch Bittschriften von den Unterthanen an, und entschied in Sachen, die keinen Aufschub litten. Alle Personen ohne Unterschied des Standes, des Alters, des Landes,

der

der Religion, hatten einen freyen Zutritt bey ihm. Muselmänner und Christen, Fremde und Einheimische, Arme und Reiche, alle wurden zu seinem Tribunale zugelassen, und erhielten, was den Gesetzen, oder vielmehr der natürlichen Billigkeit gemäß war. Als ein gemeiner Mann den Neffen des Sultans verklagte, befahl ihm dieser zu erscheinen. Ein gewisser Omar, ein Kaufmann aus Akhlat, einer dem Saladin nicht unterworfenen Stadt, gab sogar eine Klage gegen diesen Monarchen beym Kadi zu Jerusalem ein, wegen eines Sclaven, den der Sultan bey sich hatte, und an dem der Kaufmann ein Recht zu haben vorgab. Der Kadi gab dem Sultan von diesem sonderbaren Vorfalle Nachricht, und fragte, wie er sich dabey zu verhalten habe. Thue, was Recht ist, gab ihm der Sultan zur Antwort. Er erschien am bestimmten Tage vor dem Richter, vertheidigte seine Sache selbst, gewann sie; und anstatt die Verwegenheit des Kaufmanns zu bestrafen, ließ er ihm vielmehr eine Summe Geldes auszahlen, um ihn für die gute Meynung zu belohnen, die er von seiner Redlichkeit gehabt hatte, indem er vor seinem eigenen Tribunale Recht gesucht hatte, ohne zu befürchten, daß es da aus Begünstigung verletzt werden könnte.

Seine Unterthanen, die seine Gütigkeit kannten, trugen kein Bedenken, ihm zu allen Stunden beschwerlich zu fallen. Eines Tages, als dieser Prinz den ganzen Morgen mit seinen Emiren und Ministern gearbeitet hatte, begab er sich aus dem Gedränge bey Seite, um ein wenig auszuruhen. In dem Augenblick kam ein Sclave und bat um Audienz. Saladin sagte, er solle nur Morgen wiederkommen. Der Sclave sagte, seine Sache litte keinen Aufschub, und warf ihm das Memorial vor die Füße. Der Sultan hob es selbst auf, las es, fand die Bitte billig, und versprach, sie ihm zu gewähren. Er sagte sodann zu seinen Ministern, die über diese ungemeine Gnade erstaunten: „Dieser Mensch hat mich nicht beleidigt; ich habe ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und habe damit nur meine Schuldigkeit gethan.“

Bey einer andern Gelegenheit, als er mit seinen Generalen sich wegen der Kriegsoperationen besprach, überreichte ihm eine Frau eine Bittschrift, Saladin ließ ihr sagen, daß sie warten sollte. „Ey, warum bist du König, sagte sie, wenn du nicht unser Richter seyn willst?“ — „Sie hat Recht, sagte der Sultan, verließ die Versammlung, hörte das Anbringen der Frau, und ließ sie befriedigt von sich gehen.

Der

Der Geschichtschreiber des Saladin giebt uns auch von seiner Mäßigung im Zorne ein Beyspiel, indem er eine von den kleinen Begebenheiten anführt, die auch ein Plutarch nicht würde mit Stillschweigen übergangen haben. Zween Mamelucken zankten sich nicht weit von ihm, und einer warf den Pantoffel nach dem andern, dieser wich aus, und der Pantoffel traf den Sultan.

Der Prinz that, als ob er es nicht bemerkte, kehrte sich nach einer andern Seite, und sprach mit seinen Generalen, damit weder er noch sonst jemand weiter an den Zufall gedächte, und er sich nicht genöthigt sähe, ihn zu bestrafen.

Zu der Zeit, als der Sultan am meisten gegen die Franken aufgebracht war, und er allen, die zu Gefangenen gemacht wurden, die Köpfe abschlagen ließ, brachte man einen christlichen Officier in sein Lager, der voll Todesangst war. Als ihn Saladin um die Ursach dieser Furcht fragte, sagte er: „Ich zitterte, als ich mich deiner Person näherte; aber ich höre auf, mich zu fürchten, da ich dich sehe: ein Prinz, dem Gnade und Güte aus den Augen leuchtet, kann nicht die Grausamkeit haben, mich zum Tode zu verurtheilen.“ Der Sultan lächelte, und schenkte ihm das Leben und die Freyheit.

Sandjar.

Im Oriente regierte nie ein Fürst, der wegen seiner Liebe zur Gerechtigkeit so sehr berühmt war, als Sultan Sandjar, aus dem Geschlecht der Selguiciden, und ein Sohn des Sultans Malachale.

Als er einsmal nach einem blutigen Kriege, in welchem er sich rühmlichst hervor gethan hatte, triumphirend nach seiner Residenz Jalicka, von seiner siegreichen Armee begleitet, wieder zurückkehrte, und alle Einwohner den König und seine ihn begleitende Pracht zu sehen, theils aus der Stadt ihm entgegen gegangen waren, oder auf die Wälle und Thürme der Stadt sich begeben hatten; fügte es sich unter andern, daß in der Nähe der Stadt, die Begräbnißstätte eines berühmten Imans sich befand; eine Art Tempel, der mit einem außerordentlich hochgeführten Thurm, welcher sich mit einem Gewölbe schloß, gezieret war. Auf dieses Gewölbe hatte sich ein kleiner Junge, der Sohn eines Derwisch begeben, um von da alles übersehen zu können.

Da sich nun der Sultan gegen das Gebäude nahete, und auf dem Gewölbe etwas erblickte, vermuthete er, es sey ein großer Vogel; und da er ein guter Schüze war, spannte er sogleich seinen Bogen, und schoß so unglüklich

für

für den kleinen Waghals, daß derselbe vom Pfeil tödlich getroffen, sogleich von der Höhe herab stürzte, und in seinem Blute zu des Sultans Füßen lag.

Dieser ward sehr bestürzt, und bedauerte das Schicksal des Knaben! er stieg vom Pferde und bemühte sich selbst ihn ins Leben zurück zu rufen; aber vergeblich, denn der Pfeil war ihm durchs Herz gefahren.

Da der Sultan vernahm, daß der Knabe einen Vater hatte, ließ er diesen nach Hofe kommen, und verschloß sich mit ihm in ein Zimmer, welches einen geheimen Ausgang aufs Feld hatte.

Hier legte er einen Beutel mit Gold auf einen Tisch, und neben den Beutel seinen eigenen Säbel, und sagte zum Vater des Knabens:

„In mir siehst du den Mörder deines Sohns vor dir: ich könnte zu meiner Entschuldigung anführen, daß ich es nicht vorsetzlich gethan, allein mit Vorsatz oder durch Mißverstand, ist dein Verlust immer der gleiche, da du durch meinen Schuß deines Sohns beraubt bist.“

„Die Gesetze sind dir bekannt, und da sie dir erlauben, eine Summe Geldes statt einer

Ent-

Entschädigung anzunehmen, so ist hier ein Beutel mit Gold. Wenn du aber zur Genugthuung Blut für Blut, und Leben für Leben haben willst, zu dem dich die Gesetze auch berechtigen, so liegt hier mein entblößter Säbel; auch bin ich bereit den Tod von deiner Hand zu empfangen; hier hast du den Schüssel zu der geheimen Ausgangspforte, und die ganze Nacht zu deiner Sicherheit und Flucht; denn mein Befehl ist: daß vor Morgen, Niemand, was auch der Anlaß seyn möchte, uns hier unterbrechen soll."

„Mein Beherrscher! erwiederte der Derwisch, sich zu des Sultans Füßen werfend, du bist noch weit erhabner über den Rest der Menschen durch deine Gerechtigkeit, als durch deine Würde. Da sey Gott vor, daß ich den Erhalter und Beschützer seines Volks, des Lebens berauben sollte; mein unglücklicher Sohn ist durch diejenige Todesart aus der Welt gekommen, welche in dem Buch der Vorausbestimmung für ihn aufgezeichnet war; du hast lediglich den Willen der Vorsehung vollzogen, und ich habe daher auch nicht einmal einen gerechten Anspruch an einige Entschädigung, und bin bereit mein eigenes Leben zu geben, um dasjenige eines Prinzen zu fristen, der so gütig und so gerecht gegen sein Volk gesinnet ist und auch so handelt."

„Deine

„Deine Art zu denken, erwiederte der sich wundernde Sultan, verdient belohnt zu werden; und ich ernenne dich daher zum Gubernator meiner Residenz; denn Männer, deren Denkungsart so sehr über die gemeine erhaben ist, sind würdig, andere zu regieren.“ —

Dieser Sultan hatte einen Hofschneider, dem er wegen seiner witzigen Einfälle gewogen war; der Mann ward krank, und sah im Traum eine lange und breite Rolle Zeug in der Luft fliegen, von allerhand Farben reicher Stoffen zusammengesetzt; der Engel des Todes hielt diese Art Fahne in einer Hand, und in der andern einen eisernen Stab, mit welchem er dem Träumenden verschiedene Streiche gab.

Der Kranke erwachte in einer Art von Schrecken, und that ein Gelübde, daß wenn er wieder gesund werden sollte, wolle er die Freybeuterey gänzlich aufgeben. Er ward gesund, traute sich aber selbst nicht, sondern gab einem seiner Lehrjungen Befehl, ihn allemal an seinen Traum zu erinnern, so oft er ihn sehen würde, ein Kleid von reichem Stof schneiden. Der Junge gehorchte des Meisters Befehl, und Zimzim der Warnung. Allein da der Sultan von einem außerordentlich reichen Stoff sich ein Kleid machen ließ, ward die Versuchung für Zimzim zu groß; der Junge warnete

ihn

ihn vergeblich. „Ich bins müde, erwiederte Zimzim, des ewigen Gewäsches vom Traum; in der ganzen langen und breiten Fahne die der Engel in der Hand hielt, war kein einziges Stück, welches diesem gleich sah, und zu dem fehlte eine große Ecke. Was ich nun hier wegschneide, wird es just eben machen.“ Allein der Spas nahm ein schlechtes Ende, denn der Sultan, dem die Sache hinterbracht wurde, ließ Zimzim für sich kommen, und da er es eingestehen mußte, entließ er ihn seiner Stelle, mit dem Verweis, daß er niemand in seinem Dienst haben wolle, der vorsetzlich wider feyerliche Gelübde und sein Gewissen handle, denn in diesen Stücken habe kein Scherz Platz, und darüber spasen, zeige ein würklich böses Herz. —

Santons

Sind wandernde türkische Mönche, und machen die gröste Anzahl der mahomedanischen Religiosen in Egypten und im Orient aus. Die Araber nennen sie Siech, ein Wort, das einen Menschen bedeutet, der zur einen Hälfte ein Heiliger ist, und zur andern Hälfte ein Narr.

Nicht

Nicht ganz nackend, wie die indianischen Fakire, aber doch mit dem beynahe unsichtbaren Nebel eines feinen Hemdes bekleidet, durchwandern sie die Städte, Flecken und Dörfer. Allenthalben betragen sie sich zaumlos, und allenthalben ergeben sie sich bey dem Frauenzimmer ihren Lüsten. —

Brod, gebratenes Fleisch und andere Eßwaaren, ergreifen sie nach Belieben; die Verkäufer danken dem Himmel für diese Ehre eben so, wie das Egyptische Frauenzimmer für jene *).

Begegnen sie irgend einem Weibe auf der Straße, so nehmen sie dieselbe sanft und höflich bey der Hand, und ergötzen sich daran vor aller Menschen Augen nach Cynischer Weise. — Auch hierüber beklagen sich weder die Ehemänner, die ihre Weiber durch diese Weltüberwinder öffentlich schänden sehen, noch die Anverwandten dieser Weiber, und am wenigsten die Weiber selbst. „Man muß es dem Heiligen verzeihen, sagen sie, denn er ist unsinnig."

Einige

*) Wir nicht so geduldigen Europäer bedanken uns lieber für dies Bene unserer Mönche; — mancher gute Ehemann ist aber dennoch oft gezwungen, diese Ehre sich von solcher Art Heiligen aufbürden zu lassen. —

Einige von ihnen verbinden sich zwar zur Armuth, andere zur Keuschheit, andere zum beständigen Fasten und zur Enthaltung; und einige überlassen sich gänzlich dem beschaulichen Leben. Jeder von diesen trägt die Merkzeichen seiner Beschäftigung. Diejenigen, welche Federn auf den Köpfen tragen, zeigen dadurch an, daß sie dem Nachdenken ergeben sind, und Offenbarungen haben. — Diejenigen, deren Kleider mit bunten Stücken Tuch geflicket sind, geben ihr Gelübde der Armuth zu erkennen. — Diejenigen, welche ihre Hälse mit Ketten behängen, bezeugen die Heftigkeit des Geistes, der sie beseelet, und diejenigen, welche etwas in den Ohren tragen, deuten ihren Gehorsam und Unterwerfung gegen den Geist an, der sie mit Entzückungen vergnüget. Einige von ihnen leben in einer Gemeinschaft; einige sind Einsiedler; und die dritte Gattung besteht aus Bettlern. — —

Sarkasme.

So heißt ein spöttischer Einfall, der sich auf Tadelsucht, und Bosheit gründet. Wenn man aber über ein satyrisches und anzügliches Wort bisweilen lacht, so haßt man doch allezeit denjenigen, der es vorbringt.

Als im Jahr 1668. Herr d' Hümieres zur Würde eines Marschalls war erhoben worden, und zwar auf Bitten des Vicomte von Türenne, welcher den Reitzen und dem Verstand der Markise d' Hümieres nicht widerstehen konnte, fragte Ludewig XIV. an eben dem Tage den Herrn von Grammont, ob er wohl wüßte, wen er zum Marschall von Frankreich gemacht habe: „Ja, Sire, antwortete dieser, es ist die Frau d' Hümieres."

Der Cardinal de Bonzi pflegte immer im Scherz zu sagen, daß die, die Pensionen von seinen Einkünften bekämen, nicht lange leben würden, und daß sein Gestirn sie tödten würde. Dieser Cardinal fuhr eines Tages mit dem Obereinnehmer der geistlichen Gefälle Penautier, von dem man sagte, daß er ein Giftmischer wäre, im Wagen, und wurde vom Abbe Fouquet gesehen. Dieser sagte hernach in einer Gesellschaft: er habe den Cardinal Bonzi mit seinem Gestirn gesehen.

Ein Hofmann war im Verdacht, daß er unvermögend sey, und ließ keine Gelegenheit vorbey, sich zu vertheidigen. Er traf den Benzerade an, der ihn oft damit aufgezogen hatte. „Mein Herr, sagte er zu ihm, so lustig Sie sich auch immer über mich machen, so sollen Sie doch wissen, daß meine Frau vor

etlichen Tagen in die Wochen gekommen ist.“ „Ey, mein Herr, antwortete Benzerade, an „Ihrer Frau hat noch niemand gezweifelt.“

Als Beaurrû in Spanien war, und die berühmte Bibliothek im Escurial besahe, traf er einen sehr unwissenden Bibliothekarius an. Der König in Spanien fragte ihn, wie ihm die Bibliothek gefiele. „Sie ist sehr schön, sagte er; aber Ew. Majestät sollten den, der darüber gesetzt ist, zu Ihrem Finanzeinnehmer machen.“ „Und warum?“ fragte der Prinz. — „Weil sich dieser Mann auf keine Weise an dem vergreift, was seinen Händen anvertrauet ist,“ antwortete Beautrû.

Ein General, der sich mehr auf einem Balle, als bey der Armee ausnahm, hatte einen Soldaten, der marodiren gegangen war, an den Galgen geschickt. Der Capitain wollte Pardon für ihn erbitten, und stellte dem General vor, daß es einer der tapfersten Leute beym Regimente wäre; aber der General ließ sich durch keine Vorstellung bewegen. „Bin ich nicht ein Narr, sagte der Capitain, anstatt daß ich diesen Kerl als den tapfersten Soldaten rühme, hätte ich ihn für den besten Tänzer ausgeben sollen, der Herr General würde ihm gewiß das Leben geschenkt haben.“

Ein Edelmann sprach sehr laut mit dem Prinzen de Guemene wider den Cardinal Richelieu. Nicht so laut, sagte der Prinz, hier sind einige von seinen Creaturen, die es hören möchten. Es waren Arme, welche um ein Allmosen baten.

Ein Abt am Hofe rühmte sich, daß er einen Calviniſten bekehrt habe. „Ihr habet ihn bekehrt? fragte ihn einer; aber durch wen habet Ihr ihn denn unterrichten lassen?“

Es wurde in einer Gesellschaft von der Seelenwanderung gesprochen. Einer, der einen witzigen Einfall zu haben vermeynte, sagte, er erinnere sich, würklich das goldene Kalb gewesen zu seyn. Noch witziger antwortete ihm eine Dame darauf: „Ihr habt nichts verlohren, mein Herr, als die Vergoldung.

Ein Frauenzimmer klagte, daß sie dreyßig Jahren so nahe sey, da sie doch schon älter war. „Tröstet euch, Mademoiselle, sagte ein lustiger Kopf zu ihr, ihr kommt alle Tage weiter davon ab.“

Ein anderes Frauenzimmer, das im vierzigsten Jahre noch für jung wollte gehalten seyn, sagte, daß sie nur fünf und zwanzig Jahre habe. Ich weiß es wohl, antwortete

ein wenig galanter Spötter, denn Ihr habet es mir vor funfzehn Jahren schon gesagt.

Ein Prinz hatte einen sehr unwissenden Menschen zu seinem Bibliothekarius gemacht. Man hat ein Serail einem Verschnittenen zu bewachen gegeben, sagte ein witziger Kopf.

Ein Doktor der Rechte, der seine Frau, welche sehr schön war, Ehebruchs halber anklagte, und überführte, ließ sie in ein Kloster sperren, und legte sich eine Concubine zu. Ein Spötter sagte in einer Gesellschaft, wo von diesem Doktor gesprochen wurde: „Eine Hure statt der andern; er hätte eben so gut gethan, wenn er seine Frau behalten hätte.

Ein Rath, dessen Vorfahren Livrey getragen hatten, kam öfters in rothen Sammethosen in die Gerichtsversammlung. Der Präsident, welcher es für eine Obrigkeitliche Person unschicklich fand, sagte in einem spöttischen Tone zu ihm: „Ich wundere mich nicht, Euch so cavaliermäßig gekleidet zu sehen, man liebet das Buntscheckigte in Eurer Familie.

Der Prinz Julius, des großen Conde' Sohn, der mit Blähungen geplagt war, ließ sich die Lebensbeschreibungen berühmter Männer

ner des Plutarchs von seinem Kammerdiener vorlesen, und wurde davon nicht ruhiger. Ich wundere mich über das gar nicht, was Euch begegnet, sagte der Bediente, der sein Vertrauter war; Ihr lasset euch da Bücher vorlesen, die nur von Morden, Schlachten, Verheerungen ganzer Völker handeln, und Euch den Kopf nothwendig finster machen müssen. Nun lies mir das Leben des Marschals von... Dieser Herr war bloß aus Gunst zu diesem Posten erhoben worden.

Der Markis von ... hatte, in einem in Flandern gelieferten Treffen, sich allzueilfertig zurück gezogen. Einige Zeit darnach zeigte man Ludewigen XIV. einige engländische Pferde, welche gute Läufer seyn sollten. Sire, sagte der Graf von .... zum Könige, ich weiß einen bessern Läufer, als alle diese Engländer, nämlich das Pferd des Markis von ...

Satyre.

Die Satyre, sagt ein gewisser Schriftsteller, ist vielleicht nichts, als das Gewehr der Verzweiflung. — Wer seinen talentreichen Kindern früh Feinde erwecken will, der stimme ihren Geist früh auf den Ton der Satyre;

denn Spottreden über die Mängel, und Fehler des Nächsten sind immer verwundende Pfeile. Sie beleidigen den, auf welchen sie abgedrükt werden, und kommen oft tödtend zurük.

Der Bogen der Satyre gehört nur in die Hand des klugen Mannes, welcher Verstand und Menschenfreundlichkeit genug besitzet, ihn zu rechter Zeit nüzlich und behutsam zu gebrauchen.

Saurin.

Man kennt diesen berühmten französischen Prediger im Haag, der aus Nismes gebürtig, eine zeitlang Fähndrich war, und dann die Theologie studirte, aus seinen vortreflichen Kanzelreden. Aber das ist vielleicht wenigen Lesern bekannt, daß Er der Mann ist, der, nach der Erzählung in Gellerts Testament, so edel gehandelt hat. — Ein gewisser Lambert im Haag setzte Saurin zu seinem Erben von 20,000 Thaler ein. Allein der Vetter dieses Mannes, Namens Vinzent, verklagte den Prediger: er habe das Testament erschlichen. Saurin ließ dem Prozesse freyen Lauf, und erst, nachdem er ihn gewonnen hatte, sprach er zu dem Verläumder jene Worte, womit sich dieses Gellertsche Gedicht schließt:

Die

Die Hälfte schenk ich Dir; um dich zu widerlegen;
Zweytausend Thaler sollen mein,
Und das noch übrige Vermögen
Mag ein Geschenk für arme Waisen seyn! —
Verdien' ich noch den schrecklichen Verdacht,
Daß ich das Testament durch List an mich gebracht?

Savonarola.

Hieronymus Savonarola, geboren zu Ferrara im Jahr 1452, war ein Dominikaner-Mönch im Kloster zu Florenz. Er war einer von jener Art Prediger, die, wenn sie einige Fähigkeit, auf der Kanzel zu reden, besitzen, den Augenblick glauben, sie könnten die Unterthanen regieren, und einer von der Art Theologen, die, wenn sie die Offenbarung Johannis erkläret haben, Propheten geworden zu seyn vermeynen. Er predigte, er hörte Beichte, er schrieb: und da er sich in einer freyen Stadt befand, wo es nothwendig viele Parteyen geben mußte, so wollte er auch einen Anhang haben.

So bald die vornehmsten Bürger zu Florenz in Erfahrung gebracht hatten, daß Karl

VIII. mit seinem Italiänischen-Feldzuge schwanger gieng, prophezeihete er selbigen, und das Volk hielt ihn für begeistert. Er redete wider den Papst Alexander VI. er suchte diejenigen seiner Landesleute aufzumuntern, die die Medicis verfolgten, und das Blut der Freunde dieses Hauses vergossen. Niemals hatte ein Mensch mehr Gewalt über das gemeine Volk in Florenz gehabt. Er war, so zu sagen, ein rechter Tribun des Volks geworden, indem er es dahin gabracht hatte, daß die Künstler mit in den Rath genommen wurden. Der Papst und die Medicis bedienten sich wider den Savonarola der nämlichen Waffen, die er wider sie gebrauchte; sie ließen einen Franciscaner wider ihn auftreten und predigen. Der Orden des heiligen Franciscus hassete den Orden des heiligen Dominicus mehr, als die Welfen die Gibellinen hasseten.

Es glückte dem Barfüßer, daß er den Dominicaner verhaßt machte. Nunmehr brachen beyde Orden öffentlich wider einander los. Endlich erboth sich ein Dominicaner, daß er, um des Savonarola Heiligkeit zu beweisen, quer über einen Scheiterhaufen weggehen wolle. Sogleich fand sich auch ein Barfüßer, der durch diese nämliche Probe beweisen wollte, daß Savonarola ein Bösewicht sey.

Das

Das Volk hatte große Lust, ein solches Schauspiel anzusehen, und drang auf dessen Vollziehung. Die Obrigkeit war also genöthiget, es anzustellen. Alle Menschen hatten noch den Kopf von der alten Fabel voll, da der bekannte Aldobrandinus, mit dem Zunamen Petrus Igneus, im zwölften Jahrhunderte über glühende Kohlen mitten durch Scheiterhaufen hin und her gegangen seyn sollte; und des Savonarola Anhänger zweifelten gar nicht, Gott werde für einen Jacobiner eben das thun, was er für einen Benedikiner gethan habe. Die Gegenpartey hoffte das nämliche für den Barfüßer.

Das Feuer ward angezündet. Die Ritter erschienen in Gegenwart einer unzähligen Menge Volks. Allein wie sie beyde mit kaltem Blute die brennenden Scheiterhaufen betrachteten, fiengen sie beyde an zu zittern; und ihre beyderseitige Furcht gab ihnen ein Mittel ein, um den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Der Dominikaner wollte nicht anders, als mit der Hostie in der Hand, in den Scheiterhaufen hinein gehen. Der Franciskaner behauptete, das wäre eine Sache, die nicht mit bedungen sey. Beyde bestunden auf ihrem Sinne; und da sie einander auf die Art beyde aus einem verdrüßlichen Handel halfen, so ward nichts aus dem

ab-

abscheulichen Schauspiele, das sie veranstaltet hatten.

Das Volk ward hierauf von dem Anhange der Franciskaner aufgehetzt, und wollte den Savonarola beym Kopfe nehmen. Die Obrigkeit befahl diesem Mönche, Florenz zu verlassen. Allein, unerachtet er den Papst, den Anhang der Medicis, und das Volk wider sich hatte, so wollte er doch nicht gehorchen. Er ward allso gefangen genommen, und siebenmal auf die Marter gebracht. Der Auszug seiner Aussage enthält so viel, daß er eingestanden habe, er sey ein falscher Prophet, ein treuloser Mensch, der das Geheimniß der Beichte, und die Geheimnisse, die ihm seine Brüder entdeckten, mißbrauchte. Konnte er also wohl läugnen, daß er ein Betrüger sey? Ist ein Begeisterter, der Rotten und Parteyen anstiftet, von der Betrügerey nicht hinlänglich überführet? Vielleicht war er mehr ein Phantast. Die menschliche Einbildungskraft ist wohl vermögend, zwo solche Ausschweifungen, die dem Augenschein nach, sonst nicht bey einander stehen können, mit einander zu vereinigen. Wenn ihn die Gerechtigkeit allein verdammt hätte, so wäre das Gefängniß, die öffentliche Buße allenfals hinlänglich gewesen; allein, so mengte sich die Parteylichkeit darein. Man verdammte ihn und zween Dominikaner

zum

zum Feuer, welches sie nicht zu achten, sich gewöhnet hatten. Sie wurden erwürget, ehe man sie ins Feuer warf. Die von des Savonarola Anhange ermangelten nicht, ihm Wunder zuzuschreiben; die letzte Hülfe der Anhänger eines unglüklichen Oberhauptes. Wir wollen auch nicht vergessen, daß ihm der Papst Alexander der VI. so bald er verdammet war, völligen Ablaß zuschickte.

Scanderbeg.

Das Vaterland dieses berühmten Mannes war *Albanien*, ein Stück von Epirus, einem Lande, welches so wohl zu den Zeiten, die man nur heroisch nennet, als auch zu den wahrhaftig heroischen Zeiten der Römer berühmt war.

Sein eigentlicher Name war Johannes Castriotes. Er war der Sohn eines Despoten, oder kleinen Königes in dasiger Gegend, wohl aber zu verstehen, eines Fürsten, der ein Vasal war. Denn das wollte eigentlich das Wort Despot sagen; und es ist daher sehr ungereimt, daß man das Wort Despotisch großen und umunschränkten Monarchen beygeleget hat.

Jo-

Johannes Castriotes war noch ein Kind, wie sich Amurath viele Jahre vor der kurz vorher beschriebenen Varnaischen Schlacht, nach Castriotes Vaters Tode Albaniens bemächtigte. Er ließ dieses Kind, welches von vier Brüdern allein übrig geblieben war, bey sich erziehen. Daß aber diese vier Prinzen Amuraths Rache aufgeopfert worden wären, davon sagt die Türkische Chronike nicht ein Wort. Eine solche Barbarey reimt sich auch nicht wohl mit dem Charakter eines Sultans zusammen, der die Krone zweymal niederlegte, und es ist nicht wahrscheinlich, daß Amurath einen Mann zärtlich geliebet und vollkommen getrauet haben sollte, von dem er solchenfalls nichts als einen unversöhnlichen Haß zu gewarten gehabt hätte. Nun hielt er aber würklich große Stücken auf ihn, er ließ ihn in der Schlacht allezeit an seiner Seite fechten. Und Johannes Castriotes that sich dermaßen hervor, das ihm der Sultan und die Janitscharen den Namen Scanderbeg beylegten, welches so viel heißt, als Herr Alexander.

Endlich vermochte die Freundschaft gar noch mehr als die Politik. Amurath übergab ihm ein kleines Kriegsheer wider den Despoten von Servien, der sich zu den Christen geschlagen hatte, und wider seinen

Eydam den Sultan Krieg führte. Dieses geschahe nach seiner Abdankung. Scanderbeg, der damals noch nicht zwanzig Jahr alt war, ließ sich in den Sinn kommen, daß er nicht mehr unter einem Herrn stehen, sondern selbst regieren wollte.

Er erfuhr, daß ein Geheimschreiber, der des Sultans Siegel führete, ohnweit seines lagers vorbey gehen würde. Diesen ließ er gefangen nehmen, in Ketten und Banden werfen, und zwang ihn, daß er einen Befehl an den Befehlshaber von Croja, der Hauptstadt von Epirus ausfertigen und untersiegeln muste, vermöge welchem die Stadt und Burg dem Scanderbeg eingeräumt werden sollte. Nachdem dieser Befehl ausgefertiget war, ließ er den Geheimschreiber nebst seinem Gefolge ermorden. Er zog nach Croja, und der Befehlshaber übergab ihm den Ort ohne Schwierigkeit. Noch in derselben Nacht ließ er die Albanier, die mit ihm einverstanden waren, anrücken. Er ließ den Befehlshaber und die Besatzung erwürgen. Sein Anhang gewann ihm ganz Albanien. Die Albanier wurden für die besten Soldaten in dasigem Lande gehalten. Scanderbeg wußte sie so wohl anzuführen, und die rauhe und bergigte Gegend des Landes sich so gut zu nutze zu machen, daß er mit wenigem Kriegsvolke immer zahl-

reiche

reiche türkische Kriegsheere zurückhielt. In den Augen der Muselmänner war er ein treuloser Mann: allein, er hatte nur seine Feinde hintergangen. Er hatte seines Vaters-Krone wieder gewonnen, und verdiente sie auch durch seine Herzhaftigkeit. —

Scedasus.

Leuktra war ein gemeiner Ort in Böotien, einem Theile des alten Griechenlandes. Schwerlich würde der Name des Fleckens bis zu unsern Zeiten gekommen seyn, wenn er nicht durch die Siege der Thebaner berüchtiget wäre. Hier lebte ehemals Scedasus, bey geringem Vermögen, beydes rechtschaffen und gastfrey. Seine Gastfreyheit brachte ihn ins Unglück. Zwey spartanische Jünglinge kehren bey ihm ein: er empfängt sie; was sollte er arges denken?

Scedasus hatte zwo Töchter, für welche die jungen Spartaner nicht gleichgültig blieben. Schon damals war es eine Pein, bey empfindsamer Zärtlichkeit, ohne Hofnung zu schmachten: und mit dem Scedasus war kein Vergleich zu treffen. Unsere Liebhaber verreisen also, willens, mit Gelegenheit wieder

zu

zu kommen. Sie kamen auch würklich über eine Weile, da Scedasus eben über Feld gegangen war. Nun verreisen sie wieder, ehe noch der Vater zurück kömmt. Endlich kam auch dieser, und fand sich wider Vermuthen, einzig in dem Hause. Die Nachbaren wußten von dem Besuche der Fremden zu sagen: aber da kam noch keine Tochter zum Vorschein.

Wir wollen die Bestürzung nicht schildern, mit welcher Scedasus seiner Töchter Leichen aus dem Brunnen heraus zog. Ein Vorurtheil der alten Zeiten, hatte die liebenswürdigen Mädchen ihr Leben gekostet. Unvermögend, sich über Fehler zu beruhigen, an denen man würklich nicht Schuld ist, hatten sie die Lacedämonier aufgebracht, welche dem Winseln ein Ende zu machen, die unglüklichen Geschöpfe ums Leben brachten.

Scedasus war damit nicht zufrieden. Er verreist nach Lacedämon, die Bösewichter anzuklagen. Vergeblich begegnete ihm ein euböischer Greis, der, unter tausend Verwünschungen, betheuerte, daß in Lacedämon kein Recht wäre: sein Schmerz ist der größte, sein Unrecht unerträglich, und die Lacedämonier werden ihm Gehör geben. Diese Hofnung schlug aber fehl. Die Ephoren wiesen ihn von sich, die Könige hörten ihn nicht, und als er sich an jeden der Bürger besonders wen-

dete, war man des Gelerms auch bald müde. Endlich schrie Scedasus zu den Göttern, und tödtete sich aus Verdruß.

Allein die Lacedämonier mußten in kurzem ihre Strafe fühlen. Denn nachdem die Thebaner die benachbarte Burg, Kadmea, von der spartanischen Besatzung entledigt, die Lacedämonier aber wieder jene zu Felde zogen; geschah eben bey dem leuktrischen Flecken ein Treffen, zum Vortheile der Thebaner, welche ganz Griechenland von dem spartanischen Joche befreyten. Die Niederlage der Lacedämonier soll sich bey dem Grabe der Töchter des Scedasus ereignet haben. Ja Scedasus soll einem thebanischen Hauptmann im Traum erschienen seyn, und der Armee den Sieg verheissen haben, wenn die Thebaner seinen Töchtern ein weißes Füllen opfern würden. So fest glaubte man vor Zeiten, daß keine strafbare Bosheit ungestraft bliebe.

Schachspiel.

Unter allen Spielen, wo der Verstand allein würkt, ist das Schachspiel das allersinnsamste, verwickeltste, sinnreichste, und folglich auch

das

dasjenige, das sich am vorzüglichsten für einen Mann schickt, der an Gedanken und Betrachtungen sein Vergnügen findet. Und es wäre würklich dessen noch allgemeinerer Gebrauch gar sehr zur Schärfung des Verstandes, und zur Ordnung der Denkungsart zu empfehlen. Sein Alter erstreckt sich wohl nun schon an die zweytausend Jahre, und es ist eines der allerältesten Spiele, von dem in den alten Schriftstellern schon vor Christi Geburt geredet wird. Einige Gelehrte sagen uns, daß es bey der Belagerung von Troja seinen Ursprung genommen. Die Prinzeßin Anne Komnena eignet in ihrer Alexiade den Assyrern dessen Erfindung zu, die Persianer und Chineser gestehen gerne, daß sie es von den Indianern bekommen haben, und die Umstände, die sie davon erzählen, sind wohl einer kleinen Bemerkung werth.

Ein junger indianischer Fürst, der eine große Macht besaß, herrschte mit einer solchen unaussprechlichen Gewaltthätigkeit, und mit so großer Blutbegierde, daß tausende von Unterthanen nach einander ihr Leben einbüßen mußten, ohne das geringste verschuldet zu haben. Der Haß, der daraus gegen ihn entstand, und die Verminderung der Unterthanen, die dadurch verursacht wurde, ließ seine Staatsbediente gar leicht einsehen, daß durch

solch ein Verfahren, die Einkünfte des Reichs nicht nur gar sehr geschmählert, und das Leben des Monarchen in stündliche Gefahr gesetzt; sondern auch das Reich selbst so sehr geschwächt wurde, daß es bey dem ersten Anfall, den einer der benachbarten Fürsten darauf wagen möchte, gänzlich zu Grunde gehen müßte. Sie unterließen daher nicht, ihrem Herrn einige bescheidene Vorstellungen zu machen; allein mit so vieler Vorsicht und Behutsamkeit diese auch immer mochten vorgebracht werden, so kosteten sie einen jeden, der sie zu thun wagte, das Leben. So nöthig demnach dem jungen und unbesonnenen Fürsten heilsame Erinnerungen waren, so viel Klugheit und Behutsamkeit gehörte doch dazu, sie ihm zu geben.

Ein Bramine erfand dieses Kunststück. Er erdachte das Schachspiel, wo der König zwar der wichtigste Stein ist, sich aber doch nicht im Stande befindet, weder seine Feinde anzugreifen, noch sich einmal zu vertheidigen, ohne den Beystand seiner Soldaten, oder Bauren und Unterthanen. Der Fürst, der bey aller seiner Grausamkeit einen vortreflichen Verstand hatte, lernte das Spiel mit Vergnügen, und mit demselben zugleich dessen kunstvolle Lehre, die er würklich auf sich anwändte, sein Betragen änderte, und ruhig und sicher regierte.

Er

Er vergaß aber auch des Braminen nicht, der nicht nur so viel zu seiner Ergötzlichkeit, sondern auch auf die einfacheste Art zu seiner glücklichen Regierung beygetragen, er stellte es ihm frey, sich seine Belohnung zu wählen. Der künstliche Spieler bat um so viel Weizenkörner, als auf dem Schachbret Felder sind, doch auf diese Art, daß die Weizenkörner auf jedem dieser Felder verdoppelt würden; das ist auf dem ersten Felde 1 Korn, auf dem zweyten 2, auf dem dritten 4, auf dem vierten 8, und so weiter, bis zum letzten oder 64sten Felde.

Der Fürst versprach ihm sogleich diesen geringen Lohn; als man aber nachrechnete, fand sichs, daß alle Schätze des Fürsten, und alle seine weitläuftige Staaten nicht im Stande wären, das Versprechen zu erfüllen, das er mit übereilter Großmuth zugestanden hatte *). Der Bramine bediente sich aber bloß dieser Gelegenheit, dem Fürsten vorzustellen, wie nöthig es Königen wäre, auf ihrer Huth zu seyn, und sich vor denen in Acht zu nehmen, die im-

*) Die Summe alles des Getraydes, das auf diese Art auf dem Schachbret herauskömmt, wird geschätzt: auf 13 584 Städte, von denen jede 1024 Kornböden hat, auf jeden Kornboden kommen 174,762 Maas, und jedes Maas enthält 32,768 Körner.

mer um sie sind, und ihre besten Gesinnungen misbrauchen könnten. Unterdessen ward diese Begebenheit bis in den entferntesten Gegenden bekannt, und das Schachspiel breitete sich aus Indien über alle Theile der gesitteten Welt aus. *)

Schädlichkeiten.

Was ist doch wichtiger in der Welt, als die Gesundheit der Mitbürger? Die ganze Stärke unserer künftigen Generationen — mithin auch des Staats — hängt sie nicht allein von dieser Vorsorge ab? Es giebt Unregelmäßigkeiten in allen Städten Europens, die der menschlichen Gesundheit ungemein schädlich sind. — Was Herr Mercier von einigen derselben in Paris sagt, das gilt fast von allen übrigen, besonders großen Städten. —

„Nichts verdirbt die Luft so sehr, (sagt er) als der heftig und stinkende dicke Dampf aus den Lichterfabriken. Schon der unangenehme Ge-

*) Moses Mendelssohn pflegte von diesem Spiele zu sagen: „Für ein Spiel erfordere es zu viel Verstand, und für den Verstand wäre es zu viel Spiel.“

Geruch ist der Gesundheit des Einwohners schädlich. Diese vervielfältigten, und in dem Mittelpunkte der Stadt eingeschlossenen Talkhütten sind ein unbegreiflicher Mißbrauch. Würklich erforderten sie die Wachsamkeit des Staats, weil sie die Quartiere der Stadt öfteren Feuersbrünsten aussetzen, und dem Menschen das Element, was ihm zum Leben so nothwendig ist, zu Gifte machen.

Es würde also heilsam seyn, die Errichtung dieser Lichterfabriken außerhalb der Stadt anzuweisen, an abgesonderten Oertern, damit ihre Pfannen weder die Luft des Nachbars vergiften, noch ihre Häuser in Brand stecken können.

Die Fleischerbänke sind auch nicht außer der Stadt, auch nicht am Ende, sondern im Mittelpunkte derselben. Das in den Straßen strömende Blut gerinnt unter euren Füßen und färbt eure Schuhe. Im vorbeygehen erschreckt euch plözlich ein klägliches Gebrülle. Ein junger Stier ist zu Boden geworfen, und sein gehörntes Haupt mit Stricken gegen die Erde gezogen. Eine schwere Keule zerschmettert seine Hirnschale, und ein langes Messer stößt ihm die tiefe Wunde in den Schlund. Sein rauchendes Blut strömt in dicken Wellen, und mit ihm sein Leben dahin. Aber sein erbärmliches Aechzen, seine zitternden, sich in schrecklichen

Convulsionen verdrehenden Muskeln, sein Widerstreben, sein Gebrülle, seine letztere Anstrengung, um dem unvermeidlichen Tode zu entfliehen, — alles verkündigt seine innere Angst, und das Leiden des Todeskampfs. Seht sein Herz, das offen vor euch da liegt, wie es schlägt, seine matten sterbenden Augen! O, wer kann sie betrachten, wer die eindringenden Seufzer dieses dem Menschen aufgeopferten Geschöpfs anhören! Mit Blut besprüzte Hände wühlen in den dampfenden Eingeweiden herum. Der Blasebalg schwillt das getödtete Thier auf, und giebt ihm eine schreckliche Gestalt. Die mit dem Beile zertheilten Gliedmaßen desselben werden in kleinere Stücken zerhauen, und es wird nun Schild und Waare zugleich.

Zuweilen zerreißt der Ochs, vom Schlage betäubt und noch nicht zu Boden gestreckt, seine Stricke, und entflieht wüthend dem nahen Tode. Er entrinnt seinem Henker, stößt gegen alle, die ihm im Wege stehen, als auf Werkzeuge und Mitschuldige seines Todes. Er bereitet allenthalben Schrecken um sich, und alles flieht vor dem Thiere, das den Abend vorher mit folgsamen, langsamen Schritte zur Schlachtbank gekommen war. Es werden Frauen und Kinder verwundet, denen er aufstößt, und die Fleischer, die dem entronnenen

Schlacht-

Schlachtopfer nachlaufen, sind mit ihrem ungestümen Laufe eben so gefährlich, als das Thier, was vom Schmerz und Wuth zur Seite begleitet wird. Diese Fleischer sind Leute, deren ganze Gestalt etwas Wildes und Blutdürstiges an sich hat — nackte Arme, ein aufgeschwollener Hals, rothe Augen, besudelte Füße, und eine Schürze mit Blut gefärbt. Ein knotichter derber Stock bewafnet ihre schweren zu Schlägereyen immer fertigen Hände, nach welchen sie dürsten. Man bestrafet sie härter, als andere Professionen um ihre Wildheit zu bändigen. Die Erfahrung beweiset aber auch, daß man Ursache dazu hat. Das Blut, was sie vergießen, scheint ihre Augen und ihre Begierden anzuflammen. Sie sind der Unzucht, bis zum Niedrigen und Wüthenden ergeben.

Es giebt bey den Fleischbänken, von denen ein immerwährender modernder Gestank empor steigt, Straßen, in welchen die Huren am hellen Mittage an den Ecksteinen sitzen, und sich mit ihrer Waare öffentlich feil bieten. Es sind keine anziehende Geschöpfe. Diese mit Schönpflästergen beflanzte geschminkte Kreaturen, häßliche, aneckelnde Gestalten, fleischigt und ungestaltet, haben einen wilderen Anblick, als der Anblick eines Ochsen ist. Und das sind die reizenden Schönheiten für dieses Blutdür-

stige Geschlecht, was nach der Wollust in den Armen dieser Pasiphaes so lüstern ist!

Die Luft wird tödtend, so bald sie nichts mehr zur Erhaltung der Gesundheit beyträgt. Aber eben die Gesundheit ist der Theil von Glückseligkeit, gegen welchen der Mensch am gleichgültigsten ist. Enge, dunkle Straßen, Häuser, welche mit ihrer übertriebenen Höhe dem freyen Durchzug der Luft im wege stehen, Fleischbänke, Fischmärkte, Graben, Kirchhöfe, alles dieses trägt dazu bey, daß die Atmosphäre verderbt, mit unreinen Theilchen angefüllt, und die eingeschlossene Luft verdickt, und für den Menschen zum Gifte wird.

Die zu hohen Häuser sind die Ursache, daß alle, welche die untersten Zimmer oder die ersten Stockwerke der Häuser bewohnen, noch wie in nächtlicher Finsterniß leben müssen, wenn die Sonne schon am höchsten steht.

Die auf den Brücken aufgebaute Häuser sind, außer ihrem elenden Anblick, ein ewiges Hinderniß, daß die freye Luft die Stadt nicht von einem Ende bis zum andern durchstreichen, und nicht mit den Ausdünstungen der Seine die ganze verdorbene Luft der Straßen an dem Gestade wegnehmen kann.

Will der Bürger an den Fest, und Sonntagen die reine ländliche Luft einathmen, so hat

er

er kaum den Fuß aus dem Thore gesetzt, und die stinkenden Ausdünstungen aus den Kloaken, und andern unreinen Oertern steigen ihm auch schon entgegen. Sie bedecken das weite Feld auf eine halbe Meile um Paris. Die Spaziergänge sind mit denselben angefüllt, weil man so gar keine Sorge für die weitere Entfernung des Unraths trägt. Die schönen Boulevards dusten davon, und verlieren damit ihren Reiz. Da ist nicht die mindeste väterliche Vorsorge, um den Einwohner von Paris für seine täglichen Arbeiten, und für seine Abgaben zu entschädigen!

Man weiß es, daß die Pflanzten die Atmosphäre in einem Stande von Gesundheit erhalten, und sie sogar von der Fäulniß säubern können. Das eben die Ursache, warum die Alten ihre Tempel und öffentlichen Plätze mit großen Bäumen umpflantzen! Warum sie nicht nachahmen?

Fast in allen Kirchen empfindet man den modernden Geruch, daher die Abneigung so vieler Personen, die nicht einen Fuß in dieselbe setzen mögen! die Wünsche der Bürger, die Befehle des Parlaments, die wiederholten Klagen, alles ist fruchtlos geblieben. Die Gräberdünste vergiften die guten Christen noch immer, wie vorhin.

Und

Und doch behauptet man, daß man es vor Todtengeruch nähme, was doch eigentlich nur der Schimmel, oder Kellergeruch der ungeheuren Steinmasse in den Kirchen sey. Man hat es mir versichert, daß die Leichname sogleich in der Nacht nach ihrer Beerdigung nach den Kirchhöfen gebracht, und nicht ein einziger in den Gewölben der Kirche gelassen würde, wo er nicht ein gemauertes Grab erhalten hätte. Ein selten zugestandener Vorzug!

Aber am Ende bleiben die zwanzigtausend Leichname doch innerhalb der Stadt. Bedenkt man, daß man nun schon seit tausend Jahren, auf dem Kirchhofe der unschuldigen Kinder Todte beerdiget hat, daß man nichts davon erfährt, daß die Erde die armen Reste verzehret habe — so empört sich die Einbildungskraft und stößet die Bilder wieder von sich, die sie bestürmen wollen.

Aber auch die Kirchhöfe bey Seite gesetzt, so darf man sich doch nicht wundern, wenn die Luft verdorben ist. Schon die Häuser an und vor sich haben einen Gestank, zur immerwährenden Belästigung der Einwohner in sich. Jeder hat ein Werkzeug des Verderbens in seinem eignen Hause. Aus der Menge von heimlichen Gemächern dusten stinkende Gerüche empor. Die nächtlichen Reinigungen verbreiten sich durch das ganze Quartier, und kosten

meh-

mehreren Unglücklichen das Leben, deren traurige Lage man nach dem gefährlichen und eckelhaften Geschäfte, dessen sie sich unterziehen, abmessen kann.

Der Ablauf dieser oft übel angelegten Gemächer führt den Unrath in die benachbarten Brunnen. Der Becker an dieses Brunnenwasser einmal gewohnt, bedient sich desselben nicht weniger. Die erstre tägliche Nahrung des Menschen ist also mit diesen stinkenden, tödtenden Partikeln getränkt.

Die Leute die diese Gemächer rein halten sollten, schürten den aufgehäuften Unrath mit Anbruch des Tages, um ihn nicht außerhalb der Stadt tragen zu dürfen, in die Graben, und Bäche. Dieser abscheuliche Schlamm schleicht sich längst den Straßen bis in die Seine; hängt sich an ihre Ufer, wo er dann des Morgens von den Domestiken mit dem Wasser, das der gefühllose Pariser trinken muß, in den Wassereymern wieder ausgeschöpft wird.

Eine noch unglaublichere Sache ist diese, daß die todten Körper, welche die jungen Wundärzte, um ihrer anatomischen Versuche willen, theils stehlen, theils kaufen, oft in Stücken zerhauen, und in die heimlichen Gemächer geworfen werden. Findet man sie wieder, so

schau-

schaudert dann und wann das Auge bey dem Anblicken dieser anatomischen Trümmern, die den Gedanken von Menschenmord in die Seele führen müssen, mit Schrecken zurück. Auch dieses Schrecken nicht in Anschlag gebracht, so wird das Geschäfte der Kloakenfeger nur desto fürchterlicher. Plötzliche Stickungen und Ohnmachten stürzen sie darnieder, oder tödten sie! hernach also, noch beleidigender für die Lebendigen als für die Todten.

Schaftesbury.

Dieser als Schriftsteller berühmte Graf war so stark Philosoph, daß er sich sehr schwer, und erst nach vielen Zureden entschließen konnte, einen Plaz im englischen Parlament zu nehmen.

Als auf einen bestimten Tag die Frage zu entscheiden war: ob man denjenigen, die des Hochverraths schuldig wären, einen Advokaten zu ihrer Vertheidigung erlauben sollte; da hatte Schaftesbury eine sehr schöne Rede gemacht, worin er sich für die bejahende Meinung erklärte; allein, da er anfangen wollte, erschrack er so sehr, daß er kein Wort hervor bringen konnte.

Nachdem ihm die Versammlung Zeit gelassen hatte, wieder zu sich zu kommen, so drang sie in ihn, daß er seine Meynung sagen möchte. Er gab ihrem Anhalten nach, und fing so an:

„Meine Herren, wenn ich, der ich heute nur rede, um meine Meynung wegen einer Bille zu sagen, so erschrocken bin, daß ich nicht das geringste von dem sagen kann, was ich mir zu sagen vorgenommen hatte, in welcher Verlegenheit muß sich erst ein Mensch befinden, der sein eigenes Leben vertheidigen soll. —

Diese wenigen Worte machten auf das Parlament eine solche Würkung, daß ihm alle Glieder beyfielen.

Scharfsichtigkeit.

Ist eine vorzügliche Gabe der Frauenzimmer. — In keinem Puncte aber sind sie mehr scharfsichtig, als wenn sie die Haushaltungen ihrer Freundinen zu erforschen suchen. Sie beobachten weit eher die Fehler darin, als selbst der Ehemann, dem oft viele entwischen. Die Wahrheit dieser Behauptung gründet sich nicht nur auf die Aufmerksamkeit des Frauenzimmers, auf die geringsten Umstände anderer — so wird zum Exempel, jede von der andern wis-

sen,

sen, wie ihre Garderobe beschaffen ist, ob sie Kleider à quatre Saisons hat, oder nicht? sondern überhaupt auch darauf, daß wir in fremden Dingen mehr und tiefer sehen, als in unsern eigenen Angelegenheiten. —

Schauspiele.

Man empfiehlt heutiges Tages zur Ausbildung eines Menschen, und zugleich zur Bildung des Herzens, wohlgeschriebene Schauspiele. Es ist wahr, ein sittlich geschriebenes und mit sittlichen Karakteren bezeichnetes Schauspiel kann viel Nutzen verschaffen. — Allein dieser Nutzen wird oft durch die Akteurs selbst sehr geschwächt, weil sie insgemein den Fehler an sich haben, daß sie die Karaktere nicht genug ausdrücken können, gesetzt auch, daß die Verfasser sie zuweilen natürlich gezeichnet hätten; welches aber doch kein Wunder, sondern sehr natürlich ist. Denn jeder Karakter besteht aus unzähligen verschiedenen Handlungen, die sich nach dem Unterschiede des Standes, der Geburt, des Amtes, Alters, der Landesart, der vielfältigen Verbindungen mit andern ꝛc. gar sehr ändern. Etwas ganz anders ist ein verliebter Fürst, ein verliebter Bauer ꝛc. ein verliebter Fürst mit Gemahlin und ohne dieselbe; ein

ver-

verliebter Fürst mit Weisheit ꝛc. ferner, ein geiziger Fürst, ein geiziger Bauer, als Gatte, als Vater; mit oder ohne Reichthum, mit oder ohne Klugheit ꝛc. Und wer kann einen fremden Karakter, den man nie würklich an sich gehabt hat, spielend vollkommen gut nachahmen? Wer will einen Geizigen gut nachahmen, wenn er nicht selbst geizig ist. Von wem will er es lernen? Es ist schon etwas sehr schweres, wenn ein Mensch seinen eigenen Karakter, seine ganze Lebenszeit hindurch gut ausdrücken, und seine eigne Rolle gut spielen, das ist, überall den Pflichten seines Amtes, Standes, und den vielen andern Pflichten, dahin ihn so viele Verhältnisse rufen, als den Pflichten eines Gatten, Vaters, Sohnes, Freundes, Vormundes, ferner eines Ehrlichen, Frommen, Gerechten, Freygebigen, Wirthschaftlichen, Mäßigen, Geduldigen, Dienstfertigen ꝛc. mit einem Worte eines Tugendhaften, gemäß denken, reden und handeln will.

Und es gehören viel gut bearbeitete Talente, viele Jahre, viel Bemühungen dazu, ehe man es so weit bringt.

Wie viel schwerer muß es nicht seyn, wenn ein Mensch außer seinem eignen Karakter, den er doch nicht vernachläßigen kann, (der Mensch ist sich doch selbst der Nächste), auch noch die

Karaktere anderer Menschen, und zwar von so vielerley und so sehr verschiedenen Gattungen, z. E. eines Geizigen, eines Verschwenders, eines Verliebten, eines Kaltsinnigen, eines Zornigen, eines Sanftmüthigen, eines Aemsigen, eines Trägen, eines Ernsthaften, eines Leichtsinnigen, eines Klugen, eines Dummen, eines Hochmüthigen, eines Demüthigen, eines Herrn, Bedienten, Gastwirths, Gatten, Vaters, Sohns, u. s. f. ausdrücken, und alle diese mancherley Rollen gut und natürlich spielen will! Gesetzt aber, es wäre thunlich und möglich! wer würde ihm denn diese mit Vernachläßigung seines eignen Karakters angewandte große, ja ungeheure Mühe, ein Garrick zu werden, belohnen? Was sollte ihn hierzu reizen *)? —

Hier=

*) Es fragt sich, ob auch Garrick, bey dem Ruhme eines guten Acteurs, seinen eigenen Pflichten überall Genüge geleistet, und ob er nicht vielmehr viele unterlassen, und seinen eignen Karakter darüber vernachläßiget habe. Mir ist letzteres sehr wahrscheinlich. Es fragt sich, ob wir uns alle für glücklich schätzen und es für eine Ehre halten müssen, wenn wir lauter Garricks wären? — Hierbey fällt mir folgendes ein. Wir lassen heutiges Tages unsere Kinder zur Uebung Komödie spielen; eines ist z. E. ein Bedienter, das andere eine Kupplerin; das dritte eine Zänkerin, das vierte ein Harlekin, oder ein lächerlicher Mensch, ein Verliebter ꝛc. Sollen diese Kinder einmal diese Rollen

len

Hiernächst zerstört oft in Schauspielen die Einmischung lustiger, und manchmal abgeschmakter und läppischer Schwänke, die freylich bey der Begierde, den Zuschauern Abwechselung zu verschaffen, nicht ausbleiben können, (denn wo wird der Harlekin gänzlich vom Theater wegbleiben?) den Eindruck, den etwa ein tugendhafter Karakter in dem Gemüth eines nachdenkenden Zuhörers gemacht hat. Jetzt redet z. E. ein weiser, ehrlicher, frommer Mann: der Zuhörer wird gerührt. Gleich darauf tritt ein lächerlicher Geck, ein pöbelhafter Harlekin in der Person eines ungezogenen Bedienten, Gastwirths, Kammermädchens, oder auch Schulmeisters (welches letzte sonderbar genug ist,) auf, und macht abgeschmakte Possen, oder unterbricht wohl jenen, widerspricht ihm, spottet seiner, und macht ihn und die Ehrlichkeit, Frömmigkeit und Weisheit desselben lächerlich oder zweydeutig. Der Zuhörer, welcher über die Tugend des Ersten nachsinnen wollte, (denn Tugend erfordert Nachsinnen,) wird zerstreut, verliert den Zusammenhang, und muß lachen. Denn was

len in der Welt würklich spielen? Sie sollen, heißt es, Dreustigkeit erlangen. Ja, Dreustigkeit: aber nur in solchen erdichteten Dingen, in Heucheley ꝛc. nie, aber in ihrem eignen Karakter.

will er sonst machen? Wer will nicht mit lachen, wenn das ganze Parterre lacht? Sonst halten ihn die laut lachenden Nachbarn für einen Sonderling, für einen Irokesen, oder Orabeiten, mit einem Worte, für einen unempfindsamen und geschmacklosen Menschen. Ob auf diese Art der Grund zu tugendhaften Empfindungen gelegt, und ob man mit Lachen, und mitten unter Narrenpossen, tugendhaft werden könne, überlasse ich jedem Kenner der Tugend, jedem Tugendhaften zur Beurtheilung *): wenigstens wäre es ein harter Stand, wenn

*) Hier ist nicht die Frage: ob Schauspiele ganz und gar nicht nützen? Sie nützen 1) in so fern, als sie einen Zeitvertreib verschaffen, und dieser ist vielen nöthig; 2) in so fern sie eine Gemüthserholung verschaffen. Auch diese haben viele, besonders Gelehrte, nöthig. Und dieses doppelten Nutzens wegen sind die Schauspiele bey den Alten vermüthlich eingeführt worden; und deswegen werden sie auch bey uns geliebt: man frage die Verfasser, man frage die Acteurs, in welcher Absicht sie die Stücke aufführen? Auf moralischen Nutzen sehen wir nicht, wenigstens nicht eigentlich. Dies erhellet auch daraus, weil wir die Operetten so begierig mit den Komödien vertauscht haben. Daß man bey den Alten aus den Schauspielen hernach eine Religionssache machte, das ist eine Sache der Menschlichkeit welche gern ihre Handlungen mit süßen und ehrbaren Namen überzuckert. 3) Sie verschaffen auch manche Kenntnisse der Welt, zumal wenn sie aus der Geschichte genommen sind; und es

wenn Jeder seine Tugend auf diese Art erlernen müßte. Gesetzt aber, es wären in einem Schauspiele die Karaktere alle gut gezeichnet, sie würden von den Schauspielern sehr natürlich ausgedrückt, und es würde nichts Possenhaftes eingemischt: so ist doch am Ende die ganze Sache eine Erdichtung, folglich von wenigen Nutzen. Jedoch der Kenner, der in seinen Principien fest gegründet ist, und dessen Herz überall unerschüttert bleibet, wird alle diese Fehler abrechnen und übersehen, und wohlgeschriebene Romane und Schauspiele als ei-

es wäre zu wünschen, daß sie insgemein daraus genommen würden. Wahre Beyspiele nützen mehr, als erdichtete. 4) Auch verschaffen sie, wenn sie wohl geschrieben sind, eine Kenntniß der deutschen Sprache ꝛc: Hiervon ist, sage ich, nicht die Frage; sondern die Frage ist, ob die Schauspiele tugenhaft machen, je gemacht haben, oder machen können? Hierauf ist schwer zu antworten. Das können ist zweydeutig: nämlich, ob sie es ihrer Natur nach, oder nur gelegentlich können. Manches nützt gelegentlich oder zufälliger Weise. z. E. der Dieb ist im Begriff zu stehlen: es entsteht eine Mondfinsterniß; er erschrickt und stiehlt nicht. Die Mondfinsterniß war diesmal ein Mittel wider den Diebstahl; kann man aber deswegen überhaupt sagen: die Mondfinsternisse sind Mittel wider den Diebstahl? So ist es in vielen Dingen. Nichts ist, das nicht zuweilen zu guten Betrachtungen Anlaß geben könnte. Wenn die Lustspiele ernsthafter und tugendhafter geschrieben würden, so würde ihr Nutzen vielleicht größer seyn.

nen Garten betrachten, in dem er bey müßigen Stunden zuweilen zu Aufheiterung seines Gemüths, auch mit Nutzen und Vergnügen lustwandeln kann. Denn er weiß die Karaktere und Schilderungen auf das ihm schon bekannte Wesen jeder Tugend und jedes Lasters, und auf ihre ersten Quellen zurück zu bringen, und die Wahrheit von der Unwahrheit zu unterscheiden.

Schiiten.

Die Schiiten sind eine gottesdienstliche Sekte der Mahomedaner, welche von dem arabischen Wort: Schiat, so überhaupt eine Gesellschaft oder Partey bedeutet, den Namen bekommen. Die Schiiten sind Anhänger des Ali, und den Sonniten, oder orthodoxen Muselmännern entgegen gesetzt. — Ihr unterscheidender Grundsatz besteht darinn, daß das oberste Jmamat, eine Würde, welche die völlige geistliche und weltliche Macht über die Muselmänner begreift, durch ein göttliches Recht dem Ali und seinen Nachkommen gehöre. Die Perser sind Schiiten, und die Türken Sonniten.

Diese Partheyenstreitigkeiten nahmen zwischen beyden Nationen in dem 363sten Jahre

der

der Hegira, unter dem Califat des Motha. Lillah ihren Anfang. Die Schiiten sind unter sich selbst in unterschiedene Sekten zertheilet. Die Nessabianer, so eine davon ausmachen, hegen sehr ausschweifende Meynungen. Sie glauben, Ali sey mehr als ein Mensch gewesen, und lebe noch. Sie zählen auch die zwölf Imans von der Nachkommenschaft des Ali auf eine verschiedene Art. Denn einige sind dem Zweige des Hassan, ältesten Sohns des Ali, und andere des Houssain seinem, der der Jüngste war, zugethan. Einige folgen wiederum der Parthey des Mahomed Ben Hanifiah, welcher auch ein Sohn des Ali von einer andern Gemahlin war, und andere des Mahadi, des Afrikaners seiner, welcher die Dynastie der Fathimiten in Egypten gestiftet.

Endlich ergreifen einige die Parthey der Ismaeliter des persischen Irack, deren Dynastie den Hassan Saback zum Urheber hat. Viele Schiiten glauben die Wanderung der Seelen, und eine gewisse Mittheilung des Geistes der Heiligkeit, die von einer Person auf die andere kommen soll. Die unterschiedenen Sekten sind gleichsam so viele, in vielen Aeste ausgebreitete Bäume: dessen ungeachtet stimmen sie darinn durchgehends mit einander überein, daß sie die Aboubeker, Oman und Oth-

man, welche die Sonniten so sehr hochhalten, als gewaltthätige Besitzer des Califats und der höchsten Macht in dem muselmannischen Reiche betrachten, welche nach ihrer Meynung von dem Mahomed auf den Ali hätte kommen sollen; welcher aber dennoch nur der vierte Calif gewesen. Aus eben diesem Grunde verabscheuen sie das Andenken des Califen Ommiam welcher den Houssain, den Sohn des Ali getödtet, und dessen Tod sie jährlich beklagen: wie sie denn auch die Califen Abassides verwerfen, ob sie gleich dem Mahomed angehören, weil sie nicht von dem Ali abstammen.

Schilderop.

Die Dänen haben sich nun schon länger als ein Jahrhundert auf den afrikannischen Küsten niedergelassen, und auch ihre Compagnie hat hier ihre ausschliessende Rechte, mit der gewöhnlichen Grausamkeit europäischer Besitzungen ausgeübt.

Harte Behandlungen wurden auch bey ihr durch langes Herkommen für rechtmäßig angesehen. Nur ein einziger von ihren Agenten hatte den Muth menschlich mit Menschen zu verfahren. Der Ruf seiner Güte, das Zu-

trau-

trauen in seine Rechtschaffenheit, waren so groß, so allgemein, daß Schwarze hundert Meilen weit zu ihm kamen; ein Fürst einer entfernten Gegend schickte ihm seine Tochter und Geschenke an Sclaven und Gold, damit er von Schilderop einen Enkel bekommen möchte. Schilderop war der Name des Europäers, vor dem alle Küsten von Nigritien Ehrfurcht hatten. O Tugend! du athmest noch in der Seele dieser Elenden, die ihr Schicksal in Wohnungen unter Tigern verbannt, oder zu Seufzern unter menschlicher Tiranney. Geschter und edelmüthiger Däne, welchem Monarchen ward je so reines Herzens, so rühmlich, gehuldigt, wie dir im Angesicht deiner Nation? Und Gott im Himmel! auf welchem Boden? Drey Jahrhunderte durch besudelte ihn schamloser Handel mit Verbrechen und Unglück, mit Menschen gegen Waffen ausgetauscht, mit Kindern von ihren eignen Vätern verkauft.

Solche Greuel haben schon viele Thränen Edlen gekostet, und ihre Thränen fruchteten nicht.

Schildwache.

Die Schildwache ist eine öffentliche Person. Sie hat das Recht, einen jeden, der sich an ihr vergreift, ungestraft ums Leben zu bringen; nach den Gesetzen des Krieges muß sie es so gar thun. Eine Begebenheit, die sich im Jahre 1622 bey der Belagerung von Montpellier zutrug, läßt über diesen Artikel des Kriegsrechts keinen Zweifel mehr übrig. Puseguir erzählt in seinen Memoiren die Sache folgender Gestalt. Als der Kriegsrath geendiget war, und der Herr de Marillon durch das Thor des königlichen Quartiers ritt, fuhr sein Pferd auf die Seite, und trat die Schildwache auf den Fuß, welche mit der Flinte dem Pferde einen Schlag auf den Hintern gab, so daß es einen Satz that, und den Herrn de Marillon bald abgeworfen hätte. Dieser kehrte sich um, und schlug auf die Schildwache los. Der Soldat war von der Compagnie des Herrn de Goas, welcher, da er es erfuhr, ihn sogleich ablösen, und in die Wache setzen ließ. Er begab sich hierauf selbst in das Quartier des Herrn de Marillon, in der Absicht, ihn auf den Degen heraus zu fordern. Der König erhielt davon Nachricht und ließ diese beyden Herren zu sich kommen; er gab dem Herrn de Marillon einen derben Verweis, und sagte ihm, daß die Schildwache ihn auf der Stelle

hätte

hätte todt schiessen sollen; er untersagte ihm sechs Tage lang die Ausübung seines Amts als Regiments-Quartiermeister, und verbot ihm, bey dem Angriffe, die die Garde thun würde, zu kommandiren. Der Soldat, der in Arrest genommen war, wurde vor das Kriegsgericht gestellt, und verurtheilt, vor den Augen des Regiments degradirt, und durch die Steigbügel gejagt zu werden, weil er den Herrn de Marillon nicht todt geschossen hatte. Der König schenkte ihm zwar die Strafe; aber der Herr de Goas wollte ihn nicht länger unter seiner Compagnie leiden.

Schicksal.

Das Schicksal ist eine Sache, die soviel unendliche und unzertrennliche Verknüpfungen hat, daß man immer am besten thut, wenn man nicht unruhig nachforscht, sondern sich seinen Schlägen übergiebt; nicht die Verwickelungen aufzulösen suchet, sondern einige Zeit wartet, wo man bisweilen offene Augen erhält, es einzusehen, daß die Sache so, und nicht anders seyn konnte. —

Man bemühe sich, alles, was Schicksal, was Folgen der Gesetze, der Natur, und noth-

wen-

wendige Folgen erster Schritte in Begebenheiten sind, mit ruhiger Unterwerfung und Muth zu ertragen. —

Unsere Bestimmungen hängen nicht von uns selbst ab, und beynahe ein Jeder, der zu seinen künftigen Schicksalen einen Plan entworfen hat, wird finden, daß ihm fast allemal das Gegentheil davon zu Theil wird. — Gott ist Herr von unsern Schicksalen, und unser ist die Pflicht, uns in Demuth auch da zu unterwerfen, wo es uns schwer ankömmt, unsere Umstände zu ertragen. Sie sind allezeit besser, als wir sie verdienen, und oft verliert nur unsere Eigenliebe und Stolz, und nicht unser Glück dabey.

Schinznach.

Dieser sonst nicht sehr bekannte Ort, ist durch eine der merkwürdigsten Gesellschaften, die aus allen Theilen der Schweiz daselbst zusammen kam, berühmt geworden. — Der noch mehr berühmte hannöverische Leibarzt Zimmermann giebt uns hierüber in dem dritten Theile seines Werks über die Einsamkeit folgenden Aufschluß:

„Der

„Der französische Ambassadeur in der Schweiz hielt diese Gesellschaft für eine beständige Conspiration gegen die Eingriffe der französischen Macht in der Schweiz. Die Häupter der aristokratischen Cantone glaubten, diese Gesellschaft verbreite republikanische Grundsätze. Die Katholiken wähnten, diese Gesellschaft denke auf nichts, als auf den Umsturz der katholischen Religion. Alle Dummköpfe schryen gegen dieselbe Zeter und Mord, weil sie sich einbildeten, alle Mitglieder der Schinznacher Gesellschaft seyen witzige Köpfe, und Gelehrte.

„Ein deutscher Rosenkreuzer sogar, kam einst zu mir, um die Geheimnisse der Schinznacher Gesellschaft auszuforschen, denn er glaubte, wir seyen alle Goldmacher. Gleich bey der ersten Versammlung im Jahre 1762. brachten der berühmte Dichter Geßner und ich, in der ganzen Gegend umher diese Gesellschaft in den allerabscheulichsten Ruf, weil wir beyde zusammen, über dem Kopfe einer Frau die eben gebähren wollte, und von der wir nichts wußten, eine Menuet tanzten. Die einzige Absicht dieser Gesellschaft war damals, wie anjetzt, keine andere, als diese: man wollte einen einsamen und freyen Ort haben, wo Freunde aus verschiedenen Cantonen jedes Jahr, auf eine bestimmte Zeit, Gelegenheit hätten sich zu sehen, und da einige Tage recht

ver-

vergnügt zuzubringen. Die vortrefliche Würkung dieser beynahe jedes Jahr ansehnlicher und zahlreicher gewordenen, und nunmehr nach dem Solothurnischen Städtchen Olten verlegten Versammlung, welche allerdings, nach und nach, die besten Köpfe und Herzen der Schweiz unter sich brüderlich verband, war Bekanntschaft, Liebe und Zutrauen, unter Katholiken und Protestanten, die sonst in ihrem Leben sich nie gesehen hätten; und ein allgemeiner Enthusiasmus von Freundschaft, der in den Herzen dieser braven Nation unaussprechlich mehr Gutes hervorbringen wird, als alle die steifen Zusammenkünfte ihrer Häupter und Führer auf ihrem jährlichen Congreß zu Frauenfeld."

Schlaf.

Nichts ist so geschickt den Verlust der Kräfte zu ersetzen, welche wir auf die Handlungen des Körpers verwenden, als ein sanfter Schlaf. Der Tag scheint selbst von der Natur zur Arbeit und die Nacht zum Schlafe bestimmt zu seyn. Wenn wir den Tag über die Kräfte des Körpers auf mancherley Handlungen verwendet, und dadurch den Nervensaft der Seele entzogen haben: so stört uns in der stillen Nacht nichts, ja die kühlen

len Lüfte scheinen sodann den Schlaf zu unterstützen, um dem Körper und der Seele die entgangenen Kräfte wieder zu ersetzen. — Da nun der Schlaf dazu bestimmt ist: so siehet man leicht ein, daß der Schlaf den Handlungen vorzüglich, und den dadurch entgangenen Kräften gleich seyn müsse.

Der Schlaf kann daher im Ueberfluß oder Mangel sehr nachtheilig werden. Frauenzimmer haben selten hinlängliche Bewegung des Körpers; bey ihrer sitzenden Lebensart verlieren sie wenige Kräfte, wenigen Nervensaft, und wenn sie zu Bette gehen, ist's nur eine scheinbare Entkräftung, welche sie dazu nöthiget. Hieraus läßt sich es leicht abnehmen, daß den mehresten Frauenzimmern der lange und viele Schlaf mehr nachtheilig, als nützlich werden müsse. So wie ein allzulanges und vieles Wache, dem Körper sehr gefährlich werden kann: so gebieret der allzulange und viele Schlaf, gewiß noch mehrere Uebel.

Im Schlaf gehen alle thierischen Geschäfte, oder vielmehr alle nicht willkührliche Handlungen des Körpers langsamer von statten, als beym Wachen. Das Herz schlägt langsamer, die Absonderungen aller Säfte, des Nervensafts und des Bluts, und die Ausdünstung selbst, wenn sie nicht erzwungen wird, sind, wenn ich mich so ausdrücken darf, gehemmet.

Da-

Daher wird es hieraus leicht erklärlich, warum ein Schläfer, dick, fett, träge, faul und ungesund ist. Ja der viele Schlaf raubt dem Körper und der Seele nicht nur alle Munterkeit, und Heiterkeit, sondern er ist so gar vermögend Geschwulst und Wassersucht zu erzeugen.

Insbesondere aber ist der Schlaf gleich nach den Mahlzeiten, so gewöhnlich er auch unter verzärtelten Personen ist, doppelt schädlich.

Beyspiele bezeugen es, daß daher noch vielleichter Geschwulst. u. s. f. und öfters ein plötzlicher Tod erfolgt ist. Frauenzimmer bewegen sich des Tages selten so viel, daß sie die ganze Nacht hindurch den Schlaf nöthig hätten; um wie viel nachtheiliger muß ihnen das Schlafen bey Tage werden. Ihre Dauungswerkzeuge sind ohnedem meist Schlaf, und wenn ihre Würkung durch die zu lange Ruhe und vielen Schlaf ganz gehemmt wird: so sind die übelsten Folgen alsdenn nichts unerwartetes.

Wenigstens entstehen aus den unverdauten und faul gewordenen Speisen, allerley reizbare und gefährliche Zufälle.

Freylich ist es beym Schlaf, wie bey allen diäterischen Dingen und Regeln, eine ungemein schwere Sache, die genaue Bestimmung des Maases anzugeben. Doch da die aller-

mei-

meisten Frauenzimmer, wenn sie sich auch so wohl in, als ausserm Hause Bewegung machen, demohngeachtet nicht hinreichende Motion und Veränderung haben: so sind gewiß sechs Stunden Schlaf hinlänglich, ihre wenigen verlohrnen Kräfte wieder zu ersetzen. Bey diesem Vorsatz wird ihr Körper und Seele gewiß munter und den ganzen Tag dazu wohl aufgelegt seyn, wozu sie, ihr heiteres Temperament, bestimmen wird. — Besonders lassen Sie sich es angelegen seyn, Abends nicht so lange in die Nacht hineinzusitzen, damit sie nicht gezwungen sind, dann so weit in den Tag hinein zu schlafen. Sie müssen früh aufstehen, denn nichts ist dienlicher die Gesundheit, und ein heiteres Ansehen zu erhalten, und sich zu verschaffen, als die Gewohnheit früh aufzustehen, und dann im Frühling und Sommer dem Wink der bunten Fluren zu folgen, und die angenehmen Gerüche der Blumen, und die balsamischen freien Lüfte einzuathmen.

Kaum sollte man glauben, daß der Schlaf als eine der herrlichsten Wohlthaten für das menschliche Geschlecht, so wenig erkannt und gepriesen würde; wenn man nicht täglich so viele Beyspiele der größten Undankbarkeit unter den Menschen erblickte. —

Die Nacht, welche bey vielen den längsten Theil ihres Lebens, und fast bey allen den unschuldigsten und glücklichsten Theil ausmachet, wird doch oft undankbarer Weise nicht geschätzet, außer von denen, welche die Absicht derselben verkehrt anwenden.

Es giebt zwar außerdem noch würdige Menschen als Sternkundige, welche der Nacht mit Ungeduld entgegen sehen, und sich über ihre Ankunft freuen. Fontenelle hat nicht ermangelt, ihr Lob zu preisen, und die Sonne zu tadeln, daß sie seinem Anblicke so viele Welten entzieht, die seiner Meynung nach, in jedem Gestirne noch erscheinen würden. Eben so wenig haben auch die Dichter unterlassen, die Nacht zu besingen. Milton sagt von der Nacht, daß sie angenehme, kühle und stille Zeit sey; und der geistreiche Young hat seine vortrefliche Gedanken ganz der Nacht geweyhet.

Allein der größte Theil derer, welche sich der Nacht weyhen, sind die Söhne der Schwelgerey und Ueppigkeit, welche die zur Ruhe bestimmten Stunden den köstlichen Gastmahlen widmen; und dann erst zur Freude erwachen, wenn die übrige Welt in Unempfindlichkeit dahin sinkt. Jedoch so sehr diese Gewohnheit, deren schädliche Folgen wir hier nicht berühren wollen, besonders in der großen Welt eingeris-

sen ist; so bemerket man doch, daß die Ansprüche des Schlafs auch bey denen, die ihn auf einige Zeit abweisen wollen, so ungestüm und dringend sind, daß sie dieselben endlich befriedigen, und diesen Zoll des Lebens nothwendig entrichten müssen.

Es wird daher bey unserm gegenwärtigen, unruhigen Zustande, wohl niemand als ein junger oder unwissender Mensch wünschen, ohne Schlaf zu leben. Ein jeder anderer wird gewiß einsehen, daß ein stetes Wachen, ein sehr elender Zustand seyn würde. Der Schlaf ist für die Glücklichen nöthig, um den Eckel zu verhindern, und ihnen das Leben nach einer kurzen Abwesenheit desto schätzbarer zu machen; und eben so unentbehrlich ist er den Elenden, um ihn durch die Zwischenzeit der Ruhe wieder zu erquicken.

Man findet, daß die Dichter gemeiniglich dem Schlafe gewogen sind, und sich mit Vergnügen derjenigen sanften Macht überlassen, die ihnen nicht nur Erholung verschaffet, sondern sie oft auch zu glücklichern Gegenden führet, wo sie in den grünen Lauben der Einbildungskraft unterhalten, und mit Blumen und Lorbeeren von unverwelklichen Grün gekrönet werden.

Auf gleiche Weise freuet sich der scharfsichtigere Theil der Menschen, welche das unzählige Schrecken und Unglück der Menschheit sehen, und mit einer unglücklichen Deutlichkeit, die noch in ihren Ursachen verborgene Noth entdecken, wenn sie bey diesem traurigen Anblicke ihre Augen schließen, und das Andenken anderer und eigener Noth, in einer kurzen Unempfindlichkeit verlieren können. — Der Held selbst hat keine größere und süßere Hofnung, als daß er nach vielen Schlachten und Eroberungen, zu einer sanftern Glückseligkeit des Lebens gelangen, und seine Tage in geselliger Fröhlichkeit beschließen werde. Der Weise kann endlich kein größeres Glück erwarten, als daß er nach vielen tiefsinnigen Untersuchungen doch endlich des Nachts in einen ruhigen Schlaf sincken werde.

Der Schlaf wird daher auch als die vornehmste aller irdischen Wohlthaten, mit Recht der Arbeitsamkeit und Mäßigkeit ertheilet; die erquickende Ruhe, und die ungestörte Nacht sind nur der Antheil dessen, der sich von redlicher Arbeit ermüdet, und frey von den Dünsten der unverdaulichen Schwelgerey niederleget, und es ist das gerechte Schicksal des trägen Müßigganges und der Völlerey, daß sie ohne Leichtigkeit unthätig, und schläfrig ohne Ruhe sind.

Der

Der Schlaf ist oft als das Bild des Todes vorgestellt worden. Und in der That ihre Aehnlichkeit ist auch sehr einleuchtend und passend; beyde lassen die Seele, wenn sie sich des Körpers bemächtigen, in ihrer Freyheit; und derjenige allein ist weise, der sich bey beyden erinnert, daß sie nur durch Tugend wahrhaftig sicher und glücklich seyn können.

Schmerz.

Der Schmerz ist überhaupt nichts anders, als ein Geschrey der Natur, die sich in Gefahr siehet, und Hülfe verlanget. — Der Schmerz des Geistes ist nichts anders, als die Furcht vor der Zukunft, und die Reue über das Vergangene. — Der Schmerz des Körpers ist das Gefühl des Gegenwärtigen, der Bedürfniß und Krankheit. — Der stille verschwiegene Schmerz erdrücket die Seele, und die verschlossene Wunde schwärt unter sich, und wird unheilbar. —

Ein Glück für alle Leidende ist es, daß schnell angeschwollne Wasser, und ein plötzlich angewachsener Schmerz gleich schnell sich wieder setzen. —

Es mag wohl zuweilen süß thun, wenn man seinen Schmerz nähren kann; aber weise ist es nicht, und christlich gar nicht. — —

Schminke.

Weil Schönheit meistentheils der einzige Grund ist, wodurch beyde Geschlechter gegenseitige Neigungen auf sich ziehen, so hat sie allezeit die Aufmerksamkeit des verfeinerten Theils der Menschen, zu ihrer Erhaltung und Vermehrung angeflammt. Daher geschahe es, daß Frauenzimmer, ob sie gleich in ihrer zarten Jugend immer genug Reize besaßen, welche ihnen in Zukunft viel Verehrung, viel Liebe versprachen, noch auf eine erkünstelte Röthe des Gesichts bedacht waren. Sie waren mit der gütigen Natur nicht zufrieden, die ihnen schon so viel Schönheit auf ihre Wangen verbreitet hatte, daß sie gewiß nicht nöthig gehabt, ihre Farbe des Gesichts durch eine Schminke zu erhöhen. Wenn Sie, m. L. L. nicht merklich von der Natur an Ihrer Schönheit des Gesichts verabsäumet worden, oder sie diejenigen Dinge nicht vernachläßiget haben, welche ihnen Gesundheit geben, woraus Reize und Schönheit entspringen: so besitzen sie, auch jetzt in unsern befleckten Zeiten, Schönheit ge-

genug, daß Sie, ohne Schminke, vermögend sind, zu fesseln. — Die Kunst ist zwar im Stande, Verschönerungsmittel zu verfertigen, welche unter den Nahmen Schminken bekannt sind. Sie sind auf einige Zeit so ziemlich vermögend, dem blassen fleckigten Gesicht, Röthe und annehmliche Scheinblüthe zu geben; allein nach angestellten Untersuchungen und gegründeten Erfahrungen, sind sie keineswegs fähig, die Absicht, wozu sie bestimmt sind, mit Sicherheit und Nutzen zu erreichen.

Anstatt mich über die Schminken, deren Nachtheil, und Ursachen ihres Gebrauchs, hier weiter zu verbreiten, setze ich einen Brief, im Auszug hieher, den Jemand vor einiger Zeit, aus freundschaftlicher Gesinnung, an ein gewisses Frauenzimmer schreiben muste: —

— — — — —

Es (die Schminken:) sind meist Mittel, welche durch ihre zusammenziehende, oder schmierige Eigenschaft, die Ausdünstung der Haut hindern, wodurch Sie, meine liebe Lais, eben so leicht zum Schlachtopfer der fälschlich anlockenden Schönheit werden, als die schöne Clarisse, die Ihnen aus der Geschichte nicht unbekannt seyn kann. Und wenn auch diese verrätherische Kunst Sie nicht augenblicklich straft, können Sie die Beruhigung haben, welche eine natürliche Blüthe verschaft? Auf

einige Zeit können Sie zwar Ihre Bewunderer täuschen, allein der entdeckte Betrug bringt Ihnen sodann mehr Schade und Verachtung zuwege, als Ihnen jener Betrug Vortheile gewährte. — Suchen Sie vielmehr die Ursachen aus dem Weg zu räumen, welche Ihnen die bleiche und fleckigte Haut bewürkte; suchen Sie sich in den Genuß Ihrer vorigen Gesundheit, Ihres vorigen ruhigen Gemüths zurückzusetzen, denn dieses ist allein im Stande, Ihren Lippen Schönheit, Ihren Wangen Blüthe, und Ihren matten Augen, Glanz zu geben. Sehen Sie auf jenes Landmädchen, welches von keinen Leidenschaften, heftigen Trieben, schädlichen Moden, nachtheiligen Schwelgereyen und erzärtelten Betragen etwas weiß, niemals hat eine Schminke ihr Gesicht berührt, und es übertrift ihr lebhaftes natürliches Rosenroth weit ihre, mit der kostbarsten aufgeschmierten Schminke, erkünstelte Farbe. — Verspotten Sie Mademoiselle, ja nicht meine Sorgfalt. Verläugnen Sie Ihre heftigen Triebe, welche zwar auf einige Augenblicke Ihre Wangen mit einer fliegenden Hizze bezeichnen, aber sodann ein desto schrecklicheres bleiches und winde-dürres Angesicht, als Fußstapfen zurücklassen. Ich dächte, Sie könnten ein grauendes Beyspiel an Ihrer Schwester, der Pandora, nehmen.

Hat

Hat sie nicht von den geilen Leidenschaften und Schminke einen dürren, kränklichen Körper, hängende, fahle Wangen, eingefallene Backen, und blaue Kränze um die weisen tiefliegenden Augen herum, zur Belohnung erhalten? — Sie sollen ihren Leidenschaften entsagen, muthe ich Ihnen da nicht zu viel zu? Das Temperament, der zarte Bau Ihrer Nerven, das flüchtige, wallende Blut, der Andrang des Bluts nach dem Sizz der Liebe, muß, wie es denn die Erfahrung sattsam bestätiget, ein Frauenzimmer bey Liebe und angenehmen Gegenständen, reizbar, und ganz Empfindung machen. — Eingeschränkte Regungen der Liebe sind zuträglich, höchst nachtheilig aber übertriebene Leidenschaften der Liebe. Bekommen Sie daher nicht, wenn Sie den Gedanken, die Liebe zu genieſſen, schwärmerisch verfolgen, und sich schmachtend härmen, plözliche Herzensangst, ängstliches Aufwallen des stürmenden Bluts, und bedenkliche Nerven-Krämpfe? — Ich will des Wahnsinnes, der Mutterwuth u. s. f. nicht gedenken, welche von übertriebenen Leidenschaften, oder Schmachten nach geliebten Gegenständen, entstehen. Ich will Ihnen, meine liebe Lais, nur noch umständlicher durch die Erfahrung beweisen, das die Liebe eine Magerkeit und ein bleiches und scheußliches Gesicht bewürken kann. Es fehlt nicht an Beyspielen, daß Leu-

te, durch diese heftigen Regungen, fast zu blo-
sen Gerippen geworden sind, und ein häßliches
Ansehen, öfters die schönsten Gesichter ver-
dränget hat. Es ist daher öfters bey einer
Person, wenn sie ohne merkliche Ursache mager
und scheußlich wird, nicht ohne Grund das
Sprichwort anzuwenden: Sie sey verliebt.
Ja die heftigen Regungen der Liebe, und das
Schmachten nach dem Genuß, — sind vor al-
len andern Affekten im Stande, dieses zu be-
würken, und weit schädlicher als der Genuß
der Liebe selbst. — Ich enthalte mich, bekann-
te Beyspiele von Frauenzimmern anzuführen,
um mir nicht bey Ihnen den, der Liebe entge-
gengesetzten Affekt zuzuziehen. Es mag Ihnen
deswegen die Geschichte von jenem Prinzen in
Syrien Antiochus zum Beyspiel seyn. Dieser
junge Prinz, der sonst den gesundesten Körper
hatte, nahm täglich zusehens ab, und sein Ge-
sicht wurde blaß, ohne zu bemerken, daß die
Beschaffenheit seines Körpers fehlerhaft sey.
Es wurden viele Meynungen deshalb eingeho-
let, und viele Mittel dagen gebraucht, aber
alles angewandte war ohne erwünschten Erfolg.
Erasistratus, ein Arzt, entdeckte endlich,
daß dieser Prinz in seine Stiefmutter Stra-
tonice verliebt war. Die Liebe war bey ihm
so heftig, daß sie mit nichts anders, als mit
Gegenliebe des geliebten Gegenstandes geheilet
werden konnte. Die tugendhafte Königin,

voll

voll Empfindung, voll Mitleid über ihren Stiefsohn, erklärte ihm endlich eine gegenseitige Neigung, welche die Ehre und ihre nahe Verwandschaft mit ihm, ihr eigentlich nicht verstattete. Oder wie andere wollen, soll der König seine Gemahlin die Stratonice, seinem Sohn würklich abgetreten haben. Der Erfolg war bey diesem Prinzen natürlich der beste: von der Zeit an, legte sich das verzehrende Feuer in seinen Adern, und in kurzer Zeit gelangte er wieder zu seiner vorigen vollkommenen Gesundheit und Schönheit. — — —

Schnürbrüste.

Nachtheilige Moden, verderbter Geschmack, und schädliche Neigungen haben das Frauenzimmer jetziger Zeit zu Kleidungsarten verleitet, bey deren Betrachtung ein rechtschaffener Arzt nicht gleichgültig seyn kann. Wenn Moden würklich zum Nutzen, und zur Vollkommenheit des Körpers abzwecken: so sind sie allezeit eben so rühmlich für den Erfinder, als angenehm für den, der sie nachmacht. Ob aber die Schnürbrüste; welche den schönen Körper eines Frauenzimmers in die Form eines Zuckerhuts bringen, und dadurch dem Körper unerkannten grossen Schaden zufügen, ein zulässiges,

oder gar löbliches Kleidungsstück sind, laß ich selbst den Frauenzimmern zur Beurtheilung über. — In den Zeiten unserer Alten, wuste man von keinen Fesseln des Körpers. Das weibliche Geschlecht überließ ihren Körper blos der Leitung der Natur. Sie lernten ihren Leib, ohne Schnürbrüste, ungezwungen tragen, und dieses vermehrte die Stärke ihres Körpers.

Unter allen nachtheiligen Kleidungsstücken der jetzigen Frauenzimmer, sind gewiß die Schnürbrüste die schädlichsten. Sie zwingen die Taille oft bis zu einer fast unglaublichen Dünne, und thun dadurch den Würkungen der Natur den größten Eintrag. Die Schnürbrüste sollen ihren Körper schlank und schön machen; zum größten Nachtheil ihrer Gesundheit befördern sie das erste: daß sie aber dadurch ihrem Körper einen gewissen Reiz geben sollen, beruhet auf blosem Vorurtheil. — Durch die Zusammenpressung der Brust, und des Unterleibes, werden die darinnen liegenden edlen Theile, die Lunge, Magen und übrigen Eingeweyde, gedruckt und zusammengeklemmt, daher Beklemmung der Brust, kurzer Athem, Blutspeien, Verderbniß der Lunge, Schmerzen des Magens und des Unterleibes, hysterische Beschwerden, Bleichsucht, Geschwülste und endlich eine Abzehrung des ganzen Körpers entstehen.

stehen. Der Wuchs der Brüste wird, in jüngeren Jahren, nicht nur verhindert, sondern auch in mannbaren Jahren der volle Busen wieder verringert, und oft auf so klägliche Art, daß das Frauenzimmer sich außer Stand befindet, ihr Kind selbst zu säugen, so sehr auch dieses sonst zu empfehlen ist. —

Ich bin nicht so sehr Feind Ihrer Verschönerungsmittel, daß ich die Schnürbrüste, in so fern Sie selbige als ein Schönheit beförderndes Kleidungsstück betrachten, herunterseßen und verwerfen sollte: wenn aber der daraus entspringende Schade und Nachtheil ungleich größer ist, als der Anstand und Puß des Körpers, den sie bewürken: so verdenken Sie mir es nicht, wenn ich blos auf Ihre Gesundheit und natürliche Schönheit Rücksicht nehme, und die Schnürbrüste, als schädliche Panzer verwerfe. In England scheint das Frauenzimmer den Nachtheil der Schnürbrüste nun völlig einzusehen. Wollte der Himmel, unsere deutschen Schönen bewiesen darinnen auch so viel Liebe für ihre Gesundheit und natürliche Schönheit.

Schönefeld.

Gottfried und Gertrud Schönefeld, ist heut zutage eine brave Kohlenbrennerfamilie bey Gastein, einem Flecken im Erzbißthum Salzburg. —

Es giebt gewisse Berufsarten, bey welchen man in Gefahr kommt, manche Tugenden ganz zu vergessen. In diesem Falle befindet sich unter andern der Kohlenbrenner. Denn da ihm sein Beruf einen grossen Theil des Lebens hindurch von der Menschlichen Gesellschaft ausschließt, so verlernt er auch allmählig die Pflichten der Geselligkeit. Um desto schätzenswerther ist unser Schönefeld nebst seiner Gertrud, die beyde eine Gesinnung haben, die man im eigentlichen Verstande edel nennen kann; weil nicht Rittergut und Adelbrief, sondern nur gemeinnüzige Thaten den wahren Adel ausmachen.

Einst saß Schönefeld, der mit seiner Frau Katholischer Religion ist, vor ohngefähr achtzehn Jahren vor seinem Meiler, d. i. vor den kunstmäßig aufgebauten Holzscheiten, die zu Kohlen gebrannt werden sollten. Sein getreuer Spiz war nicht bey ihm, der ihn sonst nie verließ. Auf einmal hörete er ihn in der Ferne sehr lebhaft und anhaltend bellen. Er gieng dem Schalle nach, und traf das Thier

bey

bey einem Gegenstande an, den er mit froher Geschäftigkeit beleckte. Schönefeld gieng näher, und fand da zwey kleine Kinder, die ohngefähr erst seit einigen Tagen in dies Leben getreten seyn mochten; es waren schöne gesunde Knaben, die eine unmenschliche Hand dem ersten Finder preis gegeben hatte. „Arme Geschöpfe, rief Schönfeld, ein Hund ist mitleidiger gegen euch, als die, die euch das Leben gegeben hat. Die Unmenschliche! sie schämte sich vor Menschen, eure Mutter zu heißen, und schämte sich doch nicht vor Gott, da sie mit ihrem Buhler in den Winkel gieng.“ Er nahm sie beyde auf, und gieng nach seinem Meiler zu, und Spiz lief mit dem Schwanze wedelnd vor ihm her, als wollte er zu erkennen geben, daß er Antheil an dieser Entdeckung habe.

Unterdessen der brave Schönfeld die Ankunft seiner Frau erwartete, die in einen entferneten Forst gegangen war, um etwas mit dem Forstreiter zu verabreden, kam sein Nachbar, der Kohlenbrenner Zinsacher zu ihm. „Was willst du mit dem Hurengenistel machen, das bringt dir den Fluch ins Haus.“ — „Hab den Fluch noch nie in meiner Hütte gehabt, Nachbar, weil ich gearbeitet und gethan habe, was Recht ist;“ sagte Schönfeld. „Hast der Bälger selbst schon sechse,“ versetzte

Zin-

Zinsacher. — „Das dank ich Gott, nun bekomm ich Achte, die können auch mehr beten und arbeiten.“ — „Wär ich wie du, ich brächte sie dem Landrichter.“ — „Glaubs wohl ich aber thus nicht; sind der Waisen schon genug im Waisenhause, fast mehr, als des Ungeziefers, das sie auffrißt.“ — So schick sie dem gnädigen Erzbischof, der hat keine Kinder.“ — „Gott hat sie mir geschickt, er wird sie auch ernähren. Ich will sie auferziehen, will dafür Sonntags kein Fleich essen, und im Vierteljahr einen Meiler mehr brennen.“ — „So hat unsers Erzbischofs Durlauchtig Gnaden einen Narren mehr in seinem Lande, als ich vorher wuste.“ — „Ist wohl wahr, habs auch vorher nicht gewust,“ — sagte Schönfeld mit einer bedeutenden Mine. —

Unter diesen Reden kam seine Frau. Sie war durstig und müde. „Gieb mir ein Labsal, Friedl, — sagte sie, hab lang g'durst.“ — „Hier hast zwey vor eins, lieb Trudl“ sagte er, und legte ihr die beyden Kinder in den Schooß. — „Wem sind die Büble?“ *) — „Sind dein!“ — „Hab selbst der Kinder g'nüg, Gott seys gedankt; mag keine nimmer.“

*) Bube heißt in Oberdeutschland so viel als Knabe, und Büble Knäbchen.

mer.“ — „Soll ich sie wieder hinlegen, wo sie der Spiz gefunden hat, Trudl, daß sie die Adler oder die Füchse fressen?“ — „Also hast sie gefunden? So stehe Gott eurer Mutter bey, ihr Armen,“ sagte die brave Frau, und drückte sie mit Inbrunst und unter beständigen Küssen ans Herz. „Nein, fuhr sie fort, ihr sollt doch eine Mutter haben: ich wills seyn; der da ist euer Pflegevater, und Gott im Himmel wird euer rechter Vater seyn und bleiben.“ — „Habs auch so gedacht,“ sagte der Mann, und holte einen Topf mit Milch herbey. Gertrud machte den Kindern einen kleinen Milchbeutel zurecht, ehe sie noch daran dachte, ihren eigenen heißen Durst zu befriedigen. Den andern Tag beförderte das liebe Paar die Kinder zur Taufe, und vertrat selbst Gevatternstelle. Sie hielten sie von der ersten Zeit an so gut wie ihre eignen. Freylich machten die Kinder der Gertrud manche schlaflose Nacht, und dem braven Schönfeld mehr Arbeit; aber keines von ihnen klagte. „Wenn wir einst alt werden, sagten sie, werden sie uns wieder pflegen.“ — Jetzt sind die Findlinge achtzehn Jahr alt, und Schönfeld Sieben und Sechzig, und seine Gertrud Neun und Sechzig. Ihre Söhne sind sämmtlich Scharfschützen in Kayserl. Diensten, und die Findlinge helfen den braven Alten arbeiten, und verschaffen ihnen Pflege und Bequemlichkeit.

Wie wird euch zu Muthe seyn, ihr, die ihr diesen Kindern das Leben gabt, wenn ihr einst vor Gott kommet, und die Kinder mit ihren Wohlthätern neben euch sehen werdet.

Schönheit.

Es ist das Loos der Schönheit, daß sie sehr schnell empfunden, und geliebt wird. Nur ein flüchtiger Blick auf das, was wir schön nennen, und die Organe der Empfindungen, sind in angenehme Schütterungen versetzt, Blick und Moment der Empfindung schmelzen in eins zusammen, bringen das Blut in eine sanfte Wallung, und verbreiten angemessene Behaglichkeit über das ganze System der Nerven. —

Es giebt wesentliche Schönheiten, von denen ein jeder Mensch beym ersten Anblick gesteht, daß sie schön sind. Es giebt auch relative Schönheiten, die nur einzeln so vorkommen, und ihnen Vergnügen gewähren, anderen aber nicht. —

Schönheit muß durch das Urtheil des Auges gekauft, nicht aber vom Verkäufer auf eine niedrige Art angepriesen werden. —

Ein

Ein Mädchen, das nicht schön ist, darf darum nicht verzweifeln. Die Schönheit wohnt im Auge des Liebhabers, und nicht in den Wangen des Mädchens. —

Das wahre sittliche Schöne findet man nicht allgemein, aber zerstreut überall. —

Schuhputzer.

Diese machen zu London und Paris gleichsam eine eigene Zunft aus. — Man sehe, was für eine drollichte Beschreibung, uns der berühmte Silderer von Paris in Ansehung der lezteren macht:

„Diese Schuhputzer (sagt er) zeichnen sich durch ihre Geschwindigkeit und Reinlichkeit aus, und sind als Meister in ihrer Kunst berühmt. Anderswo läuft man Gefahr, in die Hände eines unwissenden Lehrjungen zu fallen, der, indem man ihm den Fuß hingiebt, die Schuh anstatt der Kehrbürste ergreift, und ein schwarzes, kleberichtes Wachs über einen weißen seidenen Strumpf hinschmiert, das die geschicktesten Wäscherinnen nicht wieder auswaschen können. Was für Unglück für einen Mann, der nur dieses einzige paar seidene Strümpfe im Vermögen hat, und von einer Herzogin,

welcher er ein kleines Lustspiel, oder ein erotisches Gedicht vorlesen soll, zum Diner eingeladen ist.

Schriftsteller, die ihr dieses Unglück fürchtet, wendet euch allein an die Meister Schuhputzer der Pont-neuf. Regnet es, oder es scheint die Sonne heiß, so giebt man euch einen Schirm in die Hand, und ihr erhaltet damit eure gepuderte Frisur, ein Putz, der noch über den Fußputz geht.

Die Schuhputzer sind von aller Abgabe frey; sie bezahlen dem Könige nichts. Sobald sie einen Fußschemmel und zwey Bürsten angekauft haben, so können sie ihr Talent, ihr alleiniges Eigenthum, — ein in Paris sehr selten zugestandener Vortheil — ausüben, wo sie wollen.

Oft kann ein Mann, der reden und schreiben kann, in der Gerichtsstube weder schreiben noch reden. Tyrannische Gebräuche legen dem Talente Fesseln an. Keine gedungene Arbeitzeit bey den Schuhputzern! Sie stehen nicht mit kreuzweise zusammen geschlagenen Armen da, und sehen ihren arbeitenden Kammeraden zu. Sie nehmen die Bürste in die Hand und sagen, wie jener berühmte Maler: ich putze die Schuh auch.

Es herrscht kein Brodneid unter ihnen. Ihr ruft einen Schuhputzer und es kommen vier, oder fünfe mit dem Fußschemmel in der Hand herbey, und stoßen ihn in ihrem Wetteifer etwas hart gegen euren Fuß. Ihr nehmt euch euren Mann, und die andern gehen frölich und ohne Murren wieder ab. Der Stärkere bekämpft weder den Schwächeren, noch schadet und spottet der Geschickte seinen Mitbruder. Sieht man wohl diese Gleichheit in den berühmten Akademien, und andern Synoden des Königreichs.

Die Bezahlung für die Bürste ist bestimmt; wollte Gott, daß es die Bezahlung der Sekretaire, der Referenten auch so wäre! Es gilt kein Unterschleif; kein Monopol bey diesen herumstreifenden Savoyarden. Von undenklicher Zeit her bezahlt man in allen Jahreszeiten vor dem Eingang des Schauspielhauses und anderswo, der Preiß der Lebensmittel, der innere Werth der Münze mag seyn, welcher er will, unabänderlich zwey Liards, um sich den Koth von den Strümpfen und den Schuhen abputzen zu lassen.

Diese Schuhputzer sind gute Bürger des Staats. Ihr Wetteifer, das, es lebe der König, auszurufen, giebt oft dem Volke einen Stoß, das kalt und gedankenlos ist. Sie bedienen sich auch nie, schon um des Beywor-

tes willen, des englischen Schuhwachses. Sie lassen lieber den Ofenruß in dem Oele zerschmelzen, — freylich die Ursache, warum die schönen Damen, die mit dem mit dieser Schwärze abgeputzten Herrn, ihre weißen Kleider durchaus und auf eine unauslöschliche Art beschmutzt sehen müssen. Die Frauens, die sich nicht in Nationalfeindschaften mischen, sollten allen ihren Verehrern das englische Schuhwachs empfehlen, weil es gar nicht schmutzt.

Bey der Wiedergenesung Ludewigs des XV. als ganz Paris in der Entzückung der Freude, dem Himmel dankte, daß er ihm einen so theuren Monarchen wieder gegeben habe, wollte ein Schuhputzer an der öffentlichen Freude Antheil nehmen, kaufte ein Licht, theilte es in vier Theile, und illuminirte damit die vier Ecken seines Fußschemmels, des einzigen Grund und Bodens, der sein Eigenthum war. Ein Anderer putzte gratis, weil die Schauspieler eine Vorstellung des Cinna gratis gaben, und das Hotel de Ville dem Volke gratis Brod an die Köpfe warf.

Chasse, ein Opernakteur, ließ sich eines Tages die Schuhe putzen, — denn die Opernakteurs fahren nicht im Wagen, weil dieses Vorrecht allein den Akrizen zukömmt — und, nach verrichtetem Dienste, wollte der Schuhputzer nichts annehmen. Warum dann?

dann? fragte ihn Chasse? „Unter Mitbrüdern, war seine Antwort, darf man nichts nehmen. „Ich spiele die Ungeheuer, so wie Sie die Könige in der Oper spielen," und würklich drollicht, daß er eine Ungeheuerrolle, und die Rolle des Agamemnons in einen Rang setzte.

Wenn die Schuhputzer die Ungeheuer vorstellen, so spielen sie auch die fliegenden und vom Olymp herabsteigenden Götter. Wenn ein geflügelter Gott den Raum der Luft durchschneiden soll, und man befürchtet, daß der berühmte Schauspieler den Hals zerbrechen dürfte, so kleidet man einen Schuhputzer an, und giebt ihm ein dem Gewande eines Gottes ähnliches Gewand. Er schwingt sich auf einem Horizontalgezogenen Seile durch das Theater hindurch, das Auge ist getäuscht, und der Schauspieler kömmt hinter der Coulisse hervor, ohne daß er sein fliegendes Wesen dem Spiele der Walze ausgesetzt hat."

Schulpädagogik.

Wer weiß diese beym rechten Flecke zu treffen? — Noch halb in der Wiege plagen wir die Kinder mit Sachen, wozu sie weder Lust, noch Begreifungsvermögen haben. — In der

That halte ich aber dafür, daß man bey einem nicht allzufrühen Unterrichte der Kinder selten etwas verliert; denn durch die Geschwindigkeit der Fortschritte wird alsdann das eingebracht, was man an der Zeit verlohren zu haben scheint.

Die Wahrheit dieser Bemerkung können wir Alten an uns selbst abnehmen. Lernen wir etwas, wozu wir nicht Lust haben? Haben wir zu etwas Lust, wovon wir den Nutzen nicht einsehen? — Und die Kinder sollen das abstrakte Schnörkelwerk von Buchstaben sich bekannt machen, ehe sie noch wissen, wozu es ihnen taugte? Unterhält man aber ihren Verstand mit einer Art von Vorkenntnissen, die ihnen gefallen, und sagt ihnen nach einiger Zeit: diese schönen Sachen stehen in den Büchern, und, wenn sie die Figuren, die man Buchstaben nennt, sich bekannt machen, können sie es selbst lesen: so weiß ich gewiß, nämlich aus der Erfahrung, daß ihnen Buchstabenkenntniß, und Lesen so wohl leichter, als angenehmer seyn wird. Dabey bleiben freylich andere pädagogische Vortheile nicht ausgeschlossen, z. E. alles spielend zu behandeln, oder vielmehr mit den Buchstaben selbst zu spielen; unter ihnen, wenn mehrere sind, eine kleine Nacheiferung zu erregen, kleine Preise zu bestimmen ꝛc. ꝛc.

Nach

Nach der gewöhnlichen Methode lernen die Kinder erst einzelne Buchstaben kennen, dann setzen sie zwey — hierauf drey ꝛc. zusammen. Wenn ein Jahr — in Schulen, wo auf ein Kind kaum einige Minuten Zeit kommen, noch länger — mit dieser trockenen Uebung hingebracht ist, braucht man wieder eben so viele, oder noch mehrere Zeit, sie einige Buchstaben aufs Papier krazen zu lehren. Allein, könnte man sie Lesen und Schreiben nicht zugleich lehren? ich meyne so! der Lehrer, von dem die nöthigen Eigenschaften voraus gesetzet werden, stellt eine große, schwarze Tafel vor sich hin, und die Kinder rechts und links zur Seite. Er zeichnet mit der Kreide einen Buchstaben auf die Tafel, sagt ihnen, das sey dieser oder jener Bustabe, und läßt sie ihn wohl betrachten. Hierauf zeichnet er ihn wieder ganz langsam vor, so daß die Kinder sehen, was er mit seiner Hand für eine Bewegung macht, und thut dies mehreremalen. —

Mit den einfachsten, z. E. J. O. fängt er natürlicher Weise an, und kan mit denselben die ganze Tafel anfüllen. Hierauf ruft er eines der fähigsten Kinder auf, neben seine Figur hin eine ähnliche zu ziehen. Warum solte das Kind dies nicht gerne thun, da Kinder so gerne mit Kreide malen? Und warum nicht thun können, da es ins grobe geht? Und dem Leh-

rer auch nicht verwehrt ist, dem Kinde anfangs die Hand zu leiten? Das erste Kind machts ihm so ziemlich nach, das zweyte auch ꝛc. — und so kömmt dieser Buchstabe so oft vor ihre Hände, daß er ihnen gewiß bekannt wird; denn was schadets, wenn man mit dem einzigen Buchstaben eine ganze Stunde sich beschäftiget? Seine Figur drukt sich dem Gedächtnisse desto besser ein. In 24 Stunden also müssen die Kinder die Figur der Buchstaben nicht nur kennen, sondern auch nothdürftig nachzeichnen können. Gesetzt, es gehen auch einige Monathe darüber hin; es wird doch immer weniger Zeit kosten, als sonsten.

Alles dieses versteht sich von den **großen Buchstaben**, mit denen man aus pschologischen Gründen anfangen muß. Mit den kleinen gehts alsdann desto leichter, — und hierauf erst kann man ihnen ein Buch mit gedruckten Buchstaben in die Hand geben, auch nach und nach darinnen üben, die auf der Tafel stehenden Figuren überzutragen, sie lernen nun nicht schreiben, d. i. es kömmt ihnen nicht so vor, sondern sie Zeichnen, sie Ahmen nach, und beydes thun Kinder so gerne. — —

Schup-

Schuppach.

Michel Schuppach, gemeiniglich der Arzt von Berge genannt, dessen Tod vor einiger Zeit in den öffentlichen Blättern angekündiget worden, war zu Pigben, einem schweizerischen Dorfe, zwo Meilen von Bern, von armen Eltern geboren. Er zog die Chirurgie allen andern Gewerben vor, und ward frühzeitig bey einem Landwundarzte in die Lehre gethan. Er übte zwanzig Jahr lang diesen Theil der Heilkunst, und zwar ohne sonderlichen Ruhm. Einen Theil dieser Zeit wandte er indessen nützlich an, und erwarb sich allerley Kenntnisse. Sich, so zu sagen, selbst überlassen, ohne Bücher und Beyhülfe, kaufte er todte Körper, zergliederte, und beschrieb alle Krankheiten, die ihm vorkamen. —

Ferner schaffte er sich einen chymischen Apparat an, und nun fieng er an selbst Arzneyen zuzubereiten. Nach und nach ward er unter den Landleuten, so wohl seiner chirurgischen Operationen, als seiner Arzneyen wegen bekannt. Der geringe Preis seiner Arzneymittel, und seine glücklich bekannt gewordene Kuren, die erstaunlich schienen, machten seinen Namen in der ganzen Gegend berühmt. Seinem Stande einzig und allein gewidmet, brachte ers so wohl in Ansehung seiner Talente,

als seines Ruhms, so weit; daß in funfzehn bis sechzehn Jahren wohl schwerlich ein Arzt so viel Krankheiten, als er, unter Händen gehabt hat. — Der Urin war fast die einzige Indikation, nach welcher er sich bey seinen Kranken richtete, indessen verriethen doch seine Heilungsmittel keinen Charlatan, sondern vielmehr einen wahren Arzt.

Sein moralischer Karakter verdient Lobsprüche, denn er war ein wohlthätiger, liebreicher, und angenehmer Mann; er war der Wohlthäter seiner Gegend. Er starb vorriges Jahr in einem Alter von ungefähr 67 Jahren an einer ausserordentlichen Dicke, oder ungeheuren Fettigkeit. Man hat das Bildniß dieses sonderbaren Mannes, den man in der Schweiz sehr hoch schätzt, in Kupfer gestochen.

Ein berühmtes deutsches Journal *) liefert uns zur Berichtigung dieser Biographie seit kurzem folgendes: „Der Tod des berühmten schweizerischen Quacksalbers, Michel Schuppach ist bekannt. — Was von seinem guten Herzen, von seiner Wohlthätigkeit gegen Arme, und von seiner Uneigennützigkeit bey dieser Gelegenheit in öffentlichen Nachrichten stehet, ist nichts weniger als übertrieben. Seine ganze

*) Olla Potrida 1781. 4tes Stück.

ganze Familiengeschichte wird sich hoffentlich, wiewohl hier und da in Nebenumständen versteckt, in manchen Modeschriften lesen lassen, bis Herr Langhans in Bern mit seinem Werke über dessen Charlatanerie, welches er schon vor einigen Jahren schrieb, aber auf Anrathen einiger Freunde im Pulte liegen ließ, hervortritt.

So viel aber muß man auch zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß sich nicht leicht ein grober Charlatan finden dürfte, der so viel Genie, als Schuppach besäße: denn Genie hat ihm mehr als einmal, den Mangel an Wissenschaften sehr glücklich ersetzt. — Er hinterläßt ein Vermögen von 150000 Gulden Reichsgeld, welches er in Zeit von dreyßig Jahren mit der Urinprophezeihung und Empyrie erworben hat. Davon erbt seine Frau ein Drittheil, sein Tochtermann, ein verlaufener deutscher Feldscheer, eben so viel, und zwey Enkelinnen, deren eine auch an einen jungen Quacksalber verheyrathet, die andere aber an einen reichen Gemeinmann aus einem benachbarten Dorfe versprochen ist, das dritte. —

Ein regimentsfähiger Bürger von Bern, und Major unter den Landtruppen, hat schon der Wittwe bey Lebzeiten ihres Alten des Geldes halber, fleißig die Aufwartung gemacht: und die Frau wird, wie es verlauten will, die

Narr.

Narrheit begehen, — ihn nach dem Trauerjahre zu heyrathen. — „Man laß' sie denn! Begieng doch wohl die Wittwe eines Roußeau eine eben so große, wo nicht größere Thorheit!“ —

Schwärmerey.

Die Schwärmerey, sagt Hume, ist eine Krankheit kühner und ehrgeiziger Köpfe, und verbindet sich natürlicherweise mit der Liebe zur Freyheit und Unabhängigkeit; indeß, daß der Aberglaube die Menschen langsam und furchtsam macht.

Die menschliche Gesellschaft hat keinen gefährlichern Karakter, als den der Schwärmerey; denn, wird er von einer schwachen Urtheilskraft begleitet, so ist er den Eindrücken Anderer ausgesetzt, und hat er irgend selbst eine Unterscheidungskraft, so wird er gänzlich vom Selbstbetruge regiert, welcher seine Laster und seine eigennützigsten Bewegungen heiliget. —

Der Name eines Fanatikers, oder Schwärmers war vor alters ein Ehrentitel, er bedeutete einen Diener, oder Wohlthäter eines Tempels. Die vornehmsten Römer nahmen,

wie

wie es die alten Aufschriften bezeugen, diesen Titel an.

Heut zu Tage versteht man unter der Schwärmerey (fanatismus) eine religiöse finstere und grausame Tollheit. Sie ist eine Krankheit des Geistes, und ansteckend wie die Kindesblattern. Durch Bücher wird sie nicht so leicht, als durch Versammlungen und Reden mitgetheilet. Im Lesen erhitzt man sich seltener; aber wenn ein feuriger und mit einer starken Einbildungskraft begabter Mann zu schwachen Geistern redet, sind seine Augen im Feuer, und dieses Feuer theilt sich mit; seine Töne, seine Geberden erschüttern alle Nerven der Zuhörer.

Bartholomäus Diaz war ein vollkommener Schwärmer. Er hatte zu Nürnberg einen Bruder, Johann Diaz, der ein eifriger Lutheraner war; Bartholomäus ein eben so eifriger Katholik, reiset von Rom ab, seinen Bruder entweder zu bekehren, oder zu ermorden, wenn er nicht zu bekehren seyn sollte. Und das letztere erfolgte.

Für diese epidemische Krankheit ist kein anderes Mittel als der philosophische Geist, der sich nach und nach ausbreitet, die Sitten der Menschen mildert, und den Anfällen dieses Uebels zuvorkömmt, denn so bald es überhand

nimmt,

nimmt, so muß man fliehen, und warten, bis die Luft gereiniget wird.

Die Gesetze sind sehr ohnmächtig wider diese Anfälle von Wuth; es ist eben so viel, wenn man einen Unsinnigen einem Rathschluß vorlesen wollte.

Ich habe sie gesehen diese Rasenden; ich habe gesehen, wie sie ihre Glieder verdreheten, und schäumten. Sie schrien: Es muß Blut vergossen werden! Sie haben es so weit gebracht, daß sie ihren König durch einen Bedienten ermorden ließen, und haben damit beschlossen, daß sie die Philosophen verschrieen.

Fast immer sind es Schelme, welche die Schwärmer leiten, und ihnen den Dolch in die Hände geben. — Nur China wurde mit der Schwärmerey nicht besudelt. Die Sekten der Philosophen waren nicht nur frey von dieser Pest, sondern auch noch das Mittel dagegen.

Denn die Würkung der Philosophie ist, daß sie die Seele beruhiget; und die Schwärmerey ist mit der Ruhe unverträglich.

Die Schwärmer streiten nicht immer (zu Folge ihrer Einbildung) für Gott; sie ermorden nicht allezeit Könige und Fürsten. Es giebt Tieger unter ihnen, aber noch mehr Füchse.

Lud.

Ludlow, mehr Enthusiast für die Freyheit, als für die Religion, dieser tapfere Mann, der einen größern Haß gegen Cromwell als Karl I. hatte, erzählt, daß zu Anfang des bürgerlichen Krieges, die Soldaten des Parlaments immer von den Königlichen Truppen geschlagen wurden. Cromwell sagte zum General Fairfax. „Wie können sie verlangen, daß die Lastträger und Handwerksjungen von London Edelleuten widerstehen sollen, welche von dem Blendwerk der Ehre belebet werden? — Bieten wir ihnen, war die Antwort, ein noch größeres Blendwerk, nämlich die Schwärmerey, an. Unsere Feinde streiten nur für den König; überreden wir unsere Leute, daß sie für Gott streiten. Geben sie mir ein Vollmachtschreiben; ich will ein Regiment von mörderischen Brüdern errichten, und ich bin ihnen gut dafür, daß ich unüberwindliche Schwärmer aus ihnen machen will.“

Er hielt Wort, sein Regiment bestand aus rothen Brüdern, melankolischen Narren; er machte gehorsame Tieger aus ihnen. Mahomet wurde von seinen Soldaten nicht besser bedient.

Allein wenn man den Fanatismus einflößen will, so müssen uns die Umstände der Zeit zu Hülfe kommen. Heut zu Tage würde so etwas nicht leicht angehen.

Ueberhaupt ist Schwärmerey ein Fehler des menschlichen Verstandes, und besteht in einer kranken Einbildungskraft, nach welcher man gewisse Vorzüge an oder in sich zu besitzen glaubt, die man doch ohne Wunderwerke nicht haben kann. Je nachdem diese Krankheit mehr oder weniger überhand nimmt, je größer oder geringer ist der Schade, den ein Schwärmer stiften kann. Ist die Krankheit aufs höchste gestiegen, so nennt man den Kranken einen groben Schwärmer. Gewöhlich äußert sich die Krankheit eines solchen groben Schwärmers durch folgende Kennzeichen:

Er folgt bey dem, was er glaubt und thut, nicht dem gesunden Menschenverstande, oder dem richtig verstandenen Willen Gottes, sondern einer Kraft, der die Schwärmer mancherley Nahmen geben, unter andern Geist, Geist Gottes, himmlisches Licht, innerliches Licht, himmlische Taube, himmlische Jungfrau, himmlische Sophia, göttliches Feuer ꝛc. und er dringt das, was er glaubt, andern mit Heftigkeit, Ungestüm, und wenns ihm möglich ist, mit Gewalt, ja gar mit Grausamkeit auf. Dabey ist ein solcher Mensch äußerst stolz; hält sich selbst für fehlerfrey; beharrt mit Trotz, Starrsinn und Pochen auf seinen Meynungen; redet eine ungewöhnliche seltsame,

den

den Verrückten ähnliche Sprache; verwirft den vernünftigen Gebrauch der heiligen Schrift, und das aufrichtige Forschen nach gründlicher Ueberzeugung, das Paulus doch sehr an den Berrhoensern rühmt; dichtet den Aussprüchen der Bibel einen gehimnißvollen Sinn an; ist ein abgesagter Feind der Obrigkeit und aller menschlicher Ordnung; läßt sich für das, was er glaubt, lieber martern und hinrichten, ehe er auch im geringsten nachgeben sollte, und rennt wohl blindlings und mit einer Art von Wuth in solcherley Gefahren.

Diese und noch manche andere Stücke, die ich aber in dieser ohnehin zu groß gerathenen Note übergehen muß, die aber jeder Wißbegierige von seinem Prediger erfahren wird, machen den Karakter eines groben Schwärmers aus.

Jeder Leser sieht, daß ein Unglücklicher solcher Art bloß durch seinen eigenen kranken Verstand verführt ist, daß er aber auch die gefährlichste Menschensorte ausmacht, gefährlicher noch als Räuber und Mörder. Ein solcher Schwärmer war der Araber Mahomed, der mit seinem göttlichen Feuer, dem er den Nahmen des Engel Gabriels gab, ganze Ströme Menschenblut vergossen hat.

Unter unsern Landsleuten gehört zu dieser unseligen Menschenart der Prediger Thomas Münzer, der zu Luthers Zeiten funfzigtausend Bauren zu Obrigkeitsverächtern machte, und eben dadurch ihnen allen das Leben und die Gnade Gottes vielleicht dazu, ihren Weibern und Kindern aber ihrer Versorger raubte.

Die Asche eines noch gefährlichern deutschen Schwärmers liegt noch in einem eisernen Käfig, der am Thurme der Lampertskirche zu Münster in Westphalen hängt. Dieser Schwärmer war ein Schneider aus der holländischen Stadt Leiden, und hieß Johann Bokkold, oder schlechtweg Johann von Leiden. Dieses Ungeheuer hetzte mit seinem göttlichen Feuer, welches er den Geist nannte, viele tausend Menschen auf, daß sie der Obrigkeit nicht mehr unterthan seyn sollten, und ward wie Münzer, der Würgengel aller dieser Unschuldigen.

Zuletzt im Jahr 1533 vertrieb er seine rechtmäßige Obrigkeit, behauptete, jede Obrigkeit sey vom Teufel, und — so höllisch kann ein Mensch lügen! — gab vor, der Geist habe ihm befohlen, sich selbst zum König zu machen. Er legte sich also den Königlichen Titel bey, schafte sich Minister, Leibgarden, Wappen und Krone an, und färbte seinen schändlichen Thron mit dem Blute vieler tau-

sen

send Rechtschaffenen, die ihm den Gehorsam versagten. Endlich fiel er doch dem Rachschwerdt anheim. Zum Schreckbeyspiel aller Zeitgenossen und Nachkommen, wurde sein Körper in einem eisernen Käfig aufgehängt.

Gott bewahre jeden Menschen vor diesem sogenannten himmlischen Feuer der Schwärmer, das, weil es schwerlich ausgelöscht werden kann, so fürchterlich ist, als das höllische Feuer; Zum Glück giebt es der Schwärmer dieser Art, das ist, der Groben, nur sehr wenige. Desto mehr Menschen aber giebt es, die ihnen in einigen Stücken gleichen: die sich für vorzüglich erleuchtet halten; die ihre Erkenntniß nicht aus der einzigen und rechten Quelle, aus der heiligen Schrift, sondern aus ihrer eigenen Kraft wollen geholt haben; die aus dem stolzen Wahne, als bedürften sie keines Unterrichts, das Amt der Prediger verachten, und sich vom öffentlichen Gottesdienst entfernen; die sich gern einen Anhang machen; die mit ihres gleichen heimliche Zusammenkünfte halten, und auf diejenigen, die nicht zu ihrer Gesellschaft gehören, mit Stolz herab sehen; Solche Leute nennt man Schwärmerischgesinnte.

Es ist übrigens nicht leicht, diese schreckliche Krankheit der menschlichen Seele hinlänglich zu beschreiben. Ein gutes Verwahrungsmittel aber weiß ich dagegen, das ich aus der

heiligen Schrift gelernet habe; es heißt: halter euch nicht selbst für klug. Nach dieser Vorschrift stehen sich also die immer am besten, die die frommen Ermahnungen ihrer vernünftigen Eltern und Lehrer mit beständiger Demuth, Bescheidenheit und Gewissenhaftigkeit befolgen.

Schweizerbund.

Albrecht von Oesterreich wollte die Helvetier mit Gewalt unterjochen. Er setzte Landvögte, die sich alle Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten ungestraft erlaubten. Denn sie saßen in befestigten Schlössern, hatten Kriegsknechte bey sich, und legten hier und da neue Festungen an, das Volk im Zaum zu halten. Niemand aber tyrannisirte mehr als Geißler. Endlich faßte Werner von Staufachen den ersten Gedanken, seinen Mitbürgern die Freyheit zu verschaffen. Er entdeckte ihn Walther Fürst, von Uri, bey dem er den flüchtigen Arnold von Melchthal fand, dessen Vater der Uebermüthige von Landenberg die Augen hatte ausstechen lassen.

Diese drey schwuren unter sich zu Gott und den Heiligen: jeder unter den Seinigen eini-

einige Bundesgenossen anzuwerben, mit derselben Beystand die Tyranney zu vertreiben, und einander in Behauptung der Freyheit mit Leib und Leben beyzustehen. Die nächstfolgende Neujahrs-Nacht erstiegen sie zu gleicher Zeit einige Schlösser, und verbrannten sie. Ihre Anzahl, die sich anfangs kaum auf hundert Mann belief, verstärkte sich. Die drey Kantone, **Schwiz, Uri,** und **Unterwalden** kündigten Albrechten den Gehorsam auf, und so wurde die Freyheit hergestellt, und mit wenigem Blutvergiessen der Grund zur Eydgenossischen Republik gelegt, die keinen Feind von außen, destomehr die von innen, unter denen Luxus und Geldgierde die vornehmsten sind, zu fürchten hat!

Scotus.

Johannes Duns Scotus, ein Franciskaner-mönch in Schottland, und in seinem Orden ein berühmter Theolog, stand im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts in großem Ruf. Er war der Stifter einer eigenen Schultheologie und Philosophie, und von ihm stammt die Sekte der Scoristen ab. — Seine Lehrsätze widersprechen sehr oft denen der **Thomisten.** Er hat sich selbst gewiß sehr wenig, und nie-

mand hat ihn bis diese Stunde verstanden *). Vermutlich haben die Mönche daher Gelegenheit genommen, ihn Doctorem subtilem zu nennen. — —

Scythen.

Waren zu den Zeiten Alexander des großen eine zahlreiche Völkerschaft in Asien. Der berühmte Biographist dieses Helden, Kurzius Rufus hat uns eine Rede hinterlassen, die er der Gesandschaft dieser Völker in den Mund legte, die, wenn sie würklich von ihnen gehalten worden, ein Zeugniß von ihrem natürlichen Verstande, und zugleich ihrer Freymüthigkeit und Herzhaftigkeit giebt. Hier ist sie:

„Wenn dich die Götter so groß geschaffen hätten, als unersättlich du an Begierden bist, so würde dir die Welt zu enge seyn. Mit einem Arme würdest du Osten, und mit dem andern Westen berühren, bey dem allen aber doch noch zu wissen verlangen, wo denn der Glanz eines so herrlichen Gestirnes als die Sonne ist, sich verbirget. Dergestalt strebest du jetzt nach

Din.

*) Siehe Art. Galimathias.

Dingen, die dir doch viel zu groß sind. Aus Europa fällst du in Asien ein: aus Asien gehst du nach Europa zurück, und wenn du zuletzt das ganze menschliche Geschlecht wirst überwältiget haben, so wirst du endlich mit Wäldern und Strömen, ja mit wilden Bestien Kriege führen.

„Wie aber, weißt du denn nicht, daß ein großer Baum sehr langsam wächst, aber in einer Stunde ausgerottet wird? Derjenige ist thöricht, der nach seinen Früchten zwar siehet, aber seine Höhe nicht betrachtet. Hüte dich also, daß du nicht in dem Vorhaben, den höchsten Gipfel zu ersteigen, mit den ergriffenen Aesten herab stürzen mögest. Auch der Löwe ist mehrmals von den verächtlichsten Vögeln verzehret worden; auch das Eisen frißt der Rost: und nichts ist so dauerhaft, welches sich nicht auch von dem schwächsten Feinde etwas besorgen müßte. Und was haben wir doch mit dir zu schaffen? deinen Grund und Boden haben wir nicht betreten, müssen wir denn auch in unsern wüsten Wäldern lernen, wer du bist, und woher du kömmst? Wir verlangen weder Jemanden zu dienen, noch über andere zu herrschen, und damit du die Art der Scythen kennen mögest; so wisse, daß uns der Himmel ein Joch Ochsen, einen Pflug, einen Pfeil, und eine Schaale zum Geschenke verliehen hat.

Das sind Dinge, deren wir uns gegen Freunde, und Feinde bedienen. Guten Freunden setzen wir Feldfrüchte vor, die wir mit Mühe und Arbeit gebauet haben. Mit der Schaale opfern wir den Göttern den Wein. Die Feinde greifen wir von ferne mit Pfeilen, in der Nähe mit Spießen an. So haben wir Scythen den König der Syrer, hernach auch die Perser und Meder bezwungen; so, daß uns der Weg bis nach Egypten offen gestanden.

„Du aber, der du dich rühmest, daß du hieher gekommen, die Räuber zu verfolgen; bist selbst der ärgste Räuber aller Völker, wohin du gekommen bist. Lydien hast du erobert, Syrien eingenommen, Persien hast du inne, die Bactrianer stehen auch unter deiner Gewalt; ja du bist gar nach Indien gezogen. Nunmehr streckest du deine geizige und unbeständige Fäuste auch nach unserm Viehe aus. Was nützet dir aber ein Reichthum, der dir doch nur neue Begierden erwecket? Du bist der Erste, dem das Sattseyn den Hunger unterhalten hat. Denn jemehr du allezeit hast, destomehr wünschest du dir dasjenige, was du nicht hast.

„Erinnerst du dich denn nicht, wie sauer es dir bey Bactra schon geworden ist? indessen, daß du dieselben bändigest, haben die Sogdianer sich empöret. Selbst der Sieg gebührt dir lauter neuen Streit; denn wenn du gleich

allen

allen an Grösse und Macht überlegen bist: so will doch kein einziger einen Fremden für seinen Herrn erkennen. Setze nur über den Tanais, so wirst du zwar sehen, wie weit sich die Scythen erstrecken, aber sie niemals ergreifen können. Unsere Armuth wird viel schneller seyn, als dein Heer, welches die Beute von so vielen Völkern bey sich führet, doch wenn du dir einbilden wirst, daß wir noch so weit von dir sind, so wirst du uns mitten in deinem Lager gewahr werden, weil wir eben so schleunig zu folgen als zu fliehen pflegen.

„Ich vernehme, daß die scythische Wildnisse" bey euch Griechen fast zum Sprichworte geworden. Und es ist wahr; wir halten vielmehr auf wüste und ungebaute Plätze, als auf Städte und reich besäete Felder. Aber eben deswegen halte dein Glück fest; es ist schlüpfrig, und läßt sich nicht wider Willen halten: folge dem heilsamen Rathe, den dir die jetzige Zeit giebt, und wirf deinem Glücke einen Zügel an, so wirst du es desto leichter regieren können. Bey uns sagt man sonst, das Glück habe keine Füße, sondern nur Hände und Flügel; und wenn es gleich Jemanden die Hände biete, so lasse es sich doch die Flügel nicht ergreifen. Bist du endlich eine Gottheit, wie du vorgiebst, so mußt du den Menschen Wohlthaten erweisen, nicht aber ihnen das ihri-

ge

ge nehmen. Bist du aber ein Mensch, o! so denk doch ohn Unterlaß daran: es ist thöricht an Dinge zu denken, darüber du dein selber vergissest, die du nicht feindlich überziehest, wirst du als Freunde brauchen können: denn die Freundschaft ist da am festesten, wo es eine Gleichheit giebt; und die hält man für gleich stark, die niemals ihre Kräften mit einander versucht haben. Halte doch nicht dafür, daß dein Ueberwundener jemals dein Freund seyn werde; denn zwischen Herrn und Knechten hat keine Freundschaft statt, so gar in Frieden werden sie, nach Kriegsrechte mit einander umgehen. Du darfst dir auch nicht einbilden, daß die Scythen ihre Bündnisse durch Eyde bestätigen, sie beobachten dieselben, und das ist eben so viel, als hätten sie selbige beschworen, das ist eine griechische Behutsamkeit, die ihr Versprechen schriftlich aufzeichnen, und die Götter dazu anrufen. Wir suchen unsere Gottesfurcht in der Redlichkeit selbst zu erweisen. Wer sich vor Menschen nicht scheuet, der wird gewiß auch die Götter betrügen, und du hast in Wahrheit keinen Freund von ungewisser Treue vonnöthen.

„Im übrigen wirst du an uns Beschützer von Europa und Asien haben, wir reichen bis an Bactra, denn der Tanais scheidet uns und euch, jenseit des Tanais reichen wir bis

an

an Thracien, und an Thracien soll Macedonien anstoßen, wie die Rede geht. Erwäge es also wohl: ob du die Nachbarn deiner beyden Reiche lieber zu Feinden, oder zu Freunden haben wollest?“

Seebourg.

Im Februar dieses 1786sten Jahres starb zu Paris der Vicomte von Seebourg, und Komthur des Heil. Ludwigsordens.

Er diente lange unter dem Marschall von Sachsen als Generalmajor, und hatte seine Beförderung der Frau von Argenson, und seine Güther einem Frauenzimmer aus Flandern zu verdanken.

Da die Anekdote, die diese Heyrath veranlaßte, nicht sonderlich bekannt ist, und einen Begriff von dem Karakter des Verstorbenen giebt, so wird man sie nicht ohne Vergnügen lesen. Der Herr von Seebourg war in einer kleinen Stadt in Flandern in Garnison. Er beschloß mit einigen Freunden einen Löwen zu sehen, den ein Fremder für Geld zeigte. Der Vicegouverneur befand sich am nämlichen Orte mit seiner Tochter, die seit kurzem erst eine Wittwe geworden. Man bewunderte

die

die Schönheit des Thiers, als ein junger Unterlieutenant sich beygehen ließ, es mit einer Peitsche, die er in der Hand hatte, zu reizen. Der Wärter des Löwen warnte den jungen Officier und bath ihn, sein Spiel zu enden, daß ernsthaft werden könnte. Dem ungeachtet fuhr dieser mit seinen Neckereyen fort. Der Löwe wird böse, und richtet sich auf seinen Hinterfüßen wüthend in die Höhe; die Bewegungen, die er unter den erschrockenen Zuschauern wahrnahm, kamen ihm ohne Zweifel als ein Zeichen eines Angrifs vor. Er zerreißt seine Kette, alles flüchtet sich, und der Unbesonnene zu allererst. Der alte Vicegouverneur, der das Podogra hatte, und fast ganz lahm war, und die Thür nicht geschwind genug erreichen konnte, wollte doch wenigstens seine Tochter retten, und bedeckte sie mit seinem eigenen Körper. Unglücklicher Weise war die Thür des Zimmers sehr klein und enge, und durch das Ausdringen der Zuschauer verstopft.

In dieser augenscheinlichen Gefahr zieht Herr von Seebourg den Degen, und stellt sich zwischen das ergrimmte Thier, und den alten Officier und seine Tochter, um sie zu beschützen. Der Löwe sieht diesen unerschrockenen Mann einige Augenblicke an, und durch ein unerhörtes Glück erblickt er einige Figuren in den Tapeten, deren Farbe ihm vermuthlich

noch

mehr auffallender war, als die Kleidung des Officiers. Er fällt über die Tapeten, und zerreißt sie in ungefähr sechs Minuten zu Stücken, wodurch ein jeder Zeit gewann aus dem Zimmer zu kommen. Eine so großmüthige, mit Gefahr seines eigenen Lebens unternommene Beschützung, so viel Kaltblütigkeit und Muth, gaben dem alten Gouverneur und seiner Tochter die größte Meynung vom Herrn von Seebourg, und da er jung und sehr wohl gebildet war, so fiel es ihm nicht schwer, bey der reizenden jungen Witwe eine zärtlichere Empfindung als die Erkenntlichkeit rege zu machen: sie gab ihm ihre Hand, und mit derselben 60,000 livres Einkommen.

Seeleute.

Die Seeleute sind ein sehr rohes Volk, allein, wenn man den Einfluß des Meers auf jeden Menschen überdenkt, so muß man gleichwohl mit den ihrem Stande anklebenden Fehlern einige Nachsicht haben. —

Die Fertigkeit, welche ihr Handwerk erfordert, macht, daß ihre Ausdrücke ganz roh sind. Da sie von der Erde entfernt leben, so halten sie sich für unabhängig: oft reden sie von den

Für-

Fürsten, den Gesetzen und der Religion mit einer Freyheit, die ihrer Unwissenheit gleichet. Ungeachtet dessen sind sie in gewissen Umständen bis zum Aberglauben andächtig. Ich habe mehr als einen gekannt, die sich an einem Sonntage oder Freytage nicht würden segelfertig gemacht haben. Ueberhaupt hängt ihre Religion vom Wetter ab.

Der Müßigang, in dem sie leben, ist Ursache, daß sie Verleumdungen und Mächrchen lieben. An den Ruderbänken werden die Fabeln und das Wunderbare erzählt.

Die Gewohnheit, immer etwas neues zu entdecken, macht sie in ihren Gesellschaften und ihrem Geschmake unbeständig. Sind sie zur See, so wünschen sie an das Land zu kommen, und auf dem Lande seufzen sie nach der See.

Auf einer langen Ueberfahrt fordert es die Klugheit, sich nicht viel auszulassen, und niemals zu streiten. Das Meer verschlimmert natürlicher Weise das Temperament. Aus dem kleinsten Widerspruch entsteht ein Zank. Ich habe solche Zänkereyen wegen philosophischer Fragen gehabt. Es ist aber auch wahr, daß diese Fragen manchmal die Philosophen auf dem festen Lande entzweyet haben.

Ueberhaupt sind sie still und mürrisch. Kann man wohl, mitten in Gefahren, und der

ersten Bedürfnisse des Lebens beraubt, lustig seyn?

Man muß aber auch ihre guten Eigenschaften nicht vergessen. Sie sind aufrichtig, großmüthig, tapfer, und hauptsächlich gute Ehemänner. Ein Seemann sieht sich zu lande, und hauptsächlich in seinem eigenen Hause, als einen Fremden an. Von der Neuheit des Hausgeräths, der Wohnung, und Gebräuche ganz erstaunt, überläßt er es seinem Weibe, ihn in einer Welt, die er so wenig kennt, zu beherrschen.

Zu diesen guten und schlechten Eigenschaften kommen noch die Fehler ihrer Erziehung. Sie sind dem Trunk ergeben. Man vertheilet alle Täge eine gewisse Portion Wein, oder Brandwein unter sie. Bey jedem Gerichte sind ihrer sieben; ich habe gesehen, wie sie sich zusammen verstunden, daß jeder wechselsweise die für alle sieben zureichende Portion allein austrank. Einige aus ihnen sind dem Diebstahl ergeben. Viele sind so geschickt, daß sie ihre Kameraden im Schlafe bestehlen. Doch giebt es unter dieser so glücklichen Klasse von Menschen einige von einer seltenen Ehrlichkeit. — —

Aus diesen Zügen werden sie schließen, daß ein Schiff ein Ort der Uneinigkeit ist, und in

einem Kloster, oder einer Insel, die eine Art von Schiffen sind, ebenfalls die Uneinigkeit wohnen müsse.

Seele.

Die Seele ist ein gestimmtes Instrument, das nur gespielt werden darf. Eine hochgespannte Seele braucht nur leise Berührungen, um Empfindung ihrer selbst zu erwecken. —

Alle menschliche Seelen sind innere Menschen, mit dem Organ des Verstandes und der Einbildungskraft begabt. Der innere Mensch fühlt; sein Verstand denkt, — seine Einbildungskraft mahlt. —

Die meisten Seelen gucken in einem Menschenalter nur einmal hervor. Stumpfe, mürrische Gefangene in dem Käfig des Leibes, dünne Lichter des Lebens, die eine Reihe von Jahren unbrauchbar, ungesehen, wie Lampen in Gräbern brennen, wie morgenländische Könige führen sie einen Staat, und schlafen in ihren eigenen Palästen bewahrt. —

Die Ungesundheit der Seele wird endlich auch Ungesundheit des Körpers. Sie begräbt den Menschen in eine fürchterliche Ruhe, — nicht jene süße Gefährtin des Tugendhaften,

son-

sondern jenen Stillstand der Sinne, jenes Wegwelken und Sterben aller blühenden Freuden, jene Todtenstille, aus der nur gewaltsame Zuckungen der bis ins innerste erschütterten Lebenskräfte wecken, oder die nur nach und nach Zerstreuung durch andere Gegenstände, oder der Zauber sanfter Lieder erträglicher machen kann. —

Wenns einem wohl ist, fixirt die Seele ihre Aufmerksamkeit auf das, was ihrem Zustand homogen ist, und schlüpft schnell über das hinweg, was ihr widrige Eindrücke machen könnte. Ihr Contemplation ist nur auf angenehme erquickende Ideen gerichtet. Aber, bey übler Laune heftet sie ihre Aufmerksamkeit mehr aufs unliebliche, weils mit ihrem Zustand zu der Zeit sympathisiret, und ist eine Beobachterin aller Dissonanz, Discrepanz, Flecken, Mängel und Gebrechen. —

Unwissenheit in Ansehung des allerwichtigsten unter allen Dingen oder ein fester Glaube an Vernichtung der Seele, sind beyde den mehresten Menschen ganz unerträglich; die über kurz oder lang sich doch bestreben, einen Anspruch auf jenes herrliche Erbtheil zu machen, das die Religion verheißen hat. Haben einige wenige Philosophen den Gedanken der Vernichtigung ohne Pein ertragen können: so ist dies das äußerste und höchste, das man davon sagen

kann; aber eine Quelle von Zufriedenheit oder Vergnügen kann ein solcher Gemüthszustand nimmermehr seyn. Sehr empfindsame Seelen können ihn selten lange ertragen. Ihr heisses Verlangen nach Unsterblichkeit stürzt jedes Lehrgebäude um, das die Zweifelsucht in ihren Gemüthern aufzuführen versucht hat. Sie können eine Lehre nicht ausstehen, die aus dem Herzen eine tief gewurzelte Hoffnung reißt, die alle Bande der Menschheit, Ergebenheit, Freundschaft und Liebe zerreißt, welche sie Zeit ihres Lebens so emsig geknüpft haben, und davon sie hoffen, daß sie ewig seyn werden.

Die Seele, die in dem Gemische dieses Lebens auch bey tausend und tausend Mißtritten, die ihr die Fähigkeit, das zu genießen, rauben konnten, was ihr künftig bestimmt war, doch immer die Sehnsucht darnach behalten hat, bey jeder Entadlung ihrer inneren Würde noch fühlte, daß sie hinuntergestiegen ist, und wär es auch nur mit Kinderanstrengung, sich wieder hinauf zu arbeiten bestrebt, die Seele wird, glaube ich, künftig durch den Umgang mit besseren Geistern, durch das Wandeln unter besseren Scenen, wieder aufgespannt und zu ihrer angebornen Fähigkeit des reinsten Genusses erhoben werden. —

Man sieht die menschliche Seele immer zu sehr, als Geist an, und zu wenig als Seele.

Eine

Eine Seele ist ein Geist, der mit dem Körper aufs genauste verbunden ist, und das Individuelle des Körpers trägt unendlich mehr, als man glaubt, zu ihrer bestimmten Eigenthümlichkeit in dem einzeln Menschen bey. —

Unsere Seele fühlt es, durch eine innere Empfindung, daß sie immer eben dieselbige Substanz, eben dasselbige Wesen sey. —

Die Seele ist vollkommen, wenn sie ganz von der Tugend regiert wird; das heißt, wenn der Geist eine Menge richtiger Begriffe hat, und das Herz denselben, ohne Zwang standhaft folgt. —

Die menschlichen Seelen wollen gepaart seyn, um ihren ganzen Werth zu gelten. Die vereinigte Kraft der Freunde, so wie die Hälften eines künstlichen Magnets, ist ungleich stärker, als die Summe ihrer besonderen Kräfte. —

Wahrer großer Seelengenuß besteht in der beständigen Abwechselung einer fluthenden Wonne und einer ebbenden Ruhe.

Gott hat die Seele nicht geschaffen, um den Körper zu beleben. Er gab vielmehr der Seele einen Körper, damit sie durch die sinnliche Werkzeuge eine Menge erhabener Begriffe aus seinen herrlichen Werken der Welt, wie

aus einer unversiegbaren himmlischen Quelle schöpfen möchte, welche ihre Nahrung sind, und sie in Ewigkeit nicht verlieren kann, wenn auch gleich der Körper mit der Zeit zerstöhrt wird. —

Was den Sitz der Seele betrift: so ist zu wissen, daß sie zwar den ganzen Leib erfülle, und in einem jeden Gliede anzutreffen sey, dieweil sie mit dem ganzen Leibe, und mit allen dessen Gliedmaßen vereinigt. Ihre Eigenschaften und Kräfte offenbaren sich nur hauptsächtlich durch gewisse Glieder, und werden an denselben am meisten empfunden. Der Verstand, die Einbildungskraft und das Gedächtniß haben ihren Sitz im Haupte, und zwar sonderlich im Gehirn; die Kraft zu sehen im Auge, das Gehör im Ohre. Der Wille wird im Herzen empfunden; die Affekten oder Begierden, so man auch die Gemüthsbewegungen nennt, werden in den Eingeweiden verspühret; wie man denn offenbare Veränderungen an der Leber bemerkt, wenn sich ein Mensch im Zorn beweget.

Die herrschende Meynung, der Seele einen Platz im Gehirne anzuweisen, scheint hauptsächtlich ihren Ursprung darin zu haben, daß man bey starkem Nachsinnen deutlich fühlt, daß die Gehirnnerven angestrengt werden. —

Die

Die Zergliederungskunst kennt denjenigen Theil des Gehirns, den sie als den Sitz der Seele ansieht, noch so viel, als gar nicht, und es hat nicht den geringsten Anschein, daß sie ihn hienieden jemals kennen werde. In diesem Theil könnte der Keim des neuen Körpers eingeschlossen seyn, der vom Anfange der Dinge her zur Vervollkommung aller Fähigkeiten des Menschen in einem andern Leben bestimmt wäre. Dieser Keim, in vergänglichen Decken eingehüllt, wäre also der eigentliche Sitz der Seele, er würde eigentlich das ausmachen, was man die Person des Menschen nennen kann.

Dieser grobe und irdische Körper, den wir sehen und betasten, wäre nur das Futteral, die Hülse oder das Kleid, das einmal alt genug abgelegt würde. Dieser Keim, für einen künftigen Zustand vorher gebildet, wäre unvergänglich, oder durch die Ursachen, welche die Auflösung des irdischen Körpers bewürken, unzerstörbar. Durch wie viel verschiedene und natürliche Mittel hat nicht der Urheber des Menschen diesen Keim des Lebens unvergänglich machen können?

Die Pelagianer glauben, daß bey Zeugung des Körpers die Seele erst von Gott geschaffen werde. Wahrscheinlicher ist die Meynung, daß die einfache Substanz der Seele,

durch harmonische Verbindung mit körperlichen Organen, zu Vorstellungen von anßen allererst veranlasset werde. —

Selbstmord.

Der Ekel am Daseyn, sich selbst zur Last werden, ist die Hauptkrankheit, welche Selbstmorde verursachet. Das Mittel dagegen würden etwas Leibesübung, die Musik, die Jagd, die Schauspiele, eine liebenswürdige Gattin seyn. Heute bringt sich ein Mann beym Anfall einer Melancholie um, der nach acht Tagen das Leben lieben würde.

Ich habe beynahe mit meinen Augen einen Selbstmord gesehen, welcher die Aufmerksamkeit aller Physiker verdient. Ein Mann von ernsthaften Geschäften, reifem Alter, regelmäßiger Aufführung, ohne Leidenschaften, und eines bequemens Auskommens bringt sich den 17ten October 1769. um, und hinterließ dem Stadtrath wo er geboren war, schriftlich eine Apologie seines freywilligen Mords. Bis daher ist es nichts ausserordentliches. Beyspiele von der Art siehet man überall. Allein das folgende setzet in Erstaunen. Sein Bruder und sein Vater ermordeten sich alle beyde in dem nämlichen Alter.

Ein

Ein sicheres Mittel dem Selbstmord zu widerstehen, sind Geschäfte. Creech, der den Lukrezius kommentirte, schrieb über sein Manuscript: NB. „Ich werde mich hängen müssen, wenn ich meinen Kommentar werde vollendet haben.“ Er hielt Wort, um so wie sein Autor zu sterben. Hätte er einen Kommentar über den Ovid geschrieben, er würde gewiß länger gelebet haben.

Warum geschehen mehr Selbstmorde in den Städten, als auf dem Lande? Weil bey den Bauern nur der Körper, aber in den Städten nur der Geist leidet. Der Bauer hat nicht Zeit melancholisch zu werden. Nur müßige Leute bringen sich um. Das sind die in den Augen des Pöbels so glücklichen Leute.

Richard Smith gab im Jahr 1726. der Welt ein schreckliches Schauspiel. Er war reich, und wurde arm; er war gesund, und wurde krank; er hatte eine Gattin, mit der er nichts als sein Elend theilen konnte; ein Kind in der Wiege war das einzige Gut, das ihm übrig blieb. Richard Smith und Bridged Smith, nachdem sie einander zärtlich umarmet, und ihrem Kinde den letzten Kuß gegeben hatten, fiengen durch gemeinschaftliches Einverständniß damit an, daß sie dieses arme kleine Geschöpf ermordeten; worauf sie sich selbst hiengen. Ich kenne keine

abscheuvolle That, die mit mit kälterem Blute wäre ausgeübet worden; aber das Schreiben, welches diese Unglücklichen an den Herrn Bradley, ihren Vetter, nach ihrem Tod hinterließen, ist so sonderbar, als der Tod selbst. „Wir glauben, sagen sie, daß uns Gott vergeben wird ꝛc. Wir haben das Leben verlassen, weil wir ohne Hülfe unglücklich waren; und wir haben unserm Söhnlein den einzigen Dienst erwiesen, es zu ermorden, aus Furcht, es möchte so unglücklich wie wir werden ꝛc.“ (*).

Es ist noch zu bemerken, daß diese Leute, nachdem sie ihren Sohn aus väterlicher Zärtlichkeit ermordet hatten, dem erst gedachten Freund ihre Katze und ihren Hund empfahlen. Vermuthlich haben sie geglaubt, daß es leichter wäre, das Glück einer Katze und eines Hundes, als eines Kindes in der Welt zu machen, und sie wollten ihrem Freunde nicht zur Last seyn.

Jedoch, es giebt noch andere Ursachen des Selbstmordes, und sie entstehen hauptsächlich aus

*) Sollte nicht der Mann, der den 30 Januar 1774. in W. — sein zwey und zwanzig jähriges Weib, und sein neun Monathe altes Kind ermordete, und sich dann ersäufte, ähnliche Gesinnungen gehabt haben, da die Begebenheiten einander so ähnlich sind?

aus einer üblen Erziehung, aus Starrköpfigkeit, Eigensinn, überspannter und verdorbener Einbildungskraft.

Folgende wahre Geschichte, die sich unter meinen Augen am 29ten Juny 1786. zutrug, hatte vielleicht alle diese Ursachen zum Grunde.

Ein junger Mensch von einer bekannten Kaufmannsfamilie in H. wurde troz seines stupiden Geistes von seinen Eltern zum Studieren gewidmet, und deshalb auf die Universität Göttingen geschickt. — Hier mochte er wohl (weil doch) die sogenannten Veteranen gern die neuangekommenen simpeln Füchse prellen), seine Mutterpfennige mehr unter liederlicher Gesellschaft verschwendet, als in den Kollegien was nützliches erlernt haben. Kurz, er kam nach einigen Jahren, geschwächt an Geist und Körper, mit zehnmal schlechtern Gesinnungen und Herzen wieder in seine Vaterstadt zurück, und wollte nun, weil er wohl wußte, daß er nicht viel von Juristerey gelernt hatte, einen Handel anfangen.

So wie er sein Studieren betrieben hatte, so trieb er auch seine Handlung und Wirthschaft. — Gewohnt des ungebundenen Lebens, lief er täglich seinen Lüsten nach, nahm seine Flinte, und gieng auf die Jagd, ließ sich von sei-

nen

nen Leuten betrügen, und sein bisgen Handlung gieng den Krebsgang, wie denn das so ganz natürlich folgen mußte.

Ueberhäuft mit Vorwürfen von seiner Tante, (denn seine Eltern waren seitdem gestorben), von der er 20000 Thaler zu erwarten hatte, die ihn aber gar nicht mehr unterstützen wollte, fieng er an, seinen Trotzkopf aufzusetzen, und glaubte seinen Verwandten den größten Tort zu thun, wenn er seinen Stab in die Hand nahm, alles liegen und stehen ließ, und ohne Kopf und Herz, ohne irgend eine erlernte Kunst, womit man sich in der Welt forthelfen kann, ohne Paß, versehen mit einer guten Portion Brutalität und Bosheit, nur mit sechs Louidor in der Tasche, in die Welt hinein lief, ohne den Weg zu wissen, den er gehe, noch die Absicht zu überlegen, warum er gehe, und wie er sich in der Welt forthelfen wollte. — Vielleicht glaubte er, es sey an ihm so viel gelegen, daß seine Anverwandten bey seiner Vermissung sogleich ihn aufsuchen, ihn mit guten Worten und Geld überhäufen würden, damit ja das liebe Muttersöhnchen zu keinem verzweifelten Mittel, das die Familie beschimpfen könnte, seine Zuflucht nehmen möchte. —

Dem sey wie ihm wolle, unser halsstarrige Flüchtling irrte zu Fuß, auf gebahnten und un-

ungebahnten Wegen in der Welt herum, gieng durch die Lüneburger Heide über den Harz nach Gotha, Bamberg, Nürnberg, Augspurg und Salzburg, von da zurück auf Linz, und so in die Oberöstreichischen Gebürge bis P. Abgemattet geht er hier in die Schenke und läßt sich etwas Essen und Trinken geben; langt seinen letzten Louidor aus der Tasche, und will ihn gewechselt haben. Die Wirthin, durch sein ungestümes Betragen, durch das fremde Goldstück, das sie nicht kennt, sein ausgezehrtes Ansehen, fremde Tracht und Sprache betroffen, eilt zur Gerichtsbarkeit, und zeigt es dem Amtmann an. — Dieser, der eben auf einige sich blicken gelassene Räuber Jagd machen ließ, schöpft Argwohn, nimmt ihn, da er sich durch keinen Paß legitimiren kann, als einen verdächtigen Menschen in Arrest, und ins Verhör. —

Es klärte sich freylich, nachdem man von dem Magistrat der Stadt H. Erkundigung eingezogen, nachher auf, daß er kein Räuber, sondern ein entlaufener Narr sey, allein die ihm wiederfahrne Behandlung hatte ihm sein Gehirn schon dermaßen verrückt, daß er sich selbst zwischen dieser Arrestzeit einiger Dinge beschuldigte, die er in Göttingen angestiftet haben wollte, die ihn sehr hätten gra-

viren

viren können (*), die aber bey näherer Erkundigung für unwahr befunden wurden. Ermüdet von solchen Narrheiten, wurden die Anverwandten von Gerichts wegen ersucht, ihn durch einen vertrauten Menschen abholen zu lassen, weil man Bedenken trug, ihn sich selbst überlassen los zu geben, und kein Kondukteur von der Post sich mit einem solchen Thoren abgeben wollte.

Eben

*) Daß man in dergleichen Lagen auch öfters sich selbst Sachen bezüchtigen kann, die man gar nicht begangen, beweiset folgende Anekdote: (S. Meiners Briefe I. Th. p. 284.) „Vor wenigen Jahren fand man in Bern ein ermordetes Kind, nicht weit von einem Hause, in welchem sich eine berüchtigte Weibsperson aufhielt. Natürlich fiel der Verdacht der begangnen That am stärksten auf diejenige, welche ihn durch ihr bisheriges Leben in der ganzen Nachbarschaft am meisten verdient hatte. Das Mädchen wurde eingezogen und verhört, läugnete aber die That, und sagte, daß sie würklich schwanger sey. Man hielt dieses für eine leere Ausflucht, und ließ die Gefangene nicht nur von einer oder mehrern Wehemüttern, sondern auch von Aerzten untersuchen. Die Wehmütter allein bezeugten, daß die Delinquentin nicht schwanger sey, aber Merkmale an sich habe, welche bewiesen, daß sie schon einmal Mutter geworden. Die Aerzte hingegen bezeugten das Gegentheil. — Durch die Zeugnisse der Wehmürter betrogen, drang man stärker in die Gefangene, und diese schien allmählig zu wanken, und bekannte endlich die That mit vielen Umstän-

Eben fügte sichs, daß der K. Dänische Justizrath P***. ein Mann, der wegen seiner großen Talente, Einsicht in die Welt. und Staatskunde, seiner rechtschaffenen Denkungsart, regelmäßigen Betragen, und Festigkeit seines Karakters verdient hätte, lieber der erste Minister an irgend einem Hofe, als ein Titular = Rath zu seyn, eine gelehrte Reise ins Oberdeutschland machen wollte. Bekannt mit

ständen, die man aber durch das Bekänntniß verführt, nicht untersuchte, weil man sie sonst als irrig und unmöglich würde befunden haben. Hierauf verurtheilte man die Angeklagte zum Tode, die dieses Urtheil, wie es schien, mit der Ergebung einer Person anhörte welche sich selbst für schuldig, und die ihr zuerkannte Strafe für gerecht hielt. Die Gefangene bereitete sich mit vieler Andacht zum Tode, und erst am letzten Abend vor dem Tage, an welchem sie hingerichtet werden sollte, machte sie dem Geistlichen, der mit ihr betete, das seltsame Geständniß; daß sie für ihre Person gern sterben wolle, weil sie glaube, daß sie durch ihre Sünden den Tod verdienet habe, daß es ihr aber doch leid thue, und Gewissensangst verursache, daß das unschuldige Kind welches unter ihrem Herzen liege, und an dessen Leben sie seiner heftigen Bewegungen wegen gar nicht zweifeln könne, zugleich mit ihr umkommen müsse. Man kann leicht denken, daß der Geistliche durch diese Erzählung nicht wenig betroffen wurde. Er erkundigte sich sorgfältig nach der Wahrheit der Nachricht, welche die bußfertige Sünderin ihm gegeben hatte, und theilte sie sodann der höchsten Obrigkeit mit. Diese schob sogleich

die

mit einem der Freunde unsers irrenden Ritters, übernahm er, nach einigem Widerstreben, das mehr als freunschaftliche Amt, diesen Flüchtling wieder in Güte zu den Seinigen zu bringen. —

Nachdem er sich bey Gerichte gehörig legitimirt, und die Gerichtskosten bezahlt hatte, wurde er ihm überliefert, und wollte mit ihm über L. auf Wien, und von dort aus seine Rückreise mit ihm antreten.

Um ihn von der in Arrest gesammelten Unreinigkeit zu säubern, blieb er einige Tage in L. ließ ihm andere Kleider machen, wusch und säuberte ihn mit eigenen Händen, und war eben im

die Vollziehung des Todesurtheils auf, ließ die Delinquentin abermals untersuchen, und vernahm zu ihrem grösten Erstaunen, daß sie in der letzten Hälfte ihrer Schwangerschaft sey. — Man gab der Gefangenen ihre Freyheit und eine jährliche Pension. Nichts war den Richtern räthselhafter, als warum dies unschuldige Mädchen nicht lebhaft und beständig widersprochen habe. Als man sie hierüber befragte, antwortete sie: daß sie zuletzt geschwiegen hätte, weil sie ihren gnädigen Herrn nicht länger hätte widersprechen, und nicht noch größere Unkosten hätte verursachen mögen. — Sollte man wohl denken: daß falsche Ehrsucht in einer Person, von eingeschränktem Verstande, so gar die Furcht vor dem Tode überwinden könne?

im Begriff, mit ihm weiter zu reisen, als der Thor die Gelegenheit ersah, und sich, nachdem er sich in den Abtritt eingesperrt hatte, eine zwey Zoll tiefe, und fünf Zoll lange Wunde in die Kehle schnitt, und so in seinem Blute schwimmend, nachdem man die Thür aufgeschlagen, gefunden ward. — Der Schnitt war dennoch nicht tödlich, und nach drey Wochen wurde er wieder hergestellt; und zwar durch Auflegung der Kantharideneessenz.

Die Ursache, warum er diesen boshaften Streich an sich vollführte, hat man indessen nie von ihm heraus bringen können, denn er blieb seit der Zeit immer finster, melancholisch und in sich gekehrt, — so viel aber konnte man doch abnehmen, daß er sein Leben zwar lieb habe, aber daß er sich einbilde, seine Anverwandten würden ihm, wenn er wieder zu Hause anlangte, vielleicht auf ewig wohin stecken; und das war ihm unleidlicher, als der Tod selbst, denn sein gröster Hang gieng dahin, unabhängig und zügellos Gottes weite Welt zu sehen, und zu genießen. Die Schwäche seiner Vernunft ließ ihn nicht einsehen, daß sichs in der weiten Welt ohne hinlänglichen Unterhalt schlecht leben ließe, und sich diesen zu erwerben, war er doch in allen Stücken unfähig. —

Indessen sah er seinen mehr als väterlichen Begleiter nebst allen seinen Anverwandten, für

seine ärgsten Feinde an, und ob er schon durch Briefe der freundschaftlichsten Behandlung versichert wurde, so war er dennoch so mißtrauisch, niemanden zu glauben, und blieb in steter Melancholie bey aller freundschaftlichen Behandlung.

Einst gab man ihm Klaudius Werke zu seiner Aufmunterung zu lesen. Hier fand er eine Stelle, die ihn auf einmal aus seiner Betäubung weckte. Er nahm Feder und Dinte, und schrieb folgende Zeilen, woraus man den Zustand seines Geistes vollkommen ersehen kann, darauf steckte er das Papier ins Buch, und setzte es unter andere Bücher an seinen gewöhnlichen Ort:

„Ich lese eben in Asmus Schriften, und der schreibt im vierten Theile p. 233. „Ich bin kein Freund von neuen Meynungen, und halte fest am Wort. So gar hasse ich das Kopfbrechen in Religionsgeheimnissen, denn ich denke, sie sind eben darum Geheimnisse, daß wir sie nicht wissen sollen, bis es Zeit ist.“ —

„Und eben so denk ich auch. Endlich hat man mich so weit gebracht, daß alle Empfindungen hin sind, — und es bleibt mir nichts mehr nach, als aufrichtig zu gestehen: Homo est animal rationale, also der sogenannte Stolz ist eine Empfindung, damit, wie ich denke, der

liebe

liebe Gott nur einige Leute vorzüglich begabt hat, und auf solche arme Schelme zieht man los, weil man diese besonders am besten um ihre Empfindung bringen kann, zumal wenn kein Arg in ihrem Herzen ist. Nun giebt man ihnen einige Tropfen Tollkraut ein, die einige Wallungen im wasserdünnen Blute erregen, — und der arme Unglückliche muß sich damit trösten, daß man doch so viel Mitleid noch übrig hat, und ihm eine gekünstelte Empfindung im Blute macht, um noch irgend einen Seufzer ausstoßen zu können.

„Die Leute, die gleichsam den Schatten seiner Verwandten und Bekannten bey der Komödie vorstellen dürfen, so handeln, weil sie selbst sich ihrer Empfindungen grösstentheils (einige auch gänzlich) rauben, um einen ihrer Brüder zeitlich, und Gott verhüte es! auf ewig unglücklich zu machen, und die eigentliche Verwandte und Bekannte des bedaurenswürdigen Leben für ihn als Menschen!!! Gewiß kann man sich ein solches Gebet vorstellen, wobey doch jeder im Grunde denkt, wenn er auch betet: möchte er doch verloren gehen zu unserm Besten! also der Mensch ist ein vernünftiges Thier, und ohne Empfindungen (oder eigentliche Gabe des heil. Geistes) kann man ihn aufopfern zum Besten seiner Nebenmenschen? Ich kanns nicht glauben, und muß es für den ärg-

sten Unsinn halten! Aber der Fanatismus ist noch eben so stark auf unserm Erdballen, wie vor Zeiten nur in einem andern Gewande.

„Ein Mörder ist von einem solchen Unglücklichen zu beneiden, selbst beneide ich einen Ravaillac; denn gewiß ein solcher Tod, wie dieser Königsmörder litt, ist gegen die langwierigen Seelenqualen, die ich seit einigen Jahren gelitten habe, noch Kleinigkeit, — und folgends lebendig begraben zu werden, welch ein schrecklicher Tod muß das nicht seyn mit gesundem Herzen zu ersticken! und dies sollte Gott befohlen haben? Unmöglich, ich habe nichts davon in der Schrift gefunden, meine Lehrer haben mir nichts davon jemals gesagt, und ich bin daher, in allen Stücken sicher überzeugt, daß man eher um einen unglücklich zu machen, dem Teufel einen Dienst thue, als mitleidsvoll einem Irrenden wieder auf den rechten Weg bringen; denn was nützt es einem Unglücklichen, wenn er die hieroglyphischen Spuren, daß man ihm zu helfen willens gewesen ist, zu spät einsieht.

„Man ist überzeugt, daß die Empfindungen nach dem Tode völlig aufhören, und hat sich also keine Rache des gequälten Geschöpfs zu befürchten. Entweder werden wir nach der Trennung der Seele von dem Körper in einen so glücklichen Zustand versetzt, daß wir alles ausgestandene Elend, als die geringste Klei-

nig-

nigkeit ansehen, und dieselben nicht einer Rache werth achten, oder wenn wir nach dem Tode in einen elendern Zustand gerathen, ist es der Seele gänzlich unmöglich sich an ihren Feinden zu rächen. Eins von beyden ist gewiß. Man hat vielleicht die Vorschrift des Teufels einen Unglücklichen im Feuer ersticken zu lassen, zu abscheulich gefunden (davon ich aber in der Schrift keine Nachricht finden kann) und macht man ein moralisches Gericht daraus, das, meiner Meynung nach, auf der Welt platterdings nicht statt haben kann

„Man denkt, Tugend und strenge Sittsamkeit auf der Welt zu befördern, und wenn sich also alle Menschen zusammen vereinigen, und ein Geschöpf zeitig und ewig elend machen würden, die Rache des Himmels, wenn sie auch zu viel gethan haben, sollte sie nicht treffen, denn Gott (so denkt man) wird nicht alle Menschen um eines Geschöpfes willen, der sich noch dazu durch Verbrechen strafwürdig gemacht hat, verderben. Hält man denn den freyen Willen der Menschen (mit Empfindungen) für nichts? denn ohne ihre Einwilligung würde es mir nicht so gegangen seyn, und gewiß wird auch die Rache an einigen vorzüglich sich zeigen, die mich muthwillig ins Verderben gestürzt haben.

„Gesetzt, Gott hätte befohlen, einen Fehlenden lebendig zu begraben, warum wird der Elende so lange Zeit auf eine so entsetzliche, übernatürliche Art gequälet, — denn ehe die Empfindung ganz weg ist, ist wahrhaftig die Zeit schrecklich und quaalvoll genug. Dies kann sich ein jeder leicht vorstellen. Wollen wir das mosaische Gesetz pünktlich befolgen? Gut, so können wir einen, der ein Stück davon übertritt, nach der Vorschrift zum Tode, oder anderen Strafen verurtheilen, aber nicht auf eine so entsetzliche Art quälen.

„Wie gesagt, ein Mörder ist vor einem solchen Unglücklichen zu beneiden. Freylich kann man sagen, die Strafen eines Verbrechers in jener Welt sind mit diesen irdischen in keine Vergleichung zu setzen, (wenn ich nämlich ein solches Gericht für moralisch oder göttlich ansehen will) und wer hier leidet, wird dort nicht mehr elend seyn müssen. Wer giebt euch aber ein Recht so mit euren Nebenmenschen zu verfahren? Thut es Gott? (wie ich nicht glaube, und auch in der Schrift keine Bestätigung finde) so habt ihr Recht: ist dies aber nicht der Fall, warum geht ihr so tyrannisch mit mir um, mit einer Grausamkeit, die gegen die Gerichte der furchtbaren spanischen Inquisition noch Gelindigkeit genannt werden kann.

„Es

„Es wird sicher ein Tag kommen, wo einige es bedauren werden, mich so unglücklich gemacht zu haben. Dieses ist gewiß, und sollte dies nicht seyn, und unser Wesen fort dauren, so rächt sich gewiß der Geist des Menschen an seinen Unglücksstiftern, wenn die Seele auch nicht die mindeste Empfindung nach dem Tode beybehält. Da es mir in diesem Leben beständig sehr elend gegangen ist, und ich, ohne Unwahrheit zu sagen, behaupten kann, durch meine Nebengeschöpfte unglücklich geworden zu seyn, hoffe ich auf die Barmherzigkeit des Allmächtigen. Ist dieses Gericht göttlich — so ist es gut, thut man mir zu viel, und übergiebt mich den Plagen der Hölle auf Erden, so wird es nicht unvergeltlich bleiben, und das letztere muß ich doch glauben. Ist dies die Sache, so hätte Christus nicht nöthig gehabt auf die Welt zu kommen, und uns von der Gewalt des Teufels zu befreyen, wenn auf diese Art ein Geschöpf gequälet werden sollte; denn zu dieser Zeit sieht man auf Erden nur täglich viele Teufel in menschlicher Gestalt. Asmus sagt:

„Der Mensch lebt und besteht, nur eine kleine Zeit und alle Welt vergeht, mit ihrer Herrlichkeit. Es ist nur einer ewig und an allen Enden, und wir in seinen Händen — und der ist barmherzig! Amen.“

Selenke. (J. G.)

War ein rechtschaffener Kaufmann zu Breßlau, der gleichsam noch in seinem Tode als Wohlthäter der Unglücklichen fort lebt und leben wird, so lange Breßlau steht.

Er bauete im Jahr 1775 in der genannten Hauptstadt von Schlesien mit eigenen Kosten ein sehr nettes Haus für sechs Breßlauische Kaufleute, die nicht durch eigene Schuld, sondern durch Unglücksfälle und Betrug, anderer Menschen in Armuth gerathen sind. Ausser dem zum Hausbau verwandten Kapital gab er 9120 Thaler her, von deren Zinsen jeder der aufgenommenen freye Feurung und Licht, freye Kur und Arzeney, unentgeldliche Aufwartung und wöchentlich einen Thaler geniesst. Der Aufgenommene kann auch seine Frau mit in diese Wohnung bringen, die aber erst nach des Mannes Tode in den Genuß seiner Wohlthat tritt. Um auch in theuren Zeiten für diese seine Pflegesöhne zu sorgen, setzte der vortreffliche Mann noch ein Kapital von 1120 Thaler aus, daß durch die Zinsen zu 2180 Thaler anwachsen soll.

Von den Zinsen desselben bekömmt jeder Aufgenommene, wenn der Preiß des Korns hoch steigt, eine wöchentliche Zulage, von fünf bis zehn gute Groschen. Endlich vermachte er

für

für die nöthigen Ausbesserungen des Gebäudes noch 200 Thaler. Bey seinem Leben (er starb am 27ten July vorigen Jahrs) machte er seinem Herzen selbst das große Vergnügen, die Theilnehmer seiner Wohlthaten zu wählen; jetzt thut es seine ihm am Herzen ähnliche Wittwe, und nach ihrem Ableben erhalten die Kaufmanns-Aeltesten die Wahl und Präsentation.

Sengwein.

Gottlieb und Johanna Sengwein waren ein vortrefliches Ehepaar zu Wien, das, weil es keine Kinder hinterläßt, eine solche Anstalt getroffen hat, nach welcher es, so lange Wien steht, und also vermuthlich bis ans Ende der Welt, sich jährlich wenigstens neun Paar frommer Liebender zu Kindern sammlet, und sie aussteuert. Es vereinigte sich nämlich der Mann, der Kayserlicher Gesandtschafts-Secretair zu Frankfurth war, mit seiner frommer Gemahlin, ihr Vermögen, das in 42500 Gulden an Kapitalien bestand, zu folgender Stiftung zu verwenden.

Das ganze Kapital soll an die Oestereichische milde Stiftungskasse fallen, mit der Bedin-

dingung, daß von den Zinsen derselben alle Jahre arme, aber tugendhafte, gesunde, und eine fromme Ehe versprechende Landmädchen ausgesteuret werden sollen. Diese sollen nicht unter neunzehn, und nicht über sechs und zwanzig Jahr alt seyn, und beglaubigte Zeugnisse ihrer guten Aufführung beybringen, und auch Proben vorzeigen, daß sie gut Wolle und Flachs zu spinnen verstehen. Der Bräutigam, mit dem sie sich verbinden, soll ein junger gesunder Bursche von guten Sitten seyn, zwischen vier und zwanzig und sechs und dreyßig Jahren, und unter mehrern, die sich melden und für wahlfähig erkannt werden, soll das Loos entscheiden.

Die glücklichen Bräute erhalten jede zweyhundert Gulden zur Mitgabe, und werden am Josephs oder Theresien-Tage in der Hofpfarrey getraut. Dieser edlen Anstalt haben die braven Eheleute noch die Bedingung beygefügt, daß wofern es der Kayser genehmigen, und einen Platz dazu anweisen würde, jedes der ausgestatteten Paare, zwey Obstbäume oder Maulbeerbäume anpflanzen, und daß die daraus entstandene Allee die Patrioten-Allee heißen sollte. Im J. 1784. starb der vortrefliche Sengwein und am 31ten Jan. 1785. übergab die Witwe das ganze Kapital, und behielt sich bloß die Zinsen vor, genoß sie aber nur

vier

vier Monathe; denn sie starb am neun und zwanzigsten May.

Wie manchen Jüngling, wie manches Mädchen wird diese Stiftung zur Tugend lenken. Welche Schaaren gesunder Kinder wird einst der Staat durch sie erhalten. Wie wird man euch ihr edlen Stifter segnen, wenn nach Jahrhunderten die Bürger Wiens in der Patrioten-Allee wandeln und sagen werden, so viel blühende Familien-Stämme mit ihrer jungen glücklichen Saat hat die Hand eines einzigen Menschen-Paars gepflanzt, und wie wird euch, ihr Edlen, am Auferstehungstage die Brust schwellen, wenn unabsehliche Reihen Auferstandner Hand in Hand an Euch her wandeln und sagen werden: Diese waren unser Vater und unsere Mutter.

Sforzia. (Katharina.)

Diese Dame giebt uns ein Beyspiel von der Seelengröße und dem besondern Muth, dessen ihr Geschlecht oft fähig ist.

Hieronymus von Riari, ein Neffe Papst Sixtus IV. Herr von Forli und Imola wurde bey einer Verschwörung ermordet,

und

und seine Gemahlin Katharina Sforzia, Schwester des Herzogs von Mayland, mit ihren Kindern gefangen genommen. Die Verschworene waren Herren von der Stadt, aber nicht von der Citadelle. Katharina verlangte allda zu bleiben, um den Statthalter bewegen zu können, sich zu ergeben; aber kaum war sie angekommen, als sie auf die Rebellen heftig herab donnern ließ. Diese richteten Galgen auf, und drohten ihre Kinder daran zu hängen, wenn sie nicht die Uebergabe beschleunigen würde. Wohl, sagte diese unerschrockene Frau, „Ich bin noch nicht unfruchtbar, und ich werde noch andere Kinder zu zeugen wissen, welche die ersten rächen werden, wenn ich sie nicht selbst rächen kann.“ Und die Feinde getrauten sich nicht ihre Drohung zu vollziehen.

Sigeth.

Die Geschichte der Belagerung dieser Stadt im vergangenen Jahrhunderte liefert uns einen der außerordentlichsten Gegenstände:

Als nämlich der Befehl zu einem Haupttreffen war gegeben worden, fassete ein gewisser Ungarischer - Officier, welcher ebenfalls

mit

mit dabey seyn sollte, und aus selbigem mit dem Leben davon zu kommen, keine Hofnung hatte, den grausamen Entschluß, seine Frau umzubringen, damit selbige, wann sie unter die Gewalt der ungläubigen Ueberwinder käme, nicht geschändet werden möchte.

Diese junge Gemahlin, der nicht so wohl ihr Leben, als ihr Eheherr am Herzen hieng, verwies ihm die Gedanken, so er von ihr hegete, und versicherte ihm, daß sie ihn entweder zum Ruhme, oder zum Grabe begleiten wollte.

Sie legte eins von seinen Kleidern an, nahm ein Pferd, und Waffen, gieng auf das Schlachtfeld, und stellte sich mit unter die Officiere. Kein einziger unter ihnen, zeigete so viel Muth, als diese beherzte Heldin. Sie blieb beständig ihrem Gemahl zur Seite, und machte alles, was ihr in den Wurf kam, nieder. Die Wuth gab ihr Kräfte, dergleichen die allerstärkste Mannspersonen fast niemals empfinden; sie hielt bis an das Ende des Treffens mit einem gleichen Eyfer aus, und bedeckte die Erde mit den Leichnamen der zu ihren Füssen niedergestreckten Türken. Der hart verwundete Officier fühlete, daß seine Kräfte und sein Muth wieder belebet wurden, wann er sahe, wie sie dem Tode, den sie auf die Feinde schickte, auszuweichen bemühet war. Indem sie allen Gefahren trotzete, und sich ihnen

zu

zu verwegen ausstellete, ward sie zuletzt von Pfeilen und Wurfspießen getroffen, welches sie sich aufrecht zu erhalten, ausser Stand setzete. Sie kroch mit grösseſter Mühe nach dem Körper ihres bereits zur Erden gestreckten Mannes zu; warf sich in seine Arme; fieng seine letzte Seufzer auf, und verschied einen Augenblick nachher selbst.

Sinne.

Es ist eine sehr bekannte Sache, daß die äußeren Sinne der Menschen viel geschwinder, stärker und lebhafter überzeugen, als die gründlichsten Beweise des Philosophen. Alte und Neuere stimmen hierinnen völlig überein, und eine tägliche Erfahruug setzet diese Wahrheit über alle Zweifel hinweg. Die Gesetzgeber der ältesten Völker waren hiervon zu gut unterrichtet, als daß sie sich diese Bemerkung zur Unterstützung ihrer Absichten hätten sollen entgehen lassen. Sie erkannten gar bald, wie leicht man ein Volk nach seinen Wünschen lenken könne, so bald man die Sinnen desselben überrascht, und auf seine Seite gebracht hätte.

Das

Das Ohr und Auge behaupten hierinne ohne Zweifel den Vorzug vor denen übrigen. Durch Bezauberung des erstern rettete Tyrtäus sein Vaterland, als schon sein Untergang unvermeidlich schien. Einer Nation, welche mehr als einmal von ihren Feinden geflohen war, welche in Begriff stund, sich auf Gnade und Ungnade dem Ueberwinder zu ergeben, jenen kriegerischen Muth wieder einzuflößen, der nöthig war, eine geringe Anzahl aus der Schlacht entronnener Flüchtlinge zu Ueberwindern eines Heeres zu machen, das des Sieges gewohnt war, dieses war gewiß ein Unternehmen, welches einen fast eben so großen Geist erforderte, als die Bezwingung Asiens, dessen Bewohner sich in dem Schooße der Wollust entnervten.

Und dieses that der Dichter, dem die Macht seiner Lieder bekannt war. Wir haben Aerzte gehabt, die durch die Stärke der Tonkunst Krankheiten vertrieben. Thales von Milet kurirte die Pest, indem er auf der Zitter spielte. Empedokles fieng an zu singen, um einen jungen rasenden Menschen zu besänftigen. Asklepiades und Xenokrates heilten nicht selten mit den Tönen der Musik. Und wem ist das Beyspiel Sauls aus den heiligen Schriften unbekannt, von dem der böse

Geist

Geist *) wich, wenn Davids Harfe erklang? Den Unsinnigen, welcher keinen Schöpfer glaubt, überzeugt sein Gehör, wenn der Donner in finstern Gewittern einherrollt. Ja, was noch mehr, selbst die Religion hat sich der Sinnen als den sichersten Eingang in das Herz nicht unglücklich zu bedienen gewußt; die ernste, volle, majestätische Harmonie eines Kirchenstücks von Graun oder Bach erregt die schläfernde Andacht geschwinder und gewisser, als eine langweilige und leere Predigt. Selbst der simple Choral flößt dem Zuhörer eine Art von Ehrfurcht ein, welche ihn zu dem folgenden aufmerksam und geschickter macht. Diesen Vorzug allgemeiner Gesänge, welchen wir vor der römisch-katholischen Kirche haben, hat diese mit dem besten Erfolge durch die Menge ehrwürdiger Gemälde zu ersetzen gewußt, eine Erfindung, welche sie von denen ältesten Völkern entlehnt hat. Griechenland und Rom bedienten sich derselben, die Ehrfurcht gegen die Götter zu erwecken und zu erhalten, und ihr haben wir ohne Zweifel großen Theils jene prächtige Denkmäler der Kunst zu danken, welche

*) Ob man unter diesem Ausdrucke der Schrift eine Melancholie verstehen müsse, oder nicht, dieses überlassen wir der Entscheidung der Gottesgelehrten.

welche auf unsere Zeiten gekommen sind. Die Eindrücke, welche ein zorniger Jupiter, eine ernährende Ceres, und überhaupt jene große Anzahl von den Bildern der Gottheiten, unter welchen man die erhaltenden Kräfte der Natur, die mannigfaltigen Vollkommenheiten des höchsten Geistes, und die Tugenden des geselligen Lebens personificirte, auf eine aufmerksame Versammlung machten, konnten nicht anders als durchdringender und überzeugender seyn, als die beste mündliche Moral. Daher wir wenig Völker antreffen, welche nicht ihre Götter unter sinnlichen Bildern verehret hätten. Die Geten und alten Indianer giengen vielleicht allein von dieser Gewohnheit ab; und was die ehemaligen Perser anbetrift, so ist es bekannt genung, daß sie bey ihrem Einfalle in Griechenland alle Tempel verheerten, die sie darinnen fanden, weil sie die Versicherung hatten, daß Gott, welcher unendlich wäre, nicht eingeschränkt, noch in einem Tempel verschlossen seyn könne. Eben deswegen stellten dieselben das höchste Wesen durch keine Bildsäulen vor; sie errichteten ihm keine Altäre; sondern opferten ihm bloß auf erhabenen Oertern *). Der An-

*) Man kann hiervon eine sehr vortrefliche Abhandlung in den Ceremonies & Coutumes religieuses de tous les peuples du monde lesen.

Anblick der Sonne vertrat bey ihnen die Stelle der Bildsäulen und der Gemälde.

Rom, welches auf alles aufmerksam war, was etwas zu seinem Zwecke, die Herrschaft über die Welt zu erlangen, beytragen konnte, entdekte gar bald den Einfluß der Sinnen auf das Herz; es brauchte Helden: diese durch mehr als ein Jahrhundert sich zu verschaffen, erfand es den Pomp des Triumphs, ein Anblick, der jeden Bürger entflammte, sich über die Gefahren der Menschlichkeit zu erheben, und durch sein Blut jene Ehrenbezeiguugen zu erkaufen, welche man dem würdigsten vor den Augen eines ganzen Volkes ertheilte. Die beredteste Abhandlung eines erhizten Enthusiasten von dem Tode für das Vaterland, würde diese Würkungen weder so plözlich noch so häufig hervor gebracht haben.

Brutus reizte nicht durch lange Reden das unentschlüßige Volk zur Rache; er zeigte ihm blos den von dem frischen Blute der entehrten Lukrezia rauchenden Dolch, und dieser Anblick war mächtig genug, den Thron des Tarquins zu stürzen.

Der edle Patricier stellte die Bildsäulen seiner Vorfahren, deren Scheitel mit den Lorbeeren der Unsterblichkeit umwunden waren, in seinen Vorsälen auf; der Sohn sah diese ehrwürdigen

digen Gestalten von der zarten Kindheit an vor sich, man erklärte ihm ihre glorreiche Bedeutung, und eben so große Empfindungen schwellten seine Seele zu ruhmvollen Unternehmungen auf.

Der Unglückliche, welcher bey dem nächsten Gerichtstage sein Urtheil erwartete, gieng mit schlechten Kleidern und aufgelöstem Haar unter seinen Mitbürgern herum, und suchte, ehe er öffentlich sprach, durch das Auge seine Richter zu rühren. Und dieses war gewiß eine von den Ursachen, die den Areopagus in Griechenland bewog, seine Versammlungen des Nachts anzustellen.

Der Schiffbrüchige nahm eine Tafel, ließ sein Unglück darauf malen, und durch dieses Gemälde öffnete er sich das Herz uud die Reichthümer der Fremden.

Alexander, dem die Natur eine eben nicht allzufühlbare Seele gegeben, ward durch ein Gemälde des Aristides heftiger bewegt, als durch die unzähligen Verwüstungen, die seine Siege begleiteten. Aristides zeichnete unter andern Gräueln einer eroberten Stadt, ein kleines unmündiges Kind, wie es zu der Brust der sterbenden Mutter hinankroch, die Mutter ringend mit dem nahen Tod, verräth noch in der verlöschenden Mine die Angst, ihr Kind

möchte Blut für die stockende Milch einsaugen, und stößt es mit schwachen Händen zurück. Hieraus kann man gar leicht ersehen, wie viel die bildenden Künste zur Verbesserung des sittlichen Menschen beytragen können, und wie leicht es einem geschickten Maler sey, der beste Moralist zu werden. Seine Sprache ist allgemein, schnell und überraschend; die Eindrücke, welche er in dem Herzen zurückläßt, sind unauslöschlich. Man schränke aber ja nicht die Wirkungen guter Gemälde auf bloßes Mitleiden ein; ihre Verdienste um die Tugend erstrecken sich weiter, und jede Leidenschaft kann von ihnen jene Richtung erhalten, die ihrer Bestimmung gemäß ist.

Wie mächtig wirkte nicht jedes Gemälde des Methodius auf das Herz des Bogoris, eines bulgärischen Prinzen. Eine anhaltende Pest hatte ihn von der Ohnmacht seiner heidnischen Gottheiten überzeugt, dem ungeachtet aber sträubte er sich noch, durch Annehmung der Taufe den Triumph der christlichen Religion zu verherrlichen. Dem Pinsel eines römischen Mönchs war diese Bekehrung bestimmt. Methodius zeichnete das jüngste Gericht; zwar fehlte ihm ohne Zweifel die Stärke eines Rubens in der nämlichen Vorstellung, aber die Wirkungen desselben verdienen Bewunderung. Bogoris sah es, und blieb starr und

un-

unbeweglich an demselben hängen. Kaum kam er wieder zu sich selbst, so verließ er den heidnischen Unglauben, und begab sich mit seiner ganzen Familie durch die Taufe in den Schooß des Christenthums. Solite wohl ein ganzer Jahrgang von Predigten aus dem Munde dieses Mönchs so viel Gewalt über das Herz dieses heidnischen Königs gehabt haben, als seine Hand durch die Macht der Malerey? ich werde so lange daran zweifeln, als die sinnlichen Begriffe ihren Rang vor den Ideen des Verstandes behaupten, und stärkere Leidenschaften hervorbringen werden. Ein ähnliches Beyspiel liefert uns Gregorius von Nazianz in der Geschichte der Bachidion.

Bachidion, eine junge Ausländerin, deren Schönheit eben in die volle Blüthe getreten war, begab sich kurz nach dem Tode der bekannten Aspasia nach Athen. In einer Stadt, wo man sich gewöhnte, die alte Tapferkeit der Griechen, die nüchterne Klugheit derselben in Regierung des Staats, die Unschuld der Sitten und die Enthaltsamkeit von allem, was die persische Weichlichkeit einführen konnte, vor Fabeln und Vorurtheile zu halten, war es ihr etwas leichtes, ihr Glück zu machen. Außer dem Reize der Neuheit, und der Grazie des Umgangs verschaften ihr die Vollkommenheiten der Seele und des Körpers eine allgemeine

Bewunderung. Sie war dem Maler das Original, wenn er eine Venus, Diana, oder Hebe zeichnete, und der Dichter sang sie, wenn er zur Verehrung der Juno unsterbliche Hymnen verfertigte. Die jungen Athenienser, bey denen es gebräuchlich war, von schwelgerischen Gastmälern in die Versamlung des Volkes ohne andere Verdienste zu hüpfen, flossen in ihrer Wohnung zusammen, und schütteten ihre Reichthümer in ihren Schooß. Freude und Wollust bedienten ihre Tafel, und Bachus taumelte unter den schönsten Tänzerinnen herum. Polemon, einer von den angesehnsten Familien der Stadt, kam zufälliger Weise in diese Gesellschaft, und ward gar bald der Liebling der wollüstigen Bachidion. Die Seele des Jünglings war nicht lasterhaft, er war zu frühe an die Tugend gewöhnt, als daß er sie nicht fühlen sollte. Allein dieses Gefühl ward nicht so wohl durch wollüstige Begierde, als vielmehr durch den glänzenden Witz und unerschöpfliche Erfindungskraft der Bachidion betäubt.

Xenocrates, sein ehemaliger Lehrer, sah die Verführung des tugendhaften Schülers, erkannte die Hitze seiner Leidenschaften, und ließ ihm Zeit, sich von dem ersten Taumel der Berauschung zu erholen. Dann war es ihm etwas leichtes, ihn durch die Macht der Beredsamkeit zu jenen Pflichten zurück zu führen, die

er

er verlassen hatte. Der Jüngling erblickte mit Entsetzen den Abgrund, an welchem er stand, empörte sich wider das Laster, und kehrte zu der verlaßnen Tugend zurück; eine Rükkehr, die ihn unter seinen Mitbürgern ungemein berühmt machte. Bachidion erfuhr diese Veränderung von ihm selbst. Den letzten Versuch auf sein Herz zu wagen, both sie alle die zauberische Gewalt ihrer Reizung auf, aber umsonst, die Tugend schien ihm liebenswürdiger. Selbst die Spöttereyen der Gesellschaften konnten sein sonst empfindliches Herz nicht rühren, er war einem Felsen gleich, an den die Wellen unwirksam schlagen. Seine Tugend war weder schläfrig, mürrisch noch unthätig. Er unterahm es, der Wollust eine Beute zu entreißen, die sie nur allzulange besessen hatte. Bachidion, die ausschweifende Bachidion, war der Gegenstand seiner Bemühungen. Er brachte Stoiker, und Platoniker in ihre Gesellschaft; aber alle die Sekten, welche den Lüsten des Körpers eine ewige Feindschaft geschworen hatten, waren nicht mächtig genug, sie in dem Strome der Wollust aufzuhalten.

Selbst Xenocrates Beredsamkeit war zu schwach. Nun glaubte Polemon, seine Absicht zu erreichen wäre eine unmögliche Sache, als der alte Redner, sein Lehrer, ein Mittel in Vorschlag brachte, an welches der Jüngling

noch niemals gedacht hatt. Geh zu dem größten Künstler in Athen, sprach dieser, und laß unter deiner Gestalt die Tugend mit allen ihren Schönheiten malen; dann zeige es der Bachidion. Sie trägt die Fesseln der Sinne; sie scheinen ihr liebenswürdig; durch sie allein kann man zu ihrem Herzen gelangen. Schlägt dieser Versuch fehl, so ist an ihr nichts mehr weder zu bessern, noch zu verderben. Der Jüngling glühte vor Freuden, eilte zu dem Künstler, und in kurzer Zeit erhielt er ein Meisterstück der Malerey.

Dem folgenden Tag bestimmte er seine Siege. Er gieng in die Tempel, opferte, und that den Göttern Gelübde. Darauf ließ er ein prächtiges Gastmahl zurichten, und gieng zu Bachidion, die seiner Besuche schon längst entwohnt war. Vielleicht befremdet es dich, sagte er, daß ich dich bitte, die Gesellschaft meiner Freunde diese Nacht hindurch zu vermehren. Allein du weißt noch nicht, daß Polemon nicht mehr der schwärmerische Polemon ist, und sich zum zweytenmal den Freuden geweiht hat. Bachidion staunte anfänglich, aber bald nahmen wollüstige Regungen ihre Brust ein. Sie umarmte den Jüngling, und nahm sein Anerbieten mit Freuden an. Die Stunde der Zusammenkunft näherte sich, und die schöne Lasterhafte eilte etwas früher in die

Woh-

Wohnung ihres wiedergefundenen Lieblings, um einige Augenblicke allein mit ihm sich zu unterhalten.

Sie trat in das Zimmer, wo Polemon war, aber welche plötzliche Verwandlung überraschte ihre Seele, als sie das Bildniß des Jünglings erblickte. Der sanfte Glanz der Tugend, welcher aus den Gesichtszügen dieses Mannes stralte, erhellte in einem Augenblicke die Seele dieser liebenswürdigen Verführerin so sehr, daß sie den häßlichen Abstand ihrer Unwürdigkeit in dem Lichte des enthaltsamen Polemons erkannte. Die zauberische Gewalt der Empfindung seiner Größe, in welche ihr Herz zerfloß, brachte sie in einem Augenblicke dahin, wo sie die mündlichen Lehren der Weltweisen nicht bringen konnten. Getrieben von Abscheu gegen ihre Laster, entflammt von der Schönheit eines tugendhaften Karakters flog sie aus dem Saale zurück, und eilte nach Hause, ihre von dem Gefühle der moralischen Lebenskraft geheiligte Seele in die Arme der Tugend zu werfen.

Der Triumph, welchen der glückliche Pinsel des Malers über diese Buhlerin erhielt, war so herrlich, daß sie nach der Zeit die getreueste Bundsgenossin der Sittsamkeit ward, und selbst durch ihr Beyspiel die Waffen wider das Laster führen konnte.

Simonie.

In den kirchlichen Gesetzen wird darunter der Kauf und Verkauf der geistlichen Gaben oder Aemter verstanden. Dieses Verbrechen hat seine Benennung von dem Zauberer Simon, der die Macht die Wundergaben des heiligen Geistes mitzutheilen von den Aposteln mit Gelde erkaufen wollte.

In der alten christlichen Kirche hielt man allemal denjenigen dessen schuldig, der entweder für die Ordination etwas darboth, oder annahm. Die apostolischen Canones bestimmen demselben eine doppelte Strafe, nämlich die Absetzung und den Bann. Diese Art der Simonie ward wirklich für das größte Verbrechen gehalten, und allezeit mit den schärfsten kirchlichen Strafen beleget; wie die Canones sehr vieler Kirchenversammlungen lehren. Dieses war die erste Gattung der Simonie, oder die Simonie in eigentlichem Verstande.

Hieher rechneten auch die Alten die Forderung einer Belohnung für die Verwaltung des Abendsmahls, oder der Taufe, und anderer geistlichen Verrichtungen. Die zweyte Gattung der Simonie bestund in der Erkaufung geistlicher Aemter. Jeder Bischof, welcher einen Kirchenbedienten um schändlichen Gewinnes willen beförderte, wurde mit Absetzung,

und

und die solchergestalt Beförderten mit der Degradation bestrafet. Die Gesetze des Justinian ordneten, daß jeder, der jemanden erwählet, einen Eid ablegen sollte, daß er diesen nicht wegen einer Gabe, oder Versprechen, oder Freundschaft, oder aus einer andern Ursache, sondern bloß deswegen ausgesuchet, weil er gewußt, daß er ein rechtgläubiger, untadelicher und geschickter Mann sey.

Die dritte Art der Simonie ward von denjenigen ausgeübet, welche durch Künste und unerlaubte Handlungen sich in ein Amt oder Dienst, wozu sie keinen rechtmäßigen Beruf oder Recht hatten, eindrungen; oder fremde Stellen einnahmen, die schon andere rechtmäßig besaßen. So ließ sich Novitian heimlich zum römischen Bisthum weihen, das doch der auf rechtmäßige Weise geweihete Kornelius inne hatte. Dergleichen Ordinationen wurden durch die kirchlichen Gesetze für ungültig erkläret, und so wohl die Ordinirten als Ordinadnen, als Verbrecher in den Stand der Layen versetzet.

Die Kasuisten der römischen Kirche behaupten, alle die Beneficien betreffende Verträge wären mit der Simonie beflecket, wenn sie ohne Beyflichtung des Papstes errichtet würden: habe man aber diese einmal erhalten, so würde die Sache bekräftiget. Diese Mey-

nung

nung gründet sie auf den allgemeinen Satz, daß der Papst in Ansehung der Beneficien keine Simonie begehen könne, weil er eine so unumschränkte Macht über alle kirchliche Güter und Beneficien besitze, daß er sie nach seinen Gefallen vereinigen, theilen und anwenden kann.

Sjöstierna.

Aaron Sjöstierna war Schout by Nacht unter K. Karl dem Zwölften von Schweden. Man erzählt von ihm folgende Anekdote.

Im Jahr 1716. traf derselbe nebst dem Kapitain Vistulator das dänische Admiralschiff, den weißen Adler, an, welches den Schweden im vorigen Kriege genommen worden. Dieses war von dem Admiral Tornschöld geführet *), und trug siebenzig Kanonen. Sjöstierna hatte auf seinem Schiffe sechzig, und der Kapitain funfzig. Tornschöld, der sich darauf verließ, daß sein Adler ungemein

*) Das Leben des Tornschölds, welches bey Rothen zu Kopenhagen, in dänischer Sprache herausgekommen, stimmet mit dieser Nachricht nicht völlig überein.

mein schnell segelte, und der Wind so heftig bließe, daß Sjöstierna die unteren Stücke nicht brauchen könnte, grif ihn so gleich mit vier und zwanzigpfündigen Kanonen an. Der schwedische Befehlshaber blieb ihm nichts schuldig, sondern setzte ihm, durch die obere Lage mit einem so heftigen Feuer zu, daß endlich der große Mast des Admiralschiffes über den Bord geschossen ward. Hier bemerkte Sjöstierna, daß Vistulator vor dem Winde lag, und keinen Schuß that. Er schrie ihm daher durch das Sprachrohr zu: Schieß! daß . . dies Zurufen ward drey bis viermal wiederholet. Da aber Sjöstierna keine Würkung davon sah, fuhr er endlich den Kapitain an: Du verfluchte C . . ! Schelm und H . . ! thu was dir zukömmt in dem Dienste des Königes: und gieb auf den Dänischen H . . Feuer! daß *) . . . Allein Vistulator, dem es an Muth fehlte, machte sich nach dem Hafen hin. Den Tornschöld aber und Sjöstierna, trenneten die Nacht von einander.

Einige Zeit hernach lief Sjöstierna in Karlskrona, mit seiner kleinen Flotte ein. Der König, der schon von allen Umständen Nach-

*) Man trägt Bedenken, dem Zorne seine Flüche nachzuschreiben.

Nachricht hatte, ließ ihn so gleich vor sich fordern. Die Anrede war: Willkommen Sjöstierna! ihr habt euch brav gehalten. Erzählt mir aber den völligen Zusammenhang eurer Begebenheit. Sjöstierna anwortete: Es gieng scharf her. Allein, so übel zugerichtet ich auch war: so hätte ich doch wollen den Monsieur Tornschöld, und mit ihm unseren weißen Adler aufbringen; wenn die Nacht uns nicht gehindert hätte. Was aber, fragte der König wieder, machte euer Begleiter Vistulator? Hierauf erwiederte Sjöstierna: dies kann ich nicht berichten. Ew. Majestät werden es schon wissen. Der König äußerte sich darauf: Entdeckt es nur: wir wissen, daß ihr ihm durch das Sprachrohr zugeschrien habt. Sjöstierna erklärte sich darauf: Es ist nicht anständig, vor Ew. Majestät dasjenige zu wiederholen, was ich ihm in meinem Eyfer zugerufen habe. Der König aber sagte: Wir befehlen euch, daß ihr uns gestehet, was ihm von euch zugeschrien worden. Sjöstierna ließ sich daher heraus: Ew. Majestät gnädigstem Befehle ein Gnüge zu leisten, muß ich bekennen, daß, nachdem ich ihm zwey bis dreymal zum Beystande aufgefordert, ich in Zorn gerieth, und ihm zurief, daß er ein H.. und C.. wäre, da er seine Schuldigkeit nicht beobachtete. Hierüber machte der König ein finsteres Gesicht, faßte in das Degengefäß und

wie=

wiederholte die Worte: H. . und C. .: Sjö. stierna ward hierüber etwas bestürzt. Der König bemerkte es aber kaum, da er ihn anredete: „Ihr habt euch als ein braver Kerl aufgeführt. Er hingegen ist nichtswürdig, uns zu dienen.“

Sirven.

Die Geschichte dieser durch die allerunwissendsten Richter in einem Flecken bey Castres verurtheilten Familie verdient, so wie die edle Gesinnung ihres Vertheidigers in allen Geschichtbüchern bekannt gemacht zu werden. Ganzer acht Jahre hinter einander war Herr von Voltaire beschäftiget, ihnen Gerechtigkeit zu verschaffen. Niemals war er darüber verdrießlich, und endlich gelang es ihm auch hierinnen, seinen Zweck zu erreichen.

Ein gewisser Dorfrichter mit Namen Trinquet, Königl. Prokurator in der gerichtlichen Versammlung, welcher die Familie der Sirven zum Tode verurtheilte, machte folgendes Urtheil bekannt. „Ich verordne in Namen des Königs, daß N. Sirven und N. seine Frau, die beyde von dem Verbrechen überwiesen und überzeugt sind, daß sie ihre Tochter erwürgt

würgt und ersäuft haben, aus dem Kirchspiel verbannt werden.

Nichts kann die traurige Würkung, welche von dem Verkauf gerichtlicher Aemter zu befürchten ist, besser beweisen, als dieser abscheuliche Schluß. Das Glück, welches unsern Einsiedler, wie er selbst sagte, darzu bestimmte, der Advokat schon verlohrner Gerichtshändel zu seyn, wollte noch ferner, daß er eine Bürgerin aus St. Omer, Namens Montbailly, die durch das Tribunal zu Arras verurtheilet worden war, den Flammen entriß. Man wartete nur auf die Niederkunft dieser Frau, um sie zu dem fürchterlichen Gerichtsplatz zu führen. Ihr Ehemann hatte seinen Geist schon auf dem Rade aufgegeben. Und wer waren denn diese beyden Schlachtopfer, welche man lebendig zum Feuer verdammte? Zwey Beyspiele der ehelichen und mütterlichen Liebe.

Die zwo tugendhaften Seelen in der Armuth. Diese unschuldigen und verehrungswürdigen Geschöpfe waren des Familienmords beschuldiget, und auf solche Allegationen verdammt worden, welche selbst jenen verdammenden Richtern des Calas lächerlich geschienen hätten. Herr von Voltaire war ziemlich glücklich, daß er den Kanzler, Herrn von Maupeou dahin brachte, den Prozeß wieder durchsehen zu lassen. Kurz Madame Montbailly

bailly ward für unschuldig erklärt, und der Name ihres Mannes wieder in die vorige Ehre eingesetzt. Doch, welche elende Wiedererstattung war dieses, ohne Genügthuung und Schadloshaltung.

Sobiesky.

Johann Sobiesky König von Pohlen war einer der größten Kriegsmänner, so im siebenzehnten Jahrhunderte gelebet. Er wurde zum Krongroßmarschall 1665. und hernach 1667. zum Krongroßfeldherrn von Pohlen gemacht. Er erhielt großen Vortheil über die Kosacken und Tartarn, schlug die Türken in unterschiedlichen Gelegenheiten, absonderlich in der berühmten Schlacht bey Chozin, den 11ten November 1673. Im Jahr 1674. den 20ten May wurde er zum König von Pohlen erwählt, und zwang die Türken, die Belagerung von Wien aufzuheben 1683. Dieser war ein tugendhafter Fürst, er redete viele Sprachen, liebte die Wissenschaften und gelehrte Männer, und hatte alle Eigenschaften eines Helden, er starb zu Warschau den 17ten Juny, im zwey und siebzigsten Jahre seines Alters.

Nicht so wohl die Geburt war es, als viel mehr hervorragende Verdienste, von jenem glücklichen Zutrauen unterstützt, das so nöthig ist, um die Verdienste geltend zu machen, was dem Sobieski zu den höchsten Würden der Republik, und endlich zum Throne erhob. Dieser Prinz sahe gut aus. Der Adel und die Erhabenheit seiner Seele waren in seinem Gesichte ausgedrückt. Er sprach sehr fertig, und in dem Tone, der dem, was gesagt wird, noch mehr Nachdruck giebt. Er unterwarf sich mit einem einzigen Reichstage die Gemüther der trotzigsten Republikaner. Sein Vertrauen, seine Unerschrockenheit an der Spitze der Armee machte den Soldaten Muth. Eine Handvoll tapfere Leute war ihm genug, um damit ein ganzes Heer Barbaren zu verjagen. Er wußte sich die geringsten Vortheile zu Nutze zu machen, und hatte eine ungemeine Gegenwart des Geistes, die Gefahr voraus zu sehen, und ihr zuvor zu kommen. Er liebte die Reichthümer, ohne geizig zu seyn; er wandte vor und nach seiner Erhebung das, was er erspart hatte, zu den Bedürfnissen des Vaterlandes an. Sein Vergnügen war Lesen und Studieren; er redete verschiedene Sprachen, und gieng gerne mit gelehrten Leuten um (*).

Jo.

(*) Abrégé chronologique de l'hiſtoire du Nord par la Combe.

Johann Sobieski brachte die ersten Jahre seiner Jugend in Frankreich zu, und die Mousquetairs können sichs zur Ehre rechnen, daß sie ihn zum Kameraden gehabt haben. Er that sich, als er nach Pohlen zurück kam, durch seine Tapferkeit und durch seine Einsichten ins Kriegswesen hervor. Seine Verdienste erhoben ihn Stuffenweise bis zu den höchsten Würden der Republik. Er ward zum Kronmarschall und zum Feldhern des Königreichs ernannt.

Sobieski gab in diesen hohen Würden der Republik einen neuen Glanz durch seine Eroberungen bey den Kosacken, und Tartarn, wie auch durch seine Siege über die Türken.

Nach dem Tode des Königs Michael vereinten sich alle Stimmen in seiner Person. Kann es wohl einen glorreichern Titel der Regierung geben, als die einstimmige Wahl eines freyen Volks? Indeß als einige Jahre darnach die Königin von Pohlen, Maria Casimir de la Grange, sich ihrer Gesundheit wegen eine Zeitlang in Frankreich aufhalten wollte, und anfragte, ob man ihr eben die Ehrenbezeigungen, wie der verwittweten Königin von England, erweisen würde, gab ihr der Markis de Louvois die ziemlich harte Antwort, daß zwischen einer Erb- und Wahlkönigin ein großer Unterschied wäre.

Es ward auf die Wahl des Sobiesky eine Münze geschlagen, auf welcher man verschiedene Lorbeerkränze an einen bloßen Degen gesteckt, und auf der Spitze desselben die königliche Krone mit der Umschrift sahe: Per has ad illam: dnrch diese gelangt man zu jener. Sobiesky, auf den diese Umschrift vollkommen paßte, erinnerte sich seiner großen Thaten, und der Belohnung, die er dafür erhielt, in keiner andern Absicht, als sich zu noch größeren Thaten zu ermuntern. Er vermehrte Siege mit Siegen, und trotzte dem Stolze Mahomets IV. welcher mit seiner ganzen Macht Pohlen zu unterdrücken suchte. Er hatte sein Glück seiner Geschicklichkeit und seinem unerschrockenen Muthe zuzuschreiben. Er begab sich bey entscheidenden Gelegenheiten, wie der gemeinste Soldat im Gefahr. Wenn die Officiers seinetwegen in Sorge waren, und ihn bathen, daß er sich schonen möchte, gab er ihnen zur Antwort: „Ihr würdet Ursache haben, mich zu verachten, wenn ich eurem Rathe folgete.“

Die berüchtigte Belagerung von Wien, im Jahr 1683. legte den Heldenmuth des Sobieksy erst recht an den Tag. Mahomet stand mit seiner ganzen Macht vor den Wällen dieser Stadt. Tekeli, ein unversöhnlicher Feind des Kayfers, der durch eine vielleicht gerechte

Rach-

Rachgier gereizt ward, hatte vom Sultan einen mit Edelsteinen besetzten Turban, eine Fahne, einen Säbel, königliche Kleider, nebst dem Titel eines Königs von Oberungarn bekommen. Mehr als dreymal hundert tausend Mann, ein und dreyßig Bachas, fünf gekrönte Häupter, drey hundert Kanonen, und der Großvizier Kara Mustapha an der Spitze dieser furchtbaren Armee, droheten dem Occidente mit einer allgemeinen Verwüstung. Der Kayser Leopold verließ seine Residenz. Er schrieb zweymal an den König in Pohlen, daß er mit der versprochenen Hülfe eilen möchte. In dem ersten Briefe gab er ihm nur den Titel Durchlaucht; im zweyten aber beehrte er ihn mit dem Titel Majestät.

Als sich Sobiesky zu Pferde setzte, um Wien zu Hülfe zu kommen, sahe ihn die Königin mit thränenden Augen an, und umarmte den jüngsten von ihren Söhnen. Der König fragte sie, warum sie weine. „Ich weine, gab sie zur Antwort, daß dieses Kind nicht so, wie die andern im Stande ist, Ihnen zu folgen.“ Einen Augenblick darauf wandte sich Sobiesky an den Nuntius, und sagte zu ihm: „Melden Sie dem Papste, daß Sie mich zu Pferde gesehen haben, und daß Wien entsetzt werden soll.“

Sobiesky kam vor Wien mit einer sehr schönen Reuterey, aber einer schlecht ausgerüsteten Infanterie an. Der Prinz Lubomirski rieth dem Könige, ein Regiment, das unter allen am schlechtesten gekleidet war, zur Ehre der Nation, während der Nacht über die Brücke marschiren zu lassen. Sobiesky aber dachte ganz anders, und als das Regiment über die Brücke zog, sagte er zu den Zuschauern: „Sehet es wohl an: es ist ein unüberwindlicher Trupp, der einen Eyd gethan hat, nie andere Kleider zu tragen, als die er von den Feinden erbeutet.“ Im letzten Kriege giengen sie alle türkisch gekleidet *).

Sobiesky bewies sich so tapfer, daß er den Türken die besten Posten weg nahm. Er begab sich auf eine Anhöhe, von welcher man die ganze türkische Armee, und ihre Verschanzungen übersehen konnte. Nachdem er das türkische Lager eine Weile durch ein Perspektiv betrachtet hatte, sagte er zu denen, die bey ihm waren: „Der Mann hat sich nicht gut gelagert; ich kenne ihn; es ist ein aufgeblasener Ignorant; von dem wir nicht viel Ehre haben werden.“

Mustapha, der sich auf die Anzahl seiner Truppen verließ, versäumte in der That die nö-

*) Hiſtoire de Sobieski par l'abbé Boyer.

nöthigsten Anstalten. Sein Stolz verwandelte sich gar bald in Furchtsamkeit, als er die Pohlen, und ihren König an der Spitze derselben erblickte; er flohe, ohne viel Widerstand zu thun. Es fanden sich ungemeine Schätze in seinem Lager, welche alle dem Sieger in die Hände fielen. Sobiesky schrieb bey dieser Gelegenheit an seine Gemahlin: „Der Großvizier hat mich zu seinem Legatarius eingesetzt, und ich habe in seinen Zelten viel Millionen Dukaten gefunden. Sagen Sie demnach nicht zu mir, was die tartarischen Weiber zu ihren Männern sagen, wenn sie ohne Beute aus dem Kriege nach Hause kommen. Du bist kein Mann, weil du mit leeren Händen wiederkommst.“

Sobiesky, der sich überzeugte, daß die christliche Religion den Soldaten erhabene und tapfere Gesinnungen einflößte, gab von der Ehrerbietung gegen dieselbe immer das erste Beyspiel. Man hat angemerkt, daß, ehe er die Türken vor Wien angriff, er vor den Augen seines Lagers eine Messe bediente, die ein Kapuciner las.

Seine erste Sorge, nachdem er die Türken in die Flucht geschlagen hatte, war, dem Gott der Heerschaaren Dank zu sagen. Er stimmte selbst das Te Deum an, und blieb so lange es gesungen ward, auf den Knien liegen.

Auf den Gesang folgte eine Predigt, wozu der Prediger den Text genommen hatte: Es war ein Mensch von Gott gesand, der hieß Johannes. Diese Worte waren ehemals schon auf einen Kayser von Constantinopel, und auch auf den Dom Juan von Oesterreich, nach dem Siege bey Lepanto angewandt worden.

Als Sobieski dem Papste von diesem merkwürdigen Siege Nachricht gab, schrieb er ihn mit den Worten: Ich bin gekommen, ich habe gesehen, Gott hat gesiegt.

Sobiesky erhielt noch einige andere Vortheile über die Türken und Tartarn. Als ihm einst einige Spione die Nachricht brachten, daß die Feinde, gegen die er marschirte, sehr zahlreich wären, gab er zur Antwort: „Ich mag nicht wissen, wie stark, sondern nur wo sie sind.“

Man las in Gegenwart dieses Prinzen einen Brief, in welchem verschiedene von den schleunigen Eroberungen Ludewigs XIV. erzählt wurden. Ein Franzos, der des Königs von Pohlen Kammerdiener war, kam für Freuden ausser sich, und rief aus: Ach! das ist doch ein König!“ — „Und ich, fiel ihm Sobiesky in die Rede, was bin ich denn?

Da dieser Prinz in den letzten Jahren seines Lebens kränklich war, überließ er es seinen Generalen, die Feinde des Staats zu bekriegen; er sorgte, für seine Person nur dafür, daß seine Unterthanen die Früchte einer weisen Regierung genießen sollten. Dieses Vergnügen aber war öfters mit Bitterkeit vermischt. Unruhige und aufrührische Köpfe machten ihm Verdrießlichkeiten, welche der glänzendste Ruhm nicht zu vergüten vermochte. Er hatte auch häuslichen Kummer, welcher vielleicht den Schlagfluß beförderte, mit welchem er befallen ward.

Die Standhaftigkeit, die er in allen Handlungen seines Leben zeigte, verließ ihm auch im Tode nicht. Er gab seinen Kindern noch in den letzten Tagen seines Lebens den Unterricht, daß sie in der vollkommesten Eintracht mit einander leben sollten. Zu gleicher Einigkeit vermahnte er auch die Senatoren der Republik.

Ein Bischof, der sich bey ihm die Erlaubniß ausbat, in seine Dioces zurückkehren zu dürfen, um daselbst öffentliche Gebete anzuordnen, erhielt vom ihm die Antwort. „Sie würden mir besser gefallen, wenn sie nicht erst angeordnet werden dürften.“

Es ist bey dem Begräbnisse eines Königs von Pohlen gewöhnlich, den Säbel zu

zerbrechen', den er getragen hat. Man wollte diese Formalität bey dem Tode des Sobiesky auch verrichten; aber der Ruhrfürst von Sachsen, August, sein Nachfolger verhinderte es, indem er sagte. „Zerbrecht den Säbel nicht, ich will damit die Barbaren und andere Feinde aus dem Reiche jagen, und Freyheit und Gesetze durch ihn schützen.“ Die Pohlen nahmen das als eine glückliche Vorbedeutung der Regierung des Augusts an.

Sokrates.

Ein griechischer Philosoph, geboren in einem Flecken in Attika, 469 Jahr vor Christi Geburt. Er war ein Sohn des Sophroniskus, eines Bidhauers, und der Phanorete, einer Hebamme.

Sokrates war der letzte von der jonischen Sekte. Er wird auf den Münzen mit kahlem Haupte, mit dicken Augenwimpern und tief im Kopfe liegenden Augen vorgestellt. Man fand etwas rauhes und unangenehmes in seiner Gesichtsbildung; seine Seele aber war desto schöner. Er war der beste Bürger, den Athen noch gehabt hatte, ein wahrer Weise, der unter einem nachläßigen äußerlichen die gründ-

lichste

lichste Tugend verbarg, die er durch seinen muntern Geist und sein gefälliges Betragen, angenehm machte. Ueberzeugt, das wichtigste Geschäft des Menschen sey gut leben zu lernen, verließ er die neugierigen Untersuchungen der Philosophen seiner Zeit, und legte sich gänzlich auf die Moral. Er ließ sie, wie Cicero sagt, vom Himmel herabsteigen, um sie auf der Erde wohnen zu lassen, und lehrte die Menschen alle die Pflichten beobachten, welche die Klugheit, die Gerechtigkeit, die Mäßigkeit, der Heldenmuth vorschreiben. Ein vornehmer Athenienser dankte dem Himmel, daß er zu den Zeiten des Sokrates geboren wäre, um ihn hören zu können, und besser zu werden.

Sokrates hatte anfänglich die Profession seines Vaters getrieben, und die Geschichte rühmt drey, die Grazien vorstellende Bildsäulen von ihm, welche sehr schön gewesen seyn sollen. Aber er warf öfters den Meißel hin, weil er mehr Beruf zum Nachdenken bey sich verspührte. Er verließ endlich seine Werkstatt ganz, um sich in die Schule des Archelaus zu begeben. Er erlernte die Musik, die Geometrie, und legte sich auf die Beredsamkeit; indeß versäumte er doch über seinem Studiren die Pflichten eines rechtschaffenen Bürgers nie.

Er that in dem schweren Kriege zwischen den Athenienſern und Lacedämoniern drey Jahre lang Kriegsdienste, und that sich auf

eine

eine Art hervor, die einem jeden andern, wenn er auch kein Sokrates gewesen wäre, Ehre gemacht haben würde. Er hatte dem jungen Alcibiades, der an seiner Seite focht, und in Gefahr gerieth, das Leben gerettet; aber er that noch mehr, und ließ den Preiß, der ihm für diese tapfere That bestimmt ward, seinem Freunde zusprechen. Er rettete bey einer andern Gelegenheit noch verschiedene von seinen Freunden, aus einer Gefahr, die vielen zum Verderben gereichte. Seine Klugheit ließ ihm diese Gefahr bey Zeiten voraus sehen; und dieses Voraus sehen war es, was er seinen Dämon nannte.

Dieser Philosoph glaubte nicht, daß er nur um sein selbst und der Seinigen willen auf der Welt sey; er wollte allen nützlich seyn, und deswegen legte er sich vornämlich auf die Moral. Er fieng an, eine Art von Philosophen zu bestreiten, die man Sophisten nannte, verwegene und eingebildete Leute, die durch hochtrabende Redensarten, und eine falsche Beredsamkeit ganz Griechenland, und besonders die Athenienser eingenommen hatten. Da diese Sophisten zu Athen sehr viel vermochten, und in großem Rufe standen, so mußte sich Sokrates sehr in Acht nehmen, und eine Art von Unwissenheit annehmen, um ihre schimmernde Beredsamkeit in Verachtung zu bringen, die im Grunde läppisch und in der Anwendung gar gefährlich war.

Sein Verfahren war ohngefähr so beschaffen: Er wußte, an welchem öffentlichen Orte, oder in welchem Privathause einer oder mehrere von diesen berühmten Sophisten ihre falsche Weisheit auskramten. Er fand sich, wie von ohngefähr, dabey ein, und bisweilen kostete es nicht wenig Mühe hinein zu kommen. Er fand den großen Lehrer noch von dem Stolze aufgeblasen, den die Bewunderung der Thoren bey eiteln Personen rege macht; er nährte sich ihm mit Bescheidenheit, und sagte: „Ich würde mich sehr glücklich schätzen, wenn mein Vermögen mit dem Wunsche, Männer wie ihr seyd, zu Lehrern zu haben, überein käme; da ich aber zu arm dazu bin, so bleibt mir zu meiner Belohnung nichts übrig, als daß ich euch meine Unwissenheit gestehe, und meine Zweifel vortrage, da mir das Glück Gelegenheit giebt, mich bey euch Raths zu erholen. Der Sophist hörte ihn mit einiger Verachtung an, und erlaubte ihm zu reden. Sokrates that ganz einfältige Fragen an ihm, z. E. worinne bestehet eure Profession? was nennet ihr Rhetorik? worin bestehet das Schöne? worin die Tugend? der Sophist konnte sein Wort nicht zurück nehmen, ohne Gefahr zu laufen, seine Einkünfte, und seinen Ruhm zu verlieren; er antwortete; aber anstatt bestimmter Erklärungen blieb er bey allgemeinen Sätzen stehen, mengte Genus und Species durch einander, schwatzte viel, ohne et-

was zu sagen, was sich zur Sache schickte. Sokrates that, als ob er mit diesem Gewäsche zufrieden wäre, um den Sophisten nicht sogleich böse zu machen; und gleich als ob er ihm mit seinen Gedanken nicht folgen könnte, antwortete er nur mit Ja und Nein. Mit dieser einfältigen Dialectic brachte er ihm von einem zum andern, und bis zu den abgeschmaktesten Folgerungen. Da er nun den Sophisten so weit hatte, daß er sich entweder widersprechen oder schweigen mußte, beklagte er sich noch darüber, daß dieser gelehrte Mann ihn nicht würdigte, Unterricht zu geben *).

Wenn Sokrates, durch seine Geschicklichkeit im Fragen, andern Gelegenheit gab, ihre eignen Gedanken zu entwickeln, und an den Tag zu bringen, sagte er: „Ich der Sohn einer Hebamme leiste den Geistern Geburtshülfe.“

Obgleich Sokrates nicht viel von Glücksgütern besaß, hielt er sich doch für sehr reich, weil er sich der Bedürfnisse zu entschlagen wußte, die bloß auf Einbildung beruhen. Als seine Freunde auf einem Jahrmarkte die Menge und Verschiedenheit der Waaren bewunderten, die

*) Dissertation sur l'ironie de Socrate par l'abbé Fequier.

die sie da sahen, rief er aus: Ach wie viel Dinge giebt es in der Welt, die ich zu nichts gebrauchen kann!“

Sokrates, der damit nicht zufrieden war, daß man der Natur Zwang anthäte, und, ohne sich an die Jahrzeit zu kehren, Früchte von ihr verlangte, die sie nicht anders als wider Willen giebt, fragte, da er dergleichen Früchte um einen übermäßigen Preiß kaufen sahe, ob man fürchte, daß die Jahrszeit nicht kommen möchte.

Man ist mit seinen gegenwärtigen Umständen selten zufrieden; da also ein den Sokrates fragte, ob er nicht wohl thäte, wenn er sich verheyrathete, gab ihm dieser zur Antwort: „Thue was du willst so wirst du es bereuen.“

Sokrates wohnte in einem sehr engen Hause, und jedermann hielt sich darüber auf. Was ist das für eine Wohnung, sagte man, für einen Mann, der die vornehmsten Bürger von Athen bey sich sehen könnte? „Ach, wollte der Himmel, antwortete Sokrates, daß ich mein Haus nur einst von wahren Freunden voll sehen sollte!“ „Nichts ist gemeiner, als dieser Name, sagte la Fontaine, und nichts ist seltener als die Sache.“

Sokrates hatte die Xantippe, eine Frau von seltsamen, hitzigen und stürmischen Karak-

ter

ter geheyrathet. Er wußte ihre Gemüthsbeschaffenheit, ehe er sie nahm, wählte sie aber doch, in der Ueberzeugung, daß er mit allen Menschen in der Welt werde leben können, wenn er den Eigensinn dieser Frau ertragen lernte. Sie stieß öfters die heftigsten Schmähungen gegen ihn aus. Als sie eines Tages in Wuth war, warf sie den Tisch, an welchem ihr Mann mit einem seiner Freunde speißte, über den Haufen. Der Freund, der es übel nahm, stand auf und wollte weggehen. „Ey was, sagte Sokrates, der ihn zurück hielt, hast du es schon vergessen, daß vorgestern, als ich bey dir speiste, eine Henne auf die Tafel flog, und alles umwarf, worüber wir nur lachten.“

Bey einer andern Gelegenheit, als Xantippe sahe, daß ihr Mann sich von ihrem Geklärme nicht beunruhigen ließ, goß sie ihm einen Topf Wasser über den Kopf: „Ich vermuthete es wohl, sagte er, daß nach dem Donner Regen kommen würde.“

Er war an das beständige Geschrey seiner Frau so gewohnt, wie man das Schnattern der Gänse gewohnt wird; so pflegte er sich selbst auszudrücken: „Aber die Gänse geben uns Junge,“ sagte einer einst zu ihm: “Und meine Frau giebt mir Kinder, antwortete Sokrates.“

Als

Als ihn seine Freunde gegen einen Mann aufbringen wollten, der ihm für seinen Gruß nicht gedankt hatte, sagte der Philosoph: „Wäre es wohl klug, wenn ich mich mich darüber erzürnte, daß ein anderer nicht so höflich ist als ich.“

Er wußte sich über die Verläumdung hinweg zu setzen. „Wenn das Böse, das man von mir spricht, wahr ist, sagte er, so dient es zu meiner Besserung: wenn nicht, so rührt es mich nicht, denn man spricht so dann nicht von mir.“

Als ein Sclav ihn in einigen Zorn gebracht hatte, sagte er zu ihm: „Ich würde dich schlagen, wenn ich nicht im Zorne wäre.

Ein grober Mensch, der mit ihm stritt, gab ihm eine Ohrfeige, und Sokrates antwortete lächelnd: „Es ist verdrießlich, daß man nicht weiß, wenn man eine Sturmhaube aufsetzen sollte.“

Diese und noch viele andere Begebenheiten beweisen, daß die Ruhe der Seele, die kein Zufall, keine Beleidigung stöhren konnte, eine der vornehmsten Eigenschaften dieses Philosophen war. Anstatt jemanden zu beleidigen oder zu demüthigen, war er besonders aufmerksam, den Geist anderer hervor zu ziehen: „Ich ahme meiner Mutter nach; sagte er bisweilen;

sie war selbst nicht fruchtbar; aber sie verstand die Kunst gebährenden Weibern beyzustehen, und ihre Kinder ans Tageslicht bringen zu helfen."

Er war so beredt, daß er zu allem bereden konnte; er bediente sich aber dieses Talents nur dazu, daß er seine Mitbürger zur Tugend ermahnte, die er noch mehr durch sein Leben, als durch seine Gespräche lehrte. Das Orakel hatte ihn für den Weisesten unter den Menschen erklärt, und der bescheidene Sokrates antwortete auf diesen Lobspruch: „Weder die Sophisten noch die Poeten, die Redner, die Künstler und ich, wissen was wahr, gut und schön ist. Es findet sich aber unter uns der Unterschied, daß, ob diese Leute gleich nichts wissen, so glauben sie doch alle, etwas zu wissen; da hingegen ich, wenn ich nichts weiß, doch wenigstens daran nicht zweifle; so daß der ganze Vorzug der Weisheit, den mir das Orakel giebt, blos darinnen bestehet, daß ich das nicht zu wissen glaube, was ich nicht weiß."

Die Freyheit, mit welcher er die Laster angriff, und die sonderbare Anhängigkeit seiner Schüler an seine Person und Lehrsätze, zogen ihm viel Feinde zu. Die Vorwürfe, die sich die Sophisten wegen ihrer Unwissenheit zu machen hatten, und die Einbildung, daß Sokrates sie im Herzen verachte, waren starke

Be-

Bewegungsgründe, auf sein Verderben zu denken. Sie stifteten anfänglich den Aristophanes an, daß er ihn in einer Komödie, die Wolken, auf dem Theater lächerlich machen mußte; und dieser zu Anzüglichkeiten gewöhnte Poet machte es so gut, als sie es nur verlangen konnten. Sokrates, der selten in die Komödie gieng, weil Zucht und Ehrbarkeit aus derselben verbannt waren, fand sich bey der ersten Vorstellung der Wolken ein, und hörte stehend zu.

Da dieser erste Angriff keinen großen Eindruck auf die Gemüther machte, ergriffen die Feinde des Sokrates, die Sophisten, ein sicherer Mittel zu seinem Verderben. Sie klagten ihn als einen Atheisten an, und gaben vor, er suchte die alte im Staate eingeführte Religion zu untergraben, um seine neue Lehren auf die Ruinen derselben zu gründen. Anitus, ein Priester der Ceres, und ein gewisser Melitus, dienten diesen Verläumdern zum Werkzeuge. Sie foderten den Sokrates vor Gericht. Der Philosoph, der den Tod nicht als ein Uebel ansahe, suchte seine Richter nicht durch seine nachdrückliche Beredsamkeit zu gewinnen, sondern trug ihnen nur die wahre Beschaffenheit ganz deutlich und einfältig vor. Was sollte aber die Wahrheit über vorher eingenommene Gemüther vermögen? Er ward

als ein Missethäter verdammt, und verurtheilt, den Giftbecher zu trinken. Als seine Frau ihm mit Thränen die Nachricht brachte, daß er von den Athenienſern zum Tode verurtheilt wäre, gab er ihr zur Antwort: „Und sie sind von der Natur dazu verurtheilt.“ — „Aber sie haben dich unschuldig verdammt,“ fuhr die Frau fort. „Wolltest du denn, daß ich es verdient hätte?“ „setzte Sokrates hinzu.

Er sprach in seinem Gefängnisse von den wichtigsten Dingen der Moral, besonders von der Unsterblichkeit der Seele, mit seinen Freunden. Als man ihm den Giftbecher brachte, nahm er ihn, hob die Augen gen Himmel und sagte: „O Gott, der mich rufft, verleihe mir eine glückliche Reise.“

Er trank, und seine getreuen Freunde, die in diesem letzten Augenblicke bey ihm waren, überließen sich der schmerzlichen Betrübniß. Sokrates sahe sie mit einer heitern Mine an, und sagte zu ihnen: „O meine Freunde, wir werden uns wiedersehen. Wenn ihr fortfahrt, euch zu betrüben, so glaubt ihr gewiß nichts.“ Er empfohl ihnen hierauf sein Andenken: „In einem Augenblicke, sagte er, werde ich nicht mehr seyn. — Nach euch werden mich die Athenienſer beurtheilen; macht ihnen wegen meines Todes keinen andern Vorwurf, als durch euer tugendhaftes Leben.

Da

Da das Gift sich schon in allen seinen Adern auszubreiten anfieng, und er die Gegenstände nur noch wie durch einen dicken Schleyer sahe, rief er den Criton zu sich. Dieser getreue Freund näherte sich, und Sokrates sagte die Worte zu ihm, welche auch seine letzten waren: „Criton, bringe dem Gott der Gesundheit ein Opfer, ich genese.“ Er war nach dem Berichte des Plato, siebzig Jahr alt, als er starb.

Sokrates hat nie etwas selbst geschrieben; er unterrichtete seine Schüler blos durch mündliche Vorträge und Unterredungen. Xenophon aber und Plato haben uns einen großen Theil seiner Lehren aufbehalten. Man hat in den folgenden Zeiten den genauen Umgang mit dem jungen Alcibiades, und mit verschiedenen andern von seinen Schülern ihm zum Verbrechen machen wollen; aber dieser Umgang war lediglich auf die Tugend gegründet. Athen war davon so überzeugt, daß weder Aristophanes in seiner Komödie, noch die Bösewichter, die seine Ankläger vor Gericht waren, ein Wort vorbrachten, das die Reinigkeit der Sitten des Sokrates in Zweifel ziehen konnte. Man betrachte dieses Stillschweigen, und man wird gestehen müssen, daß nie ein Beweis von der Art so viel Stärke gehabt habe.

Man findet noch verschiedene von seinen Maximen hin und wieder angeführt. z. E. Je mäßiger man ist, desto mehr nähert man sich dem Zustande der Götter, welche gar nichts nöthig haben.

In großem Glücke bescheiden und tugendhaft zu seyn, ist eben so schwer, als auf dem Eise zu gehen.

Man wird die Freundschaft eines Mannes erhalten, wenn man an sich die Eigenschaften verbessert, die er hochschätzt.

Man muß einem zu harten Vater eben den Gehorsam beweisen, den man gegen ein zu hartes Gesetz hat.

Die Weisheit ist die Gesundheit der Seele.

Der, der zuerst das Nützliche vom Gerechten schied, war ein abscheulicher Mensch.

Das glückliche und ruhige Leben ist bey dem, der sich ohne Scham untersuchen kann; nichts beunruhigt ihn, weil er sich kein Verbrechen vorzuwerfen hat.

Sokrates nannte den geizig, der durch niedrige Mittel Geld zusammen scharrt, und der keinen Dürftigen zum Freunde haben will.

Zu der Zeit, da die dreyßig Tyrannen zu Athen viele Mordthaten begiengen, sagte Sokra-

krates zu einem seiner Freunde: „Laßt uns froh seyn, daß wir nicht, wie die Großen, Gelegenheit zu Tragödien geben.“

Sokrates hatte sich blos durch die Würkung seines Genies zur Erkenntniß eines einigen Gottes empor geschwungen. Er sagte zu seinen Schülern: „Wenn Gott seine Natur vor unserm Verstande verbirgt, so hat er doch seine Existenz, seine Weisheit, seine Macht und Güte in seinen Werken offenbaret. Er ist der Urheber der Welt, und die Welt ist der Innbegriff alles dessen, was gut und schön ist.“

Soldatenstand.

Von dem Ursprung dieses Standes giebt uns der Preusische Obriste von S***. folgenden Aufschluß:

„Wenn wir die Denkungsart der ersten einfältigen und rauhen Erdbewohner untersuchen, und zu ihrer uns wenig bekannten Geschichte, die der Nebel der Zeit versteckt, noch so viel hinzu folgern, als sich aus dergleichen Vordersätzen mit Recht vermuthen läßt, so ist unser Stand wahrscheinlicher Weise eben so alt, als die Viehzucht, oder wenigstens als der Acker-

bau *). Diejenigen, welchen beydes zu beschwerlich war, faßten den Entschluß, sich ihren Unterhalt zu erkämpfen.

Nach dem Rechte der Natur, dem einzigen, welches die Menschen damals, und vielleicht nur schwach kannten, hatte ein jeder gleichen Anspruch auf ihre Freygebigkeit. Warum hätte man ihre neutralen Geschenke durch Ruhe und Bemühungen in den Hütten leichter, als durch gewagte Anschläge, und kriegerische Anstrengung seiner Kräfte verdienen sollen? Unternehmungen, wo die Stärke, oder das Glück etwas zu finden, die Quellen aller Gerechtsame waren, wo der Eroberer unmöglich einzusehen vermochte, wer den ersten Anmaßer ein ausschließendes Recht verliehen haben sollte, können nach der größten Strenge nicht als Räubereyen bescholten werden.

Man hielt daher schon in den ersten uns überlieferten Auftritten der Vorwelt, Männer von Muth und Tapferkeit in Ehren, ohne ihre Ge-

*) Makrobius glaubt (Somn. II. S. 10.) die Menschen hätten den Ackerbau erst spät erfunden, und vorher eine den wilden Thieren nicht unähnliche Lebensart geführt. Gäbe das bloße Alterthum also einen Werth, so könnte man die ersten Veranlassungen unsers Standes vielleicht noch weiter zurücksetzen.

Gerechtsame so genau zu untersuchen. Das Oberhaupt der Familie trug allemal die Würde so wohl des Beschützers, als des Versorgers derselben. Der friedfertige Abraham ward Feldherr. Fast zu allen ansehnlichen Bedienungen erkohr man die Stärksten und Tapfersten. Um dazu erhoben zu werden, übte man sich bey Zeiten in Schleudern, Ringen, und später in andern Gattungen von Waffen. Sie verschaften Ansehen und Vermögen. Der Sohn Isai verließ seine Heerden, lebte von Beute, und schwang sich auf den Thron.

Auch die Diener und Vertraute der Götter zogen mit in den Krieg, reinigten und versühnten die Streiter, fochten oft selbst mit. Kein Land konnte der Vertheidiger des Eigenthums der Freyheit, der Unschuld und der Wehrlosen entbehren, selbst das Volk Gottes nicht. Die allgemeine Sicherheit erforderte von Zeit zu Zeit Schlachtopfer. Hieraus entsprang eine regelmäßige Kunst, anfangs wilde Thiere, hernach Räuber, und endlich erklärte Feinde zu tödten. Alle Reiche, die sie vernachläßigten, giengen zu Grunde.

Auch in Friedenszeiten hatten die Griechen ihre Kampfplätze, Rom sein Marsfeld, die Deutschen und andere von ihnen abstammende oder sie nachahmende Völker, Turniere und Ritterzüge. Unüberwindliche Schwie-

rigkeiten und Verzögerungen bey dem Aufgebot einer Nation, brachten stehende Armeen hervor. Sehen Sie hier, M. H. unsern Ursprung, den großen Umfang unserer Pflichten, aber auch die reichen Quellen unsers Ruhms. Wir wollen uns nichts zueignen, was uns nicht nach dem strengsten Rechte gebühret. Alle Stände sind unentbehrliche Glieder des Staats: allein es sind wenige Vorfälle, sagt Rußlands weise Gesetzgeberin *), wo mehr Ehre zu erwerben wäre, als in Kriegsdiensten.

Wer verhindert es, daß nicht noch heutiges Tages Räuberbanden unsere Städte und Dörfer eben so frech, als in einigen Distrikten Pohlens plündern und anzünden? Wer sichert unsern Handel vor dem Schicksale der Karawanen? Wer erstickt die Wuth innerlicher Empörungen **), wodurch die mächtigsten Reiche seit Jahrtausenden entnervt wurden, oder zu Grunde giengen? Wer beschützt das Ansehen der

*) S. Instruktion für die zu Verfertigung des Entwurfs zu einem neuen Gesetzbuche verordnete Kommission. S. 104.

**) Die Empörung in Genf hatte sich damals zwar noch nicht zugetragen, es wird aber jetzt doch nicht undienlich seyn, den Blick des Lesers dahin zu leiten, um dem Vorwurf auszuweichen, daß dergleichen sich gegenwärtig nicht mehr zutrüge.

der Gesetze, wenn die Unschuld nicht mehr gehört wird, und Gewalt Recht ist? Wer schreckt die Versuche einer ungerechten Staatskunst ab, oder entreißt ihren oft schon ausgestreckten Klauen ihre Beute? Mit einem Worte: Wem haben alle die Millionen der übrigen Stände die Erhaltung ihres Lebens, ihrer Ruhe, ihres Eigenthums, ihrer Freyheit und aller der Vortheile, die sie genießen, zu verdanken? — O, wenn alles dies kein Dienst ist, so spotten sie der ausgearteten Weichlinge, der gewinnsüchtigen Wucherer, der tändelnden Höflinge, die in einigen Ländern klein genug denken, einen Stand gering zu schätzen, ohne welchen sie doch nicht einmal in Sicherheit ihre Romane lesen, ihre Wechsel schreiben, oder ihre Toilette abwarten könnten.

Lange reichte Nervenstärke, wilder Muth, und etwas Mutterwitz zur Erlangung eines großen Namens zu. Herkules, Achill, und eine Menge anderer Helden des Alterthums haben ihre Unsterblichkeit keinen größern Verdiensten zu danken, ja die Urhelden aller Völker sind wohl von keinem bessern Gehalte. Ihre Nachkommen hatten indessen schon eine Art von Taktik, die Macedonier ihren Phalanx, die Römer die Stellung ihrer Legionen, die Deutschen ihre Maximen, in Wäldern und Gebürgen anzugreifen, alle nach Beschaf-

schaffenheit der Länder, die sie bewohnten, und der Waffen, deren sie sich bedienten. Selbst die Reuterey, und ihre Flotten fochten, nach damaliger Art taktisch.

Man lese darüber den Polyb und seinen berühmten Kommentator. Mit dem morgenländischen Kayserthum verfielen Wissenschaften, Kriegskunst, und die ganze Welt in Barbarey. Schon in den letzten Zeiten desselben; glichen seine Armeen mehr Räuberbanden und zusammengelaufenem Gesindel, als römischen Soldaten.

So bald die Musen aus ihrer Verbannung wieder nach Europa zurückkehrten, wurden die Kriege menschlicher und regelmäßiger. Kastiliens Ritter lehrten ihren nördlichen Nachbarn Großmuth; die Kunst zu fechten, und und edle Galanterien. Wir haben den warmen Ländern die Wiederauflebung der Wissenschaften und Künste, und die Verfeinerung der Sitten zu verdanken.

Es gab eine Zeit in Deutschland, wo der Adel alle Gelehrsamkeit vor Schulfüchserey hielt, und Unwissenheit vornehm war, feinere Sitten machten lächerlich. Noch vor funfzig Jahren waren viele Armeen von diesem pöbelhaften Vorurtheile, mehr oder weniger angesteckt. Die Franzosen waren in neuern Zeiten

ten die ersten, die sich nicht schämten, es abzulegen, und es wagten, den Vorzug unseres Standes auf Kenntnisse aller Art, und edle Ehrbegierde zu gründen. Ihre Ueberlegenheit unter Ludewig XIV. war die Würkung der großen Männer, die sie anführten, und der Geschicklichkeit, welche die meisten ihrer Officiere besaßen. Es ist ausgemacht, daß Wissenschaften der Officiere Kriege weniger grausam und verwüstend, und von kürzerer Dauer machen.

Ehe man die Belagerungskunst verstand, ward manche elende Stadt Jahre lang angegriffen, und nicht eher erobert, als bis Hunger, Krankheit, oder Schwerd ihre Vertheidiger aufgerieben hatten. Es ist also Pflicht der Menschlichkeit, das Unmenschliche der Kriege durch den Einfluß der Wissenschaften zu vermindern. Vorzeiten bekriegte man den Menschen, jetzt mehr die Natur und den Verstand.

Sonne.

Es ist bekannt, daß die alten Einwohner in Peru Anbeter der Sonne waren. Das unbegreiflichste dabey aber war, daß sie zugleich im ganzen Ernste in der Meynung standen, daß

die

die Spanier wirklich Brüder dieses Gestirnes wären.

Man findet im zwölften Bande der Quart-Ausgabe von der Histoire generale des Voyages Nachricht von einer Berathschlagung, welche zum Beweise dient, wie viel Gewalt eine solche Vorstellung über diese entfernten Nationen hatte. Die Zeitung von der Niederlage der Indianischen Armee (durch die tapfern Bemühungen des Cortez) hatte die ganze Stadt Tlascala in eine solche Bestürzung gesetzt, daß das Volk daselbst mit großem Geschrey um Frieden bat. Die Furchtsamsten thaten den Vorschlag, jedermann sollte sich mit seiner Familie nach den Gebirgen in Sicherheit begeben. Der Senat versammelte sich, eines oder das andere Mittel wider das Unglück des Landes zu erdenken; und der Schluß dieser Versammlung war kein anderer, als: die wunderbaren Heldenthaten dieser Ausländer müßten das Werk einer Zauberey seyn. Diese Vorstellung verleitete auch den Senat, seine Zuflucht zu einigen Zauberern im Lande zu nehmen, welche eine Zauberey durch die andre zerstören sollten.

Die Betrüger wurden herbey gerufen. Sie thaten die Erklärung: sie hätten bereits über die vorwaltenden Umstände ihre Betrachtungen angestellt; und was den Senatoren unbegreif-

greiflich vorkäme, das wäre für sie ganz deutlich und augenscheinlich. Sie hätten nämlich durch die Kraft ihrer Kunst entdecket, daß die Spanier Kinder der Sonne wären, welche die Thätigkeit ihrer Einflüsse auf den Erdboden der morgenländischen Welt erzeuget hätte; ihre größte Zauberey bestünde in der Gegenwart ihres Vaters, dessen mächtige Hitze ihnen eine Stärke mittheilte, welche die Kräfte der Natur überstiege und machte, daß sie es darinnen den Unsterblichen gleich thäten. Weil aber der Einfluß nachließe, so bald die Sonne sich zum Niedergange lenkte, so würden sie alsdann schwach, und verwelkten, wie das Gras auf den Wiesen; woraus die Zauberer den Schluß zogen, daß man sie in der Nacht angreifen müßte, ehe die Wiederkunft der Sonne sie unüberwindlich machte.

Der Senat legte dieser Entdeckung große Lobsprüche bey, und schmeichelte sich mit einem unfehlbaren Siege.

Man sieht aus diesem seltsamen Berichte, wie tief die Obermacht der Europäer über diese abergläubischen Nationen diesen letztern ins Herz geprägt gewesen ist.

Sonntage.

Es ist sonderbar, daß in den katholischen Staaten der Sonntag beynahe durchaus ein Tag der Unordnung ist. Man hat endlich vierzehn Festtage zu Paris im Jahr abgeschaft; aber man ist mitten auf dem Wege stehen geblieben, und es bleibt noch immer sehr viel übrig. Allemal ist doch wieder so viel der Völlerey und der Ausschweifung in der Trunkenheit genommen worden.

Ein Schuhflicker sahe an einem Donnerstage an der Ecke eines Ecksteins einen truncknen Sergeanten, den man aufzuheben suchte, der aber plump auf den Stein wieder zurück fiel, verließ seinen Schuhriemen, stellte sich vor den hin und her wanckenden Mann hin, und nachdem er ihn betrachtet hatte, so sagte er seufzend zu sich selbst, „das gerade der Zustand, in welchem ich den Sonntag seyn werde.“

Dieser Zug, der von dem Philosophen nicht verachtet werden darf, gehört, wie mich dünkt, zur Volkskenntniß, ja zur Kenntniß des menschlichen Herzens. Er ist auf die Logik der Leidenschaften sehr anwendlich.

Am Ende kündiget die Verschließung der Kramladen die Sonn- und Festage schon an. Man sieht die gemeinen Bürger, die in die

Haupt-

Hauptmesse eilen, um den ganzen übrigen Tag für sich zu haben, bey guter früher Tageszeit schon ganz in ihrem Sonntagsputze aus ihren Häusern kommen. Sie bestellen sich ein Mittagsessen zu Passy, Anteuil, Vincennes und im Gehölze von Boulogne.

Die Leute vom guten Tone gehen an diesem Tage nicht aus, entziehen sich den Spaziergängen und Schauspielhäusern, und überlassen diese dem Pöbel. Die Schauspiele geben das Abgenutzteste, was sie haben, es erscheinen nur die mittelmäßigen Schauspieler auf der Bühne, und alles das ist gut für ein weniger schwieriges Parterre, für welches die ältesten Stücke neue Gegenstände sind. Die Schauspieler übertreiben an diesem Tage ihr Spiel mehr, als gewöhnlich, und erndten reichen Beyfall ein.

Die gutbemittelten Bürger sind schon den Abend vorher auf ihr kleines, nahe an der Barriere gelegenes Landhaus abgereiset. Sie führen ihre Frauens, ihre erwachsene Tochter und ihren Ladendiener, wenn man zufrieden mit ihm ist, oder er der Madam zu gefallen gewußt hat, mit dahin.

Man hat denselben Abend in einem ziemlich vollen Fiackre den ganzen Mundvorrath und eine Pastete vom le Saye dahin gebracht.

Es ist dieses der Tag der Freude. Der Vater erzählt Mährchen, die Mutter lacht bis zum Weinen, die erwachsene Tochter nimmt sich ein bisgen Freyheit heraus und hält sich weniger gerade, und der Ladendiener, der weiße seidene Strümpfe und ganz neue Schnallen gekauft hat, ist, mit dem Titel des artigen Jungen geehrt, reich an Artigkeiten und verschwendet alle seine Kunst zu gefallen, weil er schon von weitem ein Auge auf die Hand der Tochter hat, — warum? sie hat, ohnerachtet ihrer zwey kleinern Brüder, die noch in der Pension sind, und an den Freuden des Landhauses nicht eher Antheil nehmen, bis sie einen Preiß im Collegio erarbeitet haben, zehn bis zwölf tausend Franken Mitgabe. Man darf die Söhne in ihrem Bestreben, einst, wenn sie die lateinische Sprache wissen, große Männer zu werden, nicht zerstreuen. Das ist es, was der Vater, die Mutter und das ganze Haus gutherziger weise glaubt.

Spalding (Karl)

Herr Karl Spalding, der berühmte Verbesserer der Taucherglocke, war aus Edenburg gebürtig, wo er sich sonst mit der Zuckersiederey genährt hatte. Seit Dato Haleys

Zei-

Zeiten hatte es niemand gewagt vermittelst der Taucherglocke unter Wasser zu gehen; und Herr Spalding war der erste, den Wißbegierde, Muth und Genie zur Mechanik anspornten, verschiedene Versuche zu machen, eine beträchliche Zeit in tiefem Wasser unter der Glocke zuzubringen.

Seine Versuche wären immer glücklich, und er erlangte hierinn mit der Zeit eine solche Fertigkeit, daß er sich, wenn es nöthig war, einen ganzen Tag in 12 oder 24 Faden tiefen Wasser aufhalten konnte. Da seine Bekannten die geringe Gefahr einsahen, mit welcher diese Reisen unterm Wasser verknüpft waren, wagten es viele ihn zu verschiedenenmalen zu begleiten, und einmal entschloß sich sogar ein edenburgisches Frauenzimmer die Reise mitzumachen, und blieb eine halbe Stunde unter dem Wasser.

Vor einigen Jahren verunglückte ein Schiff von London nach Leith, auf welchem Herr Spalding viele Waaren hatte; er that daher den übrigen Eigenthümern den Vorschlag, daß wenn sie die Unkosten einer Reise nach dem Ort, wo das Schiff gestrandet war, mittheilen wollten, er sich alle mögliche Mühe geben würde, ihr gemeinschaftliches Eigenthum zu retten; alle schlugen es aus, und Herr Spalding reisete auf eigene Kosten; von sei-

nen Waaren rettete er nur wenig, weil sie von der Art waren, daß sie im Wasser verdarben; er brachte aber einen ansehnlichen Theil der übrigen Ladung herauf, die ihn für seine Mühe belohnten, und welche ihm die Gesetze nicht absprechen konnten.

Als sich die unglückliche Begebenheit mit dem Royal George zutrug, trat die Admiralität mit Herrn Spalding in Unterhandlung, daß er einen dritten Theil alles dessen haben sollte, was er vom Royal George aufbringen würde. Diesem Kontrakt zufolge brachte Herr Spalding neun metallene Kanonen, verschiedene eiserne und beynahe an tausend Pf. Sterling werth an Schifsmaterialien und Vorrath herauf. Alles zusammen machte nach einer billigen Schätzung über 3000 Pf. Sterling aus; es wurde aber so sehr unter dem Werth taxirt, daß er nicht mehr als 400 Pf. bekam, wovon noch die Hälfte für die Unkosten abgerechnet werden mußte. Da die kalte Jahrszeit heranrückte, verließ Herr Spalding Portsmouth im October, und versprach in den warmen Monathen zurückzukehren, und seine Beschäftigung wieder vorzunehmen.

Die Admiralität hatte aber seine Arbeit so wenig verhältnißmäßig belohnt, daß, da sich ein ungleich vortheilhafteres Anerbieten zeigte, er kein Bedenken trug, es anzunehmen, und den

Ro-

Royal George zu verlassen. Die Interessenten, nämlich des kayserlichen ostindischen Schifs Belgiojoso, welches vor einiger Zeit in der Bay von Dublin scheiterte, und wobey keine einzige Seele gerettet wurde, schrieben an ihn nach Edenburg und machten ihm folgendes großmüthiges Anerbieten. Die ganze Ladung des Schifs wurde auf 150,000 Pf. geschätzt, wovon 30000 in Silber und Bley war; von diesem Silber und Bley sollte er den vierten Theil, und von der ganzen übrigen Ladung die Hälfte haben, und wenn er gleich kein einziges Stück rettete, sollten doch alle seine Unkosten von dem Tage an, daß er Edenburg verließ, ihm vergütet werden. Dabey lag das Schif in zehen Faden Wasser, zwey Meilen vom lande, und die Masten ragten zur Zeit der Ebbe hervor; es war daher die größte Wahrscheinlichkeit da, daß dieser geschickte und nützliche Mann für seinen Muth reichlich belohnt werden würde.

Er reisete also nach Irrland, und nachdem er an einem Tage dreymal in Gesellschaft seines Gehülfen, Herrn Ebenezer Watson, in sieben Faden Wasser untergetaucher hatte, um die Lage des Schiffes zu untersuchen, machte er am 3ten Junius den vierten unglücklichen Versuch. Sie blieben nur fünf Viertelstunden unter Wasser; während der ersten Stunde

hatte man gehörig auf die Signale acht gehabt, und sie zu drey verschiedenenmalen mit frischer Luft versehen. Wahrscheinlicher Weise aber hatte das letzte Faß mit Luft sie nicht erreicht, welches ein so schnelles Ersticken zuwege gebracht haben muß, daß sie sich nicht des von Herrn Spalding erfundenen Mittels bedienen konnten, das Gewicht, welches in der Mitte der Glocke hieng, abzuschneiden, wodurch sie sogleich auf die Oberfläche des Wassers wieder gelangen konnten.

Bey der gerichtlichen Untersuchung dieses Todesfalls wurde auch erwiesen, daß die Stricke, welche dazu dienten Signale zu geben, während der letzten halben Stunde verwickelt waren. Da man die Glocke heraufzog, fand man Herrn Spalding mit dem Kopf auf die Brust gelehnt, und Herrn Watson aufrecht sitzend. Weil kein Arzt in der Nähe war, schlugen alle Mittel fehl, die bey der Ankunft des Boots in Dublin zu ihrer Rettung gebraucht wurden. Zum Besten der menschlichen Gesellschaft ist es aber zu hoffen, daß die Ursachen dieser unglücklichen Begebenheit von sachverständigen Männern noch genauer untersucht werden mögen. Man glaubt, daß wenn Herr Spalding dieses Unternehmen glücklich zu Stande gebracht hätte, man ihn sogleich nach Gibraltar gesandt haben würde, um

mehr als 400 metallene Kanonen, die den merkwürdigen 13ten September dort versenkt wurden, herauf zu bringen. Jede von diesen wäre blos als alt Metall betrachtet, wenigstens 200 Pf. Sterling werth.

Herr Spalding erzählte, daß, da er einst an einem sehr heitern Tage neben dem Royal George untertauchte, habe er alle Gegenstände so deutlich als über dem Wasser erkennen können; und daß die Menge der halbvermoderten Leichen, in so vielen verschiedenen Stellungen, wovon einige sich fest an die Lavetten angeklammert hatten, und andere unter denselben lagen, den schaudervollsten Anblick machten, den man sich denken kann.

Spanien.

Diese Nation ist schon lange, in Ansehung ihrer Sitten und Gebräuche, andern Nationen ein Gegenstand der Kritik, der Spötterey und zu gleicher Zeit des Bedaurens gewesen. Soll man einem der neuesten Reisebeschreiber *)

*) S. Figaro Reisen. Wohl zu merken, daß ein Franzose der Autor davon ist. —

dieses Reichs trauen, so weiß man in der That nicht, ob man diese ehemals so berühmte Völkerschaft mehr bedauren, oder sich über sie lustig machen soll. — Das Bild ist zu frappant, um es nicht hier unsern Lesern aufzustellen: —

„Der Spanier, (sagt unser Autor) besonders der Kastilianer ist mißtrauisch, still, nachdenkend, sehr ungesellig, äuserst argwöhnisch, scheut neue Bekanntschaft, und fürchtet Fremde wie Feuer. Ein Reisender, der mit Empfehlungsschreiben versehen ist, darf sich auf einige Traktamente und Rafrescos gefaßt machen, bey welchen der Hausherr so verlegen, so gezwungen und traurig ist, daß man vor Ungeduld und langer Weile leicht todt unter den Tisch fallen kann. —

Selten reden die Spanier einen an. Spricht man Französisch mit ihnen, so lachen sie einem unter die Nase, weil sie es nicht verstehen: und spricht man spanisch, so lachen sie wieder, denn sie hören schlecht.

Die Domestiken warten in der Weste und in Papilloten auf: sie sind alle so schmuzig garstig und schwarz, daß sie Eckel und Abscheu erregen: sie sind so klein, untersetzt, und verbuttet, daß es scheint, als ob sie die Natur absichtlich nicht hätte ausbilden wollen.

Die

Die Einwohner von Madrit sind große Liebhaber von geräumigen Wohnungen. Der Eingang des Hauses und vorzüglich die Treppe, sind die vorzüglichsten Schönheiten der Häuser.

Der Saal ist mit Gemälden, sehr niedern Sesseln und Stühlen, und Spiegeln, der übrige Theil des Hauses aber, mit zerbrochenen Spiegeln, mit zerrissenen Tapeten, Mäusefallen, und Spinnenweben meublirt.

So reich auch ein Spanier seyn mag, so findet man gemeiniglich nicht mehr als ein Bette im Haus, und dieses nur dem Titel nach ein Bett, ein Paradebett, worin niemand schläft. Der Mann schläft auf einem elenden armseligen Bette (grabat), die Frau auf eben demselben, oder auf einem andern: die Kinder liegen auf Strohmatten, und die Domestiken auf der Erde: im Sommer im Hof, im Winter im Stall. Die Frauen haben ein Zimmer, mit Stroh oder Blättern tapezirt.

Spanien ist mit Einsiedlern überschwemmt: es sind Leute, die von einer Stadt zur andern wandern, und ohne irgend einer Ordensregel unterworfen zu seyn, das feyerliche Gelübde thun, auf Kosten anderer zu leben. Man erkennt sogleich diese Landstreicher an ihrem sehr langen Bart, an ihrer Uniform von groben Tuch, an ihrem langen Rosenkranz, uud end-

lich an einem hölzernen oder gipsernen Marienbild, das sie allen Fremden und Vorbeygehenden zu küssen geben.

Diese Eremiten belagern die Wirthshäuser: die Bescheidensten bleiben im Hof, oder auf der Treppe: die andern gehen auf die Zimmer. Diesen Morgen waren drey vor meiner Thüre. Warum zwingt man diese Faullenzer nicht, zu Hause zu bleiben, und sich da zu beschäftigen, um sich die lange Weile zu vertreiben.

An dem Ufer des Manzanares, im Prado, am Thor von Arocha erwarten oder suchen die Einwohner von Madrit ihre Geliebten bey Nacht: bey Tag aber in der Kirche. Oft küßt man sich im Beichtstuhl, in der Kirche, im Betstuhl, und sieht die Spur davon noch auf den Lippen; zwanzig bis dreyßig paar Liebende vergessen oft Gott, die heilige Maria, die heiligen Engel, und die ganze Welt, und umarmen sich — am Hoch-Altar. Wie würden sich diejenigen, welche das Seufzen, das Geräusch der Küsse, die Bewegungen, Zuckungen der Liebenden für das schönste Schauspiel halten, freuen, wann sie in den Kirchen zu Madrit so viele junge verliebte Leute fänden. —

Madrit hat zwey Schauspielsäle, die auf allen Seiten ein elendes Aussehen, und so wenig-

nige und so enge Eingänge haben, daß man eine ganze Stunde zum hinein und wieder eine Stunde zum hinausgehen braucht.

Ausser einigen Stücken von Kalderon, Lopez, Moreto Solis, und einigen ins Spanische übersetzten Trauerspielen von Voltaire, Racine, werden nichts als Farcen vorgestellt.

Die Vorstellung dauert gemeiniglich drey Stunden, während solcher Lopez, Kalderon und andere die Komödianten die Reise um die Welt machen lassen: oft ist selbst die ganze Weltkugel zu klein für sie: Akteurs und Aktrizen begeben sich zuweilen in den Himmel oder in die Hölle, und bringen Heilige, Teufel und Apostel mit; mit denen sie tanzen, singen, lachen, weinen, sich herum prügeln, und so dem Stück ein Ende machen *).

Die Zwischenspiele sind durch die tonadillas unterhaltend. Es sind angenehme, aber etwas schlüpfrige Rollen; da giebts alle Augenblicke geraubte und wollüstige Küsse.

Die

*) Im Sant-Amaro, einem Trauerspiel, ich weiß nicht von wem, geht die Handlung in der Schweiz, in China, Geneve, Peru, in der Hölle, und endlich im Paradies vor, woraus Engel den König bringen.

Die Aktrizen sind sehr reizend.

Man sitzt im Parterre; man schwatzt da wie auf der Straße; auch vermißt man oft seine Uhr.

Priester, Mönche, Eremiten, Nonnen gehen ins Schauspiel: und zuweilen sieht man in einer und eben derselben Loge, Cocarden, Mönchskutten, einen entblößten Busen, einen geschornen Kopf, eine Hutfeder, einen Schleyer, runde, flache und mit Blumen besetzte Hüthe.

Auch nicht das geringste Kostume wird beobachtet: die Schauspieler sind auf dem Theater, als wenn sie zu Hause wären. Oft erscheint Tancred in einer Weste; Oroeman im Reitrock, Zaire in einer Nachthaube, und Bajazet ohne Turban. Die Garderobbe ist mit nichts als mit Peruquen, Handschuhen, großen Stiefeln, Bärten und Mänteln versehen.

Der Aktrizen sind wenig, und oft machen Mannspersonen die Rollen der Frauenzimmer. Zuweilen verstreicht eine Stunde, ehe der Vorhang aufgezogen wird, weil die Duegna, die Königin, die Subrette, oder die Liebhaberin noch nicht rasirt ist.

Das Parterre und die Logen sind unerbittlich: man pfeift aufs äußerste. Die Wache droht,

droht, schreit und schlägt zu, aber umsonst: müde von Schreyen und Zuschlagen, pfeift sie oft selbst mit. Gestern wurden von Anfang bis zu Ende des Stücks alle Akteurs ausgepfiffen, einen einzigen, zwar höchst elenden, aber sehr alten Schauspieler ausgenommen, den man gewiß seines hohen Alters wegen schonte.

Die spanischen Komödianten können vor Gericht Eyde ablegen, und Zeugen abgeben. Sie dürfen in die Predigt gehen, Messen hören und kommuniciren, wenn sie wollen, man läßt sie keinen Unterschied fühlen, und nichts beschimpft sie nach ihrem Tode. Die Spanier überlassen Gott das Urtheil, und die Bestrafung über ihr geführtes Leben, und sind nicht so dumm grausam *), der Asche, die nichts fühlt, sieht, und an allem unschuldig ist, eine Messe, einen Grabstein, ein ehrliches Begräbniß, und ein Creuz, zu verweigern.

Seit einem Jahrhundert sind die Autoda-fe's ziemlich selten: blos um das Volk zu ergötzen,

*) In England thut man noch mehr: fast zu der nämlichen Zeit, da wir die leblosen Ueberbleibsel der schönen Lecouvreur auf den Schindanger warfen, begruben die Engländer die Mademoiselle Oldfield in der Westmünsterabrey zwischen Karl dem II. und Marlborough.

ergötzen, die Scharfrichter nicht verrosten zu lassen, Gott eine Freude und Wohlgeruch zu machen, oder um vom Himmel Regen, schönes Wetter, Oliven und guten Wein zu erflehen, verbrennen die Spanier zuweilen einige Zauberer.

Vor ohngefähr zwey Jahren verbrannte man zu Sevilla ein schönes junges Weib, weil sie der Wahrsagerey beschuldiget, und überwiesen ward, bald mit Hexen getanzt, bald den Asmodi, Beelzebub, Zabulon, Astaroth und Lucifer in ihrem Bette erwartet zu haben, welche wechselsweise, auf ein verabredetes Zeichen zu ihr kamen, mit ihr speisten, und bey ihr schliefen.

Vor zwanzig Tagen wurde ein Schneider, auch ein Zauberer, aber glücklicher als jene, statt verbrannt zu werden, zu Prügeln verurtheilt. Vom Graf Olavides sage ich nichts, denn von ihm ist schon allzuviel erzählt worden.

Vorzüglich wählt die Inquisition den Neujahrstag zur Vollziehung ihrer Urtheile. Es scheint, als ob das heilige Officium Gott ein Neujahrsgeschenk damit machen wollte.

In der Dominikaner-Kirche wird den Beschuldigten der Prozeß gemacht, und das Urtheil vorgelesen. Unter einer Predigt führt man ihn auf den großen Platz, wo er die Mes-

se

se anhöret, kommunicirt und dann verbrannt wird. Man errichtet zu diesem Entzweck ein Schaffot, einen Altar und einen Scheiterhaufen. Ite missa est ist das Signal, um den Unglücklichen ins Feuer zu werfen. Man besprengt den Scheiterhaufen, den Altar, den Inquisiten, und das Volk mit Weyhwasser: singt das Miserere; und bey jedem Vers bringt der Scharfrichter das Kadaver in Ordnung, wendet ihn links und rechts um, und legt die Brände zurecht.

Die Spanische Legende wimmelt von Heiligen, die kein Land weder achtet noch kennt.

Wenn man dem größten Theil der Einwohner von Madrid glauben wollte, so haben sie alle einen Heiligen in ihrer Familie: und ich kenne hier zwanzig Frauenzimmer, die das unschätzbare Glück haben, Mütter, Schwestern, Basen, oder gar Witwen eines Heiligen zu seyn.

Eben hat man einen Mönch von dem Orden des heiligen Hieronymus kanonisirt, der seinem Orden treu blieb, nie aus seiner Zelle gegangen ist, nie ein Wort geredt, nie gelacht, nie seine Hände gewaschen, und nie seine Nägel abgeschnitten, blos um Gott zu gefallen, den Heiligen den Hof zu machen, und den Engeln schmutzige Hände mit Fingerlangen Nägeln zu zeigen.

Der Spanische Soldat bekommt täglich acht Sols. Er ist im ganzen genommen, so schmutzig, seine Waffen sind in so schlechtem Zustand, er ist so nüchtern, und lebt so schlecht, daß man nicht errathen kann, was er mit seinem Geld anfängt.

Sehr kurze, zerrissene, befleckte Monturen, zum Theil gepuderte, zum Theil ungepuderte Haare, schlecht gemachte Locken, ungleiche Zöpfe oder Katagans, benehmen den Regimentern allen den Reiz eines schönen Anblicks.

Der Spanische Soldat kann sehr lange, ohne zu murren, Hitze und Kälte, Strapazen und Hunger ertragen: er hat noch überdieß den Ruf, daß er den ersten Angrif tapfer aushält: aber so bald er sein Blut fließen sieht, oder sein Kamerad wird niedergeschossen, alsdenn weiß er nicht mehr was er thut, er verläßt seine Glieder, und betet. Das geschah wirklich in der Schlacht bey Ramilies, in der Lambardie, im Mayländischen, in Holland, und im Parmesanischen ꝛc.

Jedes Regiment hat seine Musik; demohngeachtet würde es so leicht nicht seyn, zu Madrid einen Tambour zu finden, der Tact hat, einen Tromperer der rein bläßt, und einen Hoboisten, der Mensur hält. Die Spanier haben noch nicht über den Einfluß einer gu-

guten oder schlechten Musik auf das Schicksal der Waffen nachgedacht *); sie haben noch nicht nachgerechnet, wie viel tapfere Leute durch ihre Tambours und Pfeifer ohne musikalisches Ohr ums Leben gekommen sind: sie wissen nicht, daß wenn auch der König von Preußen einen großen Theil seiner Größe, seiner Thätigkeit, seinen Kriegstalenten, seinen schnellen und heimlichen Märschen, seinen Generalen **), der glücklichen Wahl seiner Lager zu danken hat: er doch die Siege bey Roßbach, Liegnitz, Torgau, seinen Tromperern und ihren Stücken, seinen Clarinettisten, seiner deutschen Musik schuldig ist, deren volle, kernhafte, nervigte und kriegerische Töne, in die Seele dringen, sie erschüttern, trunken machen, und sie zwingen in den Streit zu gehen, und den Tod ohne Furcht in die Augen zu sehen.

Der Spanische Soldat desertirt selten. Ausserdem daß er seine Religion, sein Vaterland liebt, und an sein Clima gewöhnt ist; weiß er, daß ihm keine Macht besser, selbst nicht einmal so gut bezahlt.

Die

*) Nie würden die Anglo-Amerikaner ohne ihre vortrefliche Musik die Hauptschlachten bey Germaintown, Brindiwin, Wrentow gewonnen haben.

**) Vorzüglich seinem Bruder Heinrich.

Die Preußische Disciplin ist bis über die Pyrenäen gedrungen. Der Exercierplatz zu Madrit erschallt von Fuchteln und Stockschlägen.

Ausserdem daß die Gefängnisse in Spanien weit finsterer und enger sind, als die unserigen, fesselt man diejenigen, die man hineinsteckt, so sehr an, daß sie sich nicht rühren können. In dem Criminalgefängnisse von Madrit sah ich drey Condrebandiers auf eben diese Art angeschmiedet; und vielleicht sind in eben dem Augenblick, da ich von ihnen spreche, diese Unglücklichen noch immer in dieser unbeweglichen Stellung, und in der Lage, in der ich sie fand.

Es giebt sehr viele Narren zu Madrit. Liebe, Religion, und heißes Klima verdrehen den Spaniern die Köpfe.

Die Spanische Tollheit ist von einer ruhigen Art. Unter hundert Thoren, die in kleinen Behältnissen eingeschlossen sind, waren nur drey Rasende, die übrigen redeten ungereimtes Zeug.

Jeder Spanier betrachtet die Mutter Gottes, wie eine Verwandtin, Freundin, wie ein allmächtiges Weib; das stets bereit ist, ihn zu erhören, und sich nur mit seinem Glück beschäftigt. Daher geht der Name

Ma-

Maria, unaufhörlich von Mund zu Mund, und wird bey allen Komplimenten, Wünschen, und Bitten gebraucht. Der Spanier mag schreiben, reden, anführen, erzählen, was er will, so ist es immer die heilige Jungfrau, die er zum Zeugen anruft. Die Frau betrügt ihren Mann, das Mädchen liebt ihren Liebhaber, nimmt Briefe an, und beantwortet sie, giebt ihm eine Haarlocke, schickt ihm ihr Portrait, und bewilligt eine geheime Zusammenkunft, alles im Namen der heiligen Jungfrau. Der erste Seufzer, der erste Laut ist der Maria geheiligt.

Das Portrait, das Bild, die Silhouette der Maria erblickt man in allen Winkeln, auf allen Strassen, und auf allen Plätzen, in allen Häusern von Madrit: man sieht sie überall. Es ist unerhört, wie viel Blätter, Blumen, Hollunder, Taffet, Galanterie verschwendet werden, um die Maria zu schmücken, vor Regen zu sichern, und zu bekränzen, und zu krönen: es ist unerhört, wie viel Hände beschäftigt sind, ihre Hauben zu stecken, ihre Kleider zu garniren, ihre Bänder zu mahlen, und ihre Manschetten zu verfertigen.

Die Spanische Marine besteht aus sieben Schiffen vom ersten, aus ein und vierzig vom zweyten, und aus eilf vom dritten Rang. Ausserdem haben die Spanier noch vier Bom-

bardiergalioten, zwey Goalets, sieben halb Galeren, acht Hucker, drey Brigantinen, eine Corvette und sieben Packetboote.

Wie man sieht, so ist diese Marine nicht so furchtbar, als man vielleicht glaubt, und die Spanier handeln hierin nicht klug.

Sie haben keine andere Existenz, als zu Meer, und auf Meer. Sie besitzen in Amerika sieben tausend Meilen Seeküsten: und in Asien haben sie ungeheure Besitzungen. Diese müssen geschützt, vertheidiget werden. Hundert vier und vierzig Schiffe können nicht dazu hinlänglich seyn. —

Schon seit undenklichen Zeiten ist die Siesta in Spanien mode: stets waren die Spanier die grösten Schläfer auf der Welt. Die Hitze des Klima hat keinen Antheil daran. In Afrika, in der Kafferey, unter den Wendezirkeln, an den Küsten des rothen Meers, an der Mündung des Missisippistromes, zu Goree, ist es zuverläßig achtmal heißer als zu Madrid: und die Caffern, die Topinampoux, die Esquimaux, die Patagonier, und die Negern, die unter dem heisten Erdgürtel wohnen, schlafen gemeiniglich sehr wenig. Aber die Aerzte sind es, die ausdrücklich die Mittagsruhe empfehlen. Die Spanier sagen, schlafe oft, schlafe lang:

und

und behaupten, daß der Schlaf, daß die Sieste die Verdauungssäfte erzeugt, die Verdauung beschleunigt, und daß Galen und Hippokrates nach Tische geschlafen, und Aesculap selbst ein oder zwey Stunden Sieste gehalten hätten.

Meinetwegen mögen Galen und Hippokrates geschlafen haben oder nicht; mich kümmerts nicht. Aber dieß ist gewiß, daß der Gebrauch der Sieste sehr alt ist, und daß schon Augustus nach Tische schlief, allein Augustus, der spät und lang speiste, sich alle Tage betrank, und nach dem Nachtisch schlechterdings unfähig war, einen verständlichen Ton hervorzubringen, und Schüsseln, Teller, Messer und Gläser nicht mehr zu unterscheiden im Stande war, that recht wohl daran, wenn er sich schlafen legte.

Aber die Spanier, die um zwölf Uhr speisen, viel zu sich nehmen, geschwind essen, die Speisen fast gar nicht kauen, wenig dazu trinken, sollten sich lieber nach Tisch Bewegung machen.

Edikte und Verordnungen werden hier durch den Tambour und Scharfrichter publicirt. Eine sonderbare Gewohnheit! Ich habe mich bemüht den Grund davon einzusehen, allein es war mir unmöglich; ich fragte

um die Ursache, aber niemand konnte mir eine angeben. Was für ein Ansehen, was für ein Gewicht kann irgend ein Edikt haben, wenn es aus dem Munde eines Scharfrichters, eines unehrlichen Kerls kommt.

Weder die wollüstigen pyrrichischen und durch die Römer so bekanntgewordenen Tänze der Alten, noch die Pantomimen, von denen Homer sagt, noch die durch Dionys von Halicarnas so berühmten Tänze der Salier, kommen je dem Fandango gleich. Ich wette, selbst der strengste Einsiedler, der nichts als Gemüse ißt, unter allen am meisten betet, fastet, sich geißelt, könnte nicht den Fandango tanzen sehen, ohne zu seufzen, zu wünschen, ohne ~~sein~~ härenes Kleid, seine Disciplin, sein Brevier, seinen Orden zu verwünschen, wenn anders der Fandango gut, von einer Julie Formalaguez getanzt wird. Kopf, Arme, Füße, der ganze Körper scheint sich nur darum zu bewegen, um Erstaunen, Bewunderung und Wollust zu erregen: dann würde ein Anachoret sich nicht mehr halten können, er würde ganz außer sich kommen, und seinen Verstand verlieren. Sein Herz würde klopfen, er würde verlangen, die ganze Welt bedauren, und sein Gemüse, seine Kutte, und seine Schuhe zu allen Teufeln wünschen.

So schwärmerisch und abergläubig auch die Spanier sind, so groß auch die Anzahl der Prozessionen, Missionen und Benedictionen ist, so sind doch die Einwohner zu Madrit nicht so andächtig, als man vielleicht denkt. Hier ist wie überall Andächteley, nur die Eigenschaft der Alten, betrogener Stolzen, und bejahrter Matronen.

Madrit hat studirte Personen, gelehrte Schüler, und unermüdende Compilatoren in Menge, die ohne Unterlaß politische, physische, chymische Gedanken zusammen zu schreiben beschäftigt sind, und von unnützen Büchern neue Ausgaben veranstalten.

Von Zeit zu Zeit werden in Spanien Genies geboren, aber ihre Geburt wird wie ein allgemeines Unglück betrachtet: man umgiebt ihre Wiege mit so viel giftigen Insekten, daß ein entstehendes Genie so gut als ein todgebornes Kind ist. In diesen so fruchtbaren Gegenden ist jedes Genie ein Wunder: man läßt es nicht groß werden: man erstickt es in seinen Windeln; und läßt es nie so hoch wachsen, daß man es nicht mehr erreichen könnte: Genies müssen mittelmäßige Leute bleiben.

Fast alle Einwohner zu Madrit, (das Volk versteht sich) sind so zu sagen geborne Pilger, bringen ihr ganzes Leben mit Wallfahrten

nach St. Jago de Compostell, zu unserer lieben Frauen, an Mont Serrat, zu unserer lieben Frauen am Pfeiler, und zu unserer lieben Frauen zu Loretto zu. Gangannelli, der nie seinen Pantoffel jemand zu küssen gab, ohne die Achsel zu zucken, wollte alle diese Wallfahrten abschaffen. Dieser philosophische Papst wußte gar wohl, daß Gott, die Jungfrau Maria und alle Heilige, Vagabunden verabscheuen; er wußte auch eben so wohl, daß die am Meeresufer zu Corogne oder Compostell gesammelten Muscheln nicht geschwinder und besser vor Augen- Zahn- und Ohrenweh helfen, als die Muscheln, die man zu Cadix, Kamale, Malaga und St. Malo findet. Dieser Papst hatte noch außerdem von seinem Fenster aus gesehen, wie die Pilger, und Pilgerinnen über die Hecken sprangen, Geflügel stahlen, Früchte einsteckten und verderbten, das Getraide mit Füßen traten, sich im Walde versteckten, und vergaßen, daß der Heilige Jakob sie bemerkt, mit den Augen verfolgt, und alles durch die Aeste sehen kann.

Man findet hier, wie überall, süße Herren, die, wie ihre Brüder jenseits der Berge, ihre Hunde, Jockeis, Pferde, Schulden, rothe Absätze an Schuhen, große Hüthe, einen Buckel und ein kurzes Gesicht haben.

Unter

Unter allen Thorheiten hat die Thorheit, blind zu seyn, am meisten ihr Glück gemacht. Gute Augen sind der Antheil des gemeinen Pöbels geworden; und wenn ein Grenadier mit einem Blicke den ganzen weiten Horizont überschauen, und in der Nacht die Sterne sehen, und zählen kann: so braucht sein Hauptmann und sein Lieutenant, um die Compagnie zu mustern, ein Fernglaß, und um die Thüre seiner Bewohnung wieder zu finden, einen Hund, Wegweiser, oder Stecken, wie ein Blinder.

Es ist unterhaltend, an Festabenden das Volk in der Kirche und im Beichtstuhl zu sehen. Es ist beynahe eine Unmöglichkeit, die Rippenstöße und Ohrfeigen zu zählen, die in weniger als zehn Minuten ausgetheilet werden: noch lächerlicher macht diese zu gleicher Zeit ärgerliche und lustige Scene, die Ankunft eines Grands oder Hidalgos, welcher, begleitet von einem Bedienten, der ein Polster trägt, die Menge zertheilt, die Streitenden aus einander bringt, den Streit endigt, und zuerst im Beichtstuhl tritt, wo er auf sein Kissen kniet, und nach Bequemlichkeit seine Beichte ablegt.

Alterthümer von allen Arten findet man in Spanien. Aber niemand achtet ihrer. Was kümmert mich, sagte einst ein Spanier zu mir, die Stadt Herculaneum, die Ruinen

von Palmyra, und die Marmor von Arundel, wenn nur meinem Beichtvater das Essen schmeckt.

Zu Sparta peitschten jährlich die Frauen im Tempel der Venus die ledigen Mannspersonen mit Ruthen. Wenn dieses Gesetz des Lykurgus in Spanien aufkäme, so würde es in Madrit, an Armen und Ruthen fehlen, um alle die Mannspersonen zu züchtigen, die sich nicht verheyrathen. Vor einem Bündniß, das nur der Tod zerreißen kann, entsetzt sich der Spanier. In Madrit sind die Ehen etwas seltenes; und in zehn Jahren werden sie es noch mehr seyn, man wird sich noch eine, zwey, drey Maitressen halten, wird sie so lange behalten, als sie zu gefallen wissen, und sie fortschicken, wann sie nicht mehr gefallen. Die so süßen Namen Vater, Mutter, Kinder werden aus der Sprache vertilget werden, und der Staat wird künftig der Vater aller seyn.

Die Regierung besoldet eine Menge Redner und Professoren, die hier, wie überall, den Kopf ihrer Schüler mit lateinischen Wörtern, griechischen Wurzeln, und arabischen Versen anfüllen. Wird die Sucht den Kindern so viel unützes Zeug lernen zu lassen, denn noch lange dauren? Wird man nicht endlich einmal einsehen, daß unsre Lehrer Thoren gleichen, die ihr Zimmer mit so viel Schutt, Koth

und

und Lumpen anfüllen, daß kein Plaz weder für einen Stuhl, noch für ein Bett, noch für einen Wasserkrug bleibt?

Nichts setzt einen Fremden mehr in Erstaunen, als die geschickte Art, mit der hier der niedrigste Handlanger einen Ritter von St. Jakob, St. Karl, Montesa, Alcantara behandelt. Jeder Ritter muß dem geringsten Bauern auf dem breiten Steine weichen, wenn er nicht einer üblen Begegnung ausgesetzt, herabgestoßen, und in die Rinne geworfen seyn will.

Der Graf von Aranda ist jetzt der einzige Mann, auf den die spanische Monarchie stolz seyn kann. Er ist der einzige Spanier unsrer Zeit, dessen Andenken verewigt zu werden verdient. Er ist es, der an der Verfertigung eines neuen Gesetzbuches arbeiten lassen wollte: er ist es, der den Vorschlag that, alle Religions-Partheyen, ohne Ausnahme, in Spanien zu dulden: Er ist es, der auf alle Tempel, und in einer Einfassung die Namen Calvin, Luther, Confucius, Mahomet, Priester Johann, Gott Xaxa, Lama, Wilhelm Pen wollte einhauen lassen. Er ist es endlich, der von den äussersten Gränzen von Navarra, bis zu der Meerenge von Cadix publicieren lassen wollte; daß die Worte Torquemada, Ferdinand, Isabelle, Auto-

da-

da, fes künftig Gotteslästerungen gleich geachtet werden sollten. Der Graf Aranda wollte auch alle Schätze der Heiligen, die Garderobbe und das Vermögen der heiligen Jungfrau verkaufen, und die Reliquien, Kreuze, Leuchter ꝛc. in Brücken, Kanäle, Wirthshäuser und Chausseen verwandeln lassen.

Ich bin eben von einem Original rasirt worden; er sang, plauderte, und putzte meinen Bart unter schrecklichen Grimassen ab. Ja, wenn er mich gut, geschwind rasirt hätte; aber so brauchte er volle Dreyviertelstunden. Wenn Martial sagte: „Mein Barbier rasirt so langsam, daß, bis er mit der einen Seite fertig ist, auf der andern schon wieder der Bart gewachsen ist:“ so wurde er sicher von einem spanischen Barbier rasirt.

Es ist ein mächtiger Unterschied zwischen dem Spanischen und den übrigen Buchhändlern in Europa, die einen machen ihr Glück mit dem Wegweiser der Sünder, die andern mit der Philosophin Therese. Die Inquisition hält die erstern in Zaum, und die Policey ist die Inquisition der andern. Der Theologe Saa hat mit dem Kommentar über den heiligen Hieronymus und die Erklärung des heiligen Bonaventura funfzig tausend Piasters zu Madrit gewonnen: und die französischen Buchhändler verweigerten hundert Thaler für

die

die Manuscripte des Herrn de Paw, der ohne Ausnahme der erste Geschichtschreiber, der vorzüglichste Politiker, und der größte Mann dieses Jahrhunderts war.

Die Mohren brachten die Zitter nach Spanien. Sie ist das Nationalinstrument. Manns- und Weibspersonen, Greise und Kinder spielen die Zitter. Es ist das angenehmste, sanfteste Instrument für die Nacht. Die Nacht war überall und allezeit für die Instrumente bestimmt, und ihr hat die Zitter ihren Reiz, ihre Würkung, ihre Zauberkraft, und ihre rührendsten Accorde zu verdanken.

Wenn man zu Madrit in eine Kirche geht, so kann man einige Minuten lang nichts sehen, nichts unterscheiden, denn man wird blind von Gold und Silber. Diese Pracht macht die Spanier um nichts frömmer, gerechter oder besser.

Es ist nichts schöners, als Palläste großer Herren zu sehen, die allen Fremden offen stehen. Zum Unglück ist diese von den Stoikern so sehr empfohlene, und von den Galliern, Deutschen, Römern, Celten, und den atlantischen Völkern so streng beobachtete Gastfreundschaft bey uns ganz unbekannt; und am meisten in Spanien, wo sie gerade am nöthigsten wäre. Die Wege sind

elend,

elend, die Wagen unbequem, ermüdend, schwerfällig, die Stationen lang, das Klima heiß, die Luft scharf, man ist müde, durstig, hungrig, man brennt vor Begierde anzukommen, zu essen, zu schlafen; man würde eine gute Mahlzeit, ein gutes Bette, einen nahen Ort mit Gold bezahlen, und zum öftern findet man bey seiner Ankunft in den Wirthshäusern weder Stroh noch Brod: man muß Hunger leiden, auf der Erde oder auf einem Stuhl schlafen.

Jedermann hat schon von der schlechten Policey der Engländer in Rücksicht auf die Landstraßen reden hören: jedermann weiß, daß man in England, so wie in der Türkey und Persien nicht reisen kann, ohne Gefahr zu laufen, bestohlen zu werden: gerade so ists auch in Spanien.

Nicht als ob der Häscher zu wenig wären: nein: da sie aber schlecht besoldet werden, kein vereinigtes Corps ausmachen, und die Regierung sich nichts um sie bekümmert, so halten sie es für weit einträglicher, sich mit den Räubern zu verstehen, und die Beute mit ihnen zu theilen.

Alle Diebe in Spanien sind in Pilger oder Eremiten verkleidet: sie nehmen den Vorwand und erkundigen sich nach dem Weg,

oder

oder fragen, wie viel Uhr es ist, oder betteln, und setzen sodann einem das Pistol auf die Brust, bestehlen ihn, und morden ihn gemeiniglich. Sie haben nicht mehr Mühe dabey, ein Kadaver ist vielmehr leichter geplündert, und verräth nichts.

Man kann in jeder Stadt eine Begleitung bekommen; aber ausserdem, daß sie äußerst viel kostet, im Voraus bezahlt werden muß, und auf dem halben Weg sich verabschiedet: ist es möglich, daß sie mit den Häschern und Dieben einverstanden sind: und so ist es eben so sicher, sich ihrer zu enthalten.

Alte und garstige Frauenzimmer ausgenommen, die ohne hin niemand rühren, und in Versuchung bringen, lassen die spanischen Räuber dem schönen Geschlecht Gnade wiederfahren; anstatt das sie verirrte Mädchens, oder Hirtinnen bestehlen, begleiten sie dieselbe; beschenken sie mit Sträussern, Geld, Bändern, und führen sie ins Gehölze, wo diese Nichtswürdigen der Reihe nach an diesen Unglücklichen ihre Wollust und Begierden befriedigen.

Wenn Spanien an Banditen einen grössern Ueberfluß hat, als andere Länder, so muß man dem äußersten Elend des Vols, dem Mangel der Arbeit Schuld geben; man muß den tiefen Schlaf der Kerkermeister anklagen,

die

die ein Erdbeben selbst nicht erwecken könnte, und die einigen privilegirten Gefangenen bewilligte Erlaubniß, an ihre Fenster, Säcke oder Körbe hängen zu dürfen, worein ihre Verwandten, Freunde oder Mitschuldige Stricke, Feilen, Brecheisen legen. Mit solchen Werkzeugen versehen, können diese Gefangene aus dem Gefängniß entwischen, wann sie wollen: oft werden in einer einzigen Nacht ganze Gefängnisse leer: nnd alle diese Entlaufenen gehen nun in die Wälder.

Die sehr geringe Anzahl von Arbeitshäusern für starke Bettler, bevölkert auch die Landstraßen. Ueberall und zu allen Zeiten waren das Laster, und der Diebstahl eine Folge des Zustandes der bürgerlichen Gesellschaft, und wurden die einzige Zuflucht eines Menschen, der keine Arbeit, kein Vermögen hat, und den doch hungert. — — — —

Welch ein Gemälde! — —

Sparta.

Lacedämon, oder vielmehr Sparta, hatte seine Weisheit dem Lykurg zu verdanken, der für die jungen Leute den Plan einer Erziehung ent-

entwarf, den man noch für das schönste Denkmal des Alterthums ansieht. Ich will nur einige Züge von diesen berühmten Einrichtungen zu Athen und Sparta anführen, woran die Farben ihren ganzen ersten Glanz, der vielen Jahrhunderte ungeachtet, erhalten haben.

Die Ammen zu Sparta bedieneten sich keiner Windeln ihre Kinder einzuwickeln, wie wir. Die Mütter giengen selbst mit auf das Schlachtfeld ihre todten Söhne zu erkennen: und sie tödteten diejenigen, welche keine Herzhaftigkeit gezeiget hatten. Bey den herrlichsten Siegen opferte die Republik blos einen Hahn: und die Ehre einer Grabschrift bewilligte sie nur den Männern, welche mit den Waffen in der Hand waren getödtet worden, und den Weibern, welche in Kindesnöthen gestorben waren. Die Mädchens ließen sich, wider den Gebrauch Griechenlands, mit aufgedektem Angesichte sehen, und sie fochten bey den öffentlichen Leibesübungen mit den jungen Mannspersonen in einem Zustande, den mir die Schamhaftigkeit zu beschreiben verbietet. Die Weisheit dieser Jahrhunderte hatte wider die Eindrücke der Natur noch kein sicherer Mittel gefunden, als die Sinne an ihren reizendsten Anblick zu gewöhnen.

Allein nach der Hochzeit nahm die strengste Schamhaftigkeit alle ihre Rechte wieder ein: Der Mann konnte seine Frau nicht anders als heimlich besuchen; ja er mußte sogar die Schlingen zu vermeiden suchen, welche man ihm auf allen Seiten legete, um ihn zu überraschen; denn Lykurg dachte, daß keine sinnreichere Schule seyn könnte, um seine Leute in Ausdenkung der Kriegslisten zu üben, als die Schule der Liebe. Dieser berühmte Gesetzgeber wollte auch, daß man sich von dem Muthe der Tapfern durch die schrecklichsten Proben überzeugte; und dieses war der Grund, warum man die Lacedämonier noch in ihrer Kindheit auf dem Altare der Diana bisweilen bis auf den Tod mit Ruthen strich, gleichwohl erlaubte Lykurg der so gerühmte, und in unsern Tagen so hochgeachtete Weise, den Diebstahl, wenn er nur auf eine feine Art ausgeübet wurde. Ich irre mich vielleicht, allein es war meines Erachtens ein wenig zu viel unternommen, in einer und eben derselben Stadt Helden und Räuber bilden zu wollen.

Also brachte Lacedämon seinen Bürgern einen patriotischen Enthusiasmus bey, oder um mich richtiger auszudrücken, eine republikanische Raserey, deren beynahe unsinnige Hitze sich mit dem Blute vermischete. Um sich aber zu überzeugen, daß bey dieser Liebe des Vater-

lan-

landes weniger Herzhaftigkeit als Grausamkeit war, so darf man sich nur des Gesetzes erinnern, welches zu Lacedämon die verhaßtesten Kriegslisten zu Tugenden machte, und die größten Betrügereyen mit dem Namen List belegte. Man darf sich nur der Ehrenbezeugungen, des Triumphs erinnern, welche eben dieses Gesetz den Streitern bewilligte, welche über die Feinde vermittelst der Dunkelheit der Nacht einigen Vortheil erhalten hatten. Die Römer dachten edler: sie bewilligten den Triumph blos den Kriegern, welche am hellen Tage und im freyen Felde gefochten hatten.

Die Lacedämonier kannten übrigens keine andern Tugenden als diejenigen, welche ihnen nützlich waren: daher die Tugend, wenn es sich so auszudrücken erlaubet ist, für sie ganz und gar in den Mauern ihres Vaterlandes eingeschlossen war. Gewiß Lacedämon schätzete die Tugend nur in so fern, als sie dem Staate vortheilhaft war, und niemals um ihrer selbst willen und wegen ihrer wesentlichen Schönheit. So viel Großmüthigkeit war von den Herzen der Spartaner eben so weit entfernet, als von ihren Sitten, welche bis zur barbarischen Grausamkeit hart und unbarmherzig waren. Die Wissenschaften und Künste waren aus Sparta verbannet, und man mußte es dem seltsamsten Einfalle zuschreiben, daß man in unsern Tagen

dem großen Geschmacke an der Unwissenheit Lobsprüche gab. Alle Kenntnisse der Lacedämonier bestunden also darinne, daß sie fechten und ihre Liebe zur Freyheit beweisen konnten: die Gerechtigkeit und die Gastfreyheit aber hatten bey ihnen weder Tempel noch Altar. Da sie gewohnt, und so gar durch ihre Gesetze gezwungen waren, die Billigkeit, die Treue, die Menschlichkeit, dem Vaterlande aufzuopfern, welches ihre einzige und höchste Gottheit war; was hätten sie mit der Gerechtigkeit, mit der Gelindigkeit, und mit den an allen andern Oertern heiligen Rechten der Gastfreyheit machen sollen?

Lykurg hatte den Gebrauch des Goldes und des Silbers verbannet. Alle Artikel seines blutbegierigen Gesetzbuches zieleten blos dahin ab, ihnen die Sorge für ihre wechselsweise Vertheidigung, einen Haß gegen alle andere Völker beyzubringen; und man muß gestehen, daß diese drey Gegenstände der Unterweisung, in einer so eingeschränkten Republik, wie Lacedämon war, von der größten Wichtigkeit sind. Ohne an der Art von Enthusiasmus Antheil zu nehmen, welchen der bloße Name des Lykurg seit einigen Jahren erregt, will ich also ganz unpartheyisch sagen, daß die Erziehung von Sparta, und die Sitten seiner Einwohner, eine Mischung von Erhabenen und

Schrecklichen in sich zu fassen scheint, welches meine Seele erhebet, mich erhitzet, und machet, daß mir vor Abscheu die Haut schaudert: ich will sagen, wenn in Lykurgs Gesetzgebung Weisheit ist, so ist auch zugleich eine Unmenschlichkeit darinne, welche mein Herz empöret.

Was sollte ich auch einer Verordnung für einen andern Namen geben, welche den Vätern erlaubte, diejenigen von ihren Kindern zu erwürgen, welche nicht recht gesund, übel gebildet und nicht sonderlich geschickt zu seyn schienen, die Beschwerlichkeit des Krieges und die Leibesübungen auszuhalten? Was für einen Namen sollte ich Einrichtungen geben, welche allen Wohlstand beleidigen, und allen äußerlichen Schein der Schamhaftigkeit verbanneten? Ich werde es ohne Furcht sagen: Sparta opferte die wesentlichsten Lektionen der Weisheit, der Beobachtung der Tugenden auf, welche sein Gesetzgeber für die geschicktesten gehalten hatte, die Stärke des Staats beständig zu erhalten. Lykurg hatte das Gebäude seiner Gesetze auf den gefährlichen Boden aufgeführet: ich meine, seine Einrichtungen, Verordnungen und Vorschriften verbargen eine Anlage zur Atheisterey, welche einen um so viel größern Fortgang gewann, da sie das Volk annahm, ihr folgete und sich ohne es gewahr zu werden, darnach richtete.

Der Wiederhersteller von Sparta hat dieses mit allen andern Gesetzgebern gemein, da er blos schädliche, ohnmächtige, oder lächerliche Götter als Gegenstände des Gottesdienstes und der Religion fand, daß ihn die Verachtung, womit er sie belegte, zur Atheisterey verleitete. Da er zu klug war, als daß er die Lacedämonier hätte verbinden sollen, Gottheiten anzubeten, zu fürchten und ihnen zu dienen, welche in seinen Augen so verächtlich waren: so glaubte er an die Stelle dieser Wesen, woran er nicht glaubete, eine besondere Tugend setzen zu müssen, welche in die Augen fallender, nützlicher und leichter zu erkennen wäre; er machte die Vaterlandsliebe zu einem Gotte, damit sich seine Mitbürger an diesen Abgott halten, und an statt unempfindliche und taube Götter anzurufen, beständig und in allen Umständen dem Genie der Nation, als dem einzigen Gotte von Sparta opfern möchten.

Nach den Gesetzen des Lykurgs, und dem Karakter des Volks, welchen er gebildet hatte, war Lacedämon in einem beständigen kriegerischen Zustande; und dieser Zustand, der ihm in der Folge natürlich wurde, ist ohne Widerrede allen Grundsätzen des Völkerrechts zuwider, als welches ihn ausdrücklich verwirft: allein die Liebe zu den Gefechten, oder, wenn ich mich so ausdrücken kann, das kriegerische

Genie,

Genie, wurde in dieser Republik so hoch gehalten, daß die Zucht in den Sitten im Lager eben so ungebunden, als sie in der Stadt strenge war.

Jedermann weiß, daß die Lacedämonier in Friedenszeiten, die Leibesübungen ausgenommen, in dem größten Müßiggange lebten: jedermann weiß, daß man ihnen in den übrigen Theilen von Griechenland vorwarf, daß sie sich blos bey der Armee und im Kriege zu beschäftigen wüßten. Auch war es ihnen nur alsdenn erlaubt, die natürlichen Annehmlichkeiten, die sie von der Natur hatten, zu kultiviren; nur bey der Armee konnten sie sich putzen und ihre Haare frisiren: die übertriebene Strenge, welche ihnen in den Mauren von Sparta diese Beschäftigungen untersagte, war so groß, daß sie sich bey den allerhärtesten Strafen genöthiget sahen, sich alles dessen zu enthalten, was ihren Neigungen und Begierden hätte schmeicheln können.

Dieser Zwang war zu hart, weswegen sie sich den Lastern und der Hitze ihrer Leidenschaften um so viel heftiger überließen, welche sie so heimlich befriedigten, als es ihnen nur möglich war, damit sie sich nicht der öffentlichen Censur und dem allgemeinen Unwillen aussetzten.

Eure Weiber sind in ihrer Kleidung so unanständig, sagte ein Griechye zu einem Lacedämonier, oder, besser zu sagen, es ist so viel Unverschämtheit in ihrer Blöße, daß es gar nicht möglich ist, daß sie sich von der Schamhaftigkeit und von der Keuschheit einen Begriff sollten bilden können. Sie sind keusch, antwortete der Spartaner gravitätisch, in dem wichtigen Tone, den seine Mitbürger öffentlich annahmen; sie besitzen Schamhaftigkeit, weil sie, ob sie schon ganz nackend sind, mit dem heiligen Schleyer der öffentlichen Ehrbarkeit bedecket, öffentlich erscheinen.

Man hat noch nicht aufgehört, diese Antwort zu bewundern, welche mir doch abgeschmakt und in allem Verstande falsch zu seyn scheinet, wenn man den Schrifstellern des Alterthums glauben kann, und sogar denjenigen, welche den Spartanern am günstigsten sind. Selbst Aristoteles, der in den Sitten und in den Gesetzen dieser Republik nichts als Gegenstände der Bewunderung und der Hochachtung wahrnimmt, hat sich nicht enthalten können, in seinen Büchern von der Politik zu sagen, daß die Lacedämonierinnen, ihrer vermeintlichen Größe in den Gesinnungen, und dieses Schleyers der öffentlichen Ehrbarkeit ungeachtet, so wohl in Absicht auf die Sitten, als in Absicht auf die so gerühmte Tapferkeit,

eben

eben nicht viel ausserordentliches gethan, und daß sie sich bey dem Einzuge der Thebaner in ihre Stadt nicht anders als sehr gewöhnliche Weiber aufgeführet hätten.

Meiner Meynung nach war Lacedämon also nur unter gewissen Gesichtspunkten schätzbar, und es war gleichsam nur geschickt, im Durchschnitte betrachtet zu werden. Es war vortreflich; es war einzig und allein in der strengen Lebensart berühmt; die Art sich auszudrücken war bey seinen Einwohnern kräftig und nachdrücklich, ihre Mäßigkeit bewundernswürdig, und so gar zu sehr übertrieben, wenn sie recht genau wahr seyn sollte; die Strenge ihres Aeußerlichen, war in die Augen fallend; ihre Enthaltsamkeit von den unnützen Vergnügungen mehr als philosophisch: die Verachtung, welche sie gegen die Reichthümer hegeten, würde verehrungswürdig gewesen seyn, wenn sie weniger eitel und weniger übertrieben gewesen wäre; ihr Patriotismus würde endlich heroisch geschienen haben, wenn er weniger heftig und weniger schwärmerisch gewesen wäre.

Allein wären diese Eigenschaften auch so wahr gewesen, als sie affectirt waren, so wollte ich mich nicht sehr darüber wundern; denn je mehr das Genie einer Nation in eine kleine Anzahl von Tugenden eingeschränket ist, desto mehr liegt ihm auch daran sie zu erhalten, und

sie eifrig, muthig, und sorgfältig auszuüben. Wäre Lykurg später gekommen, und hätte vor fünf oder sechs Jahrhunderten in London gelebet, so würde er sich wohl gehütet haben, den Engländern eben die Gesetze zu geben, die er in Sparta bekannt gemacht hatte: so sehr er den Lacedämoniern die Reisen vor schädlich hielt, eben so nothwendig würde er sie für das Glück der Engländer gehalten haben. Er dachte sehr weise, als er seinen Mitbürgern die Reisen, die Eroberungen und vornämlich allen Umgang mit fremden Völkern verboth: denn da die Einrichtung in seiner kleinen Republik eine gezwungene Strenge, wenn man so reden kann, eine Rauhigkeit in den Sitten, die nichts weniger als natürlich war, zum Grunde hatte, so würde die Vermischung der Sitten die Weisheit derselben gar bald verderbet haben. Vonnöthig hat die Stärke seiner Einrichtung blos der beständigen Sorge zu verdanken, welche es nach dem Beyspiele von Sparta angewendet hat, die fremden Gewohnheiten aus dem ganzen Umfange seiner Herrschaft zu entfernen.

Gleichwohl scheint es mir, so weise auch die Vorsicht des Lykurgs war, daß es ein großer Fehler in seiner Gesetzgebung war, daß er den Lacedämoniern blos einen verdrießlichen, wilden und heftigen Patriotismus gegeben, und daß er sie nicht durch angenehmere

Ket-

Ketten, durch die Annehmlichkeiten der Gesellschaft an das Vaterland zu fesseln gewußt hat. Denn so strenge auch die Policey und die Censur zu Lacedämon waren, so scheint mirs doch, daß diese von dem Lykurg eingeführten öffentlichen Mahlzeiten gar nicht fähig waren, die Bürger, vornähmlich aber die jungen Leute, wegen der Annehmlichkeit der besondern Freundschaften, die ihnen untersagt waren, und wegen der Vergnügungen in den Privatgesellschaften, welche ihnen nicht einmal erlaubt waren, schadlos zu halten. Konnten nicht Mahlzeiten, die beständig gemeinschaftlich eingenommen wurden, Leuten, die so lebhaft wie die Griechen waren, verdrießlich und sehr abgeschmakt scheinen?

Ich weiß, daß die Regierungsform eines Königreichs, so klein man es auch annimmt, von einer kleinen Republik ihrer sehr verschieden ist, und daß es nicht allzuvernünftig seyn würde, wenn man die Gesetze von Lacedämon mit denen von Persien oder Macedonien u. s. w. vergleichen wollte. Allein ich glaube anmerken zu können, daß die großen Staaten in Absicht auf das Glück der Privatpersonen über die kleinen republikanischen Regierungsformen merkliche Vortheile haben.

Der Geschmack an den Annehmlichkeiten, ist es, zum Beweise, der den Franzosen an sein

Vaterland bindet: über den Gränzen desselben glaubt er ein verwiesener zu seyn, weil er Frankreich als den einzigen privilegirten Ort ansieht, wo der Himmel das Glück, die Vergnügungen, kurz die Glückseligkeit eines jeden, der ein Franzos von Geburt ist, hingeleget hat; und wenn man von dieser Monarchie aus den Neigungen und Sitten ihrer Einwohner urtheilet, so könnte man mit Wahrheit sagen, daß Frankreich das Reich des Vergnügens sey. Sparta hingegen zeigete blos den Sitz des Verdrusses. Ich gestehe, daß die äusserliche Ordnung daselbst vortreflich war: man muß aber auch zugeben, daß alles verlohren war, da diese Ordnung, die sich auf den Zwang gründete, und durch eine beständige Strenge unterhalten wurde, einmal verletzet war.

Ich habe oft die heroischen Bemühungen der Spartaner für die Ehre und Vertheidigung ihres Vaterlandes bewundert; und gleichwohl habe ich es niemals dahin bringen können, mich zu überreden, daß einige republikanische Schwärmer nebst einigen Alten ausgenommen, die wegen der Ehrerbietung, welche die Gesetze dem Alter zu erweisen verordneten, an Lacedämon hiengen, ich habe, sage ich, niemals glauben können, daß zu Sparta so viel wahrer Patriotismus war, als zu Athen.

Der Geist der Gesetzgebung von Athen und seiner Einwohner ihrer, erstrekte sich viel weiter, als der Geist der Anordnung von Lacedämon und seiner Bürger. Die Hitze und Lebhaftigkeit, welche die Athenienser karakterisirten, zeigeten an, daß sie zu einer weitläuftigern Herrschaft bestimmt waren, als die meisten von den andern Völkern in Griechenland: ihre Gesetze, ihre Regierungsform, ihre Einrichtungen, alles zielete bey ihnen auf die Vergrößerung ab; weil sich alle Theile der Anordnung zu einem großen Staate schicketen.

So war es in Sparta nicht; denn es war durch seine Anordnung selbst offenbar verdammet, niemals etwas anders als eine kleine Republik zu seyn. Also würde die Vaterlandsliebe, welche man annimmt, daß sie so viel Gewalt über die Seele der Spartaner hatte, als sie es überreden wollten, in ihnen bloß ein verehrungswürdiger, ja so gar, wenn man will, ein hoher natürlicher Trieb gewesen seyn; bey den Athenienſern aber war der Patriotismus eine angenehme Neigung, eine gelinde Leidenschaft, und ein von der Vernunft gebilligter Geschmack. Athen, welches von seinen Philosophen aufgekläret, und oft regieret wurde, kannte die Vortreflichkeit und die Schönheit der Tugend; es wußte das Völkerrecht zu verehren, dieses heilige Recht, welches die unver-

leß-

letzlichen Gesetze der Gerechtigkeit über alle Völker der Erde ausbreitet.

Die Tugend der Lacedämonier bestund sehr oft darinne, die Regungen zu unterdrücken, welche die Tugend selbst einflößete, der zärtlichsten Gesinnungen unfähig zu scheinen, und endlich die Stimme der Natur zu ersticken, welche, man mag auch sagen was man wolle, nur von grausamen Herzen dem Vaterlande nachgesetzet werden kann. Zur Ehre der lacedämonischen Mütter glaube ich, daß sie der Grausamkeit der öffentlichen Vorurtheile opferten, und daß sie sich große Gewalt anthaten, wenn sie bey dem Tode ihrer Kinder, eine so unmenschliche und so wenig natürliche Standhaftigkeit bezeugeten.

In eben den Umständen wurden die athenischen Mütter, sowohl als ihre Gatten, beweget, und giengen nicht, ihre Thränen zu verbergen. Wenn also auch Lacedämon Tugenden hatte, so verdiente doch Athen ihm vorgezogen zu werden, weil es diese gelinde, großmüthige und liebenswürdige Zucht, welche auf die Menschlichkeit, die gesellschaftlichen Gesetze, und auf die genaueste Beobachtung des Wohlstandes gegründet war, im höchsten Grad besaß.

Lacedämon handelte niemals anders, als durch Gewalt: es that zwar sehr große Dinge; aber so, wie die Kranken in der Hitze der Raserey, durch die beynahe übernatürliche Vermehrung der Kräfte, welche sie zeigen, in Erstaunen setzen. Diese Hitze war aber zu Lacedämon beständig, und erstrekte sich über alles, sein strenges Genie hatte sich eine besondere Mundart gemachet, welche seine Einwohner eben so sehr karakterisirte, als sie durch die äuserliche Strenge ihrer Sitten, von den übrigen Völkern unterschieden waren. Athen hatte keine besondere Mundart, es hatte aber die Sprache, welche allen Völkern Griechenlands gemein war, vollkommen gemacht; und diese Ehre ist gewiß so gut als die, sich auf eine trokene Art blos in einsylbigen Worten auszudrücken.

Uebrigens besaßen die Athenienser die Kunst, jeden Gegenstand in der Schreibart abzuhandeln, die ihnen eigen war: denn man muß nicht glauben, daß der so gerühmte Atticismus eine Schreibart oder Mundart einer Nation oder Provinz war, der Atticismus war nichts anders als die griechische Sprache im dem höchsten Grade ihrer Vollkommenheit. Dieser künstliche Atticismus war zu Lacedämon unbekannt und ganz gewiß verachtet: man warf den Spartanern mit Recht vor,

daß

daß sie in ihrer Art sich auszudrücken, so, wie in ihrer Art zu empfinden, dasjenige hätten, was man einen Geschmak der Landesart nennet. Niemals machte man den Athenienſern diesen Vorwurf, welche gar keine Schreibart affektirten, und allemal diejenige zu wählen pflegten, welche sich zu den verschiedenen Gegenständen, wovon sie handeln wollten, am besten zu schicken schien.

Die Römer hatten auch Tugenden, die aber den Tugenden keines dieser beyden Völker ähnlich waren: gleichwohl hatten sie dieses mit den Athenienſern gemein, daß in ihrer Sprache und in ihren Schriften alles wie bey ihnen natürlich war. Man findet nichts Affektirtes, nichts Gezwungenes in den Werken der Schriftsteller des schönen Jahrhunders des Auguſt; alles ist edel und einfach darinne; gleichwohl herrschet überall Zierlichkeit und Artigkeit darinne. Man darf nicht befürchten, in den Schriften der Horaze, Virgile, Ciceronen u. s. w. den Nationalgeschmak zu finden, den man so leicht in den Schriften der Gelehrten und Litteratoren einiger anderer Völker entdecket.

Von einigen sehr abgeschmakten abergläubischen Dingen, denen sich die Spartaner unterworfen hatten, will ich nicht reden: diese Neigung zum Irrthume, und diese Beherr-

schung

schung von seltsamen Vorurtheilen beweisen blos, daß das Genie der Lacedämonier, so wohl in Absicht auf die Moral, als auch in Absicht auf die Philosophie, und endlich in Absicht auf die physischen Kenntnisse, und auf die Künste, in sehr engen Gränzen eingeschränket war.

Der Plan der Gesetzgebung des Lykurgs, dieser Plan, wovon man jetzt noch jederzeit mit der tiefsten Verehrung spricht, scheint mir dem Plane aller barbarischen Regierungsformen sehr ähnlich zu seyn, welche sich blos an eine Haupttugend gehalten, und alle übrige vernachläßiget haben, um diesen einzigen Gegenstand desto genauer zu umfassen. Ich will dadurch den Lykurg nicht in allen Stücken mit den Häuptern der barbarischen Nationen verglichen haben: allein er hat sich, wie sie, mit Ausschließung aller andern Einrichtungen, blos auf den Krieg eingeschränket; und eben so wie zu Sparta, bringt das kriegerische Genie bey den barbarischen Völkern, welches sie einzig und allein leitet, von Zeit zu Zeit ausserordentliche Würkungen hervor, die unserer Bewunderung eben so würdig sind, als dasjenige, was man in eben dieser Art von den alten Spartanern erzählet.

Ehe man dem Genie und der Regierungsform dieses oder jenes Volks, weil es sich dieser

oder jener andern alten Regierungsform, die man mehr aus Gewohnheit, als aus vernünftigen Ursachen bewundert, mehr oder weniger nähert, als andre, ist es meiner Meynung nach, sehr wichtig, ohne Vorurtheile, und ohne Parteylichkeit, die Natur dieser ausserordentlichen Einrichtungen zu untersuchen, welche uns meistentheils blos wegen ihrer Seltsamkeit und Singularität gefallen und in Verwunderung setzen. Lykurg in seinen Gesetzen, die Spartaner in ihren Antworten, so auch die Scythen, und alle Völker, die wenig an das Nachdenken gewöhnet, und in den nützlichen und angenehmen Künsten weniger unterrichtet sind, hatten etwas ernsthaftes, nachdrückliches, und ich weiß nicht was für einen entscheidenden, und autoritätischen Ton, der die Menschen zu allen Zeiten verführet hat. Um aber zu wissen, ob dieser wichtige Ton in der That eine Würkung von der Weisheit der Spartaner, von ihren Ueberlegungen, oder vielmehr von ihrem Stolze und ihrer natürlichen Rauhigkeit war: so wollen wir einen Augenblick bey ihrer Erziehung stehen bleiben, denn die Erziehung ist in allen Ländern eine Folge von der Natur der Regierungsform; und überall wo sie schlecht, vernachläßiget oder mangelhaft ist, da muß auch die Regierungsform wesentlich schlecht, oder nachsehend, oder mangelhaft seyn.

Speise.

Unsere Stammväter und Uhrmütter kannten keine künstlichen Zubereitungen der Speisen, und genossen dabey die dauerhafteste Gesundheit. Ihre Speisen waren gemein und einfach, von deren Genuß ihr hohes Alter vorzüglich mit abhieng. Sie lebten dabey vergnügt und starben nach und nach abgelebt, eines im eigentlichen Verstand natürlichen Todes. Daß dieser Vortheil den einfachen und ungekünstelten Speisen und Getränken zuzuschreiben sey, ist von mehreren schon zu klar ausgemacht und erwiesen worden. Diesen großen Vortheil der einfachen und ungekünstelten Speisen verkannte man in der Folge, und gewöhnte sich nach und nach an gekünstelte Nahrungsmittel, durch welche sie das Ziel natürlicher Lebensjahre merklich verkürzten. — Fremde, oder ausländische und mit mancherley Arten von Gewürzen, oder welches beynahe einerley ist, mit angenehmen Giften zubereitete Speisen, müssen allerdings das Lebensende merklich beschleunigen.

Die Zubereitung der Speisen und Getränke geschiehet vielmals in kupfernen Geschirren, und Frauenzimmer bedenken nicht, daß sie sich darinnen Speisen zubereiten, oder zubereiten lassen, welche durch Ausziehung giftiger Theilchen dem Körper, den sie nähren sollen, sehr

gefährlich sind. Nach Falkners Beobachtungen, lösen alle Säuren das Kupfer auf, und nichts ist schädlicher alsdenn, als die Speisen, welche Kupfertheile enthalten. Alle Speisen, und Getränke sind also wegen ihres schmakhaften Salzes im Stande, das Kupfer nach und nach aufzulösen, welche sodann wenigstens zu schleichenden Giften werden, wenn sie auch nicht augenblicklich tödten. Man solite daher alle Geschirre meiden, welche Kupfer enthalten. Siehet man nicht deshalb einen schlechten silbernen Löffel von dem Essig mit einer lebhaften grünen Farbe überziehen? Von der Stunde an muß Ihnen der Fisch im irdenen Topf, oder Geschirr gesotten besser schmecken, als aus ihrem giftigen kupfernen Tiegel. —

Das Zinn möchte, nach Marggrafens Versuchen, keine arsenikalischen Theile enthalten, und also ganz unschädlich und geschickt seyn darauf zu speisen; so bald es aber nicht ganz von Bley rein ist, so wird der Genuß der Speisen und Getränke aus dergleichen Geschirren, wegen der daraus ausgezogenen arsenikalischen Theilchen, wo nicht mehr, doch eben so schädlich, als aus den kupfernen. Aus wichtigen Gründen sollten also die porcellänen, auch alle übrige irdene Geschirre nicht verachtet, sondern vielmehr auch von den Großen der Welt hochgeschätzet werden.

Wenn

Wenn ich mich aber wegen der Zubereitung der Speisen noch weiter in Ihre Küchen wage: so vergeben Sie mir, wenn ich Sie vor dem häufigen Gebrauch so mancherley Gewürze ernstlich warne. Wenn wir auch auf den Grundsatz nicht bauen wollen, daß die Einfalt der Dinge den gekünstelten vorzuziehen sind: so sieht der Arzt öfters Uebel enstehen, welche blos den Gewürzen zuzuschreiben sind. Jedes Gewürz ist scharf, flüchtig, reizend, hitzend und auflösend, daher die Würkung davon, bey Personen, die schon reizbare Fasern und flüchtiges warmes Blut haben, unendlich nachtheilig werden müssen.

Viele Aerzte wollen daher mit vielem Grund, die Kindbetterinnen-Frieseln und Ausschläge dem Caffee und den gewürzten Kraftsuppen zuschreiben. Jedoch müssen wir sie denjenigen Frauenzimmern verstatten, deren Magen mit Schleim angefüllt, ihre Säfte träg worden, ihre Fasern erschlaft, und ihr Blut einen ansehnlichen Grad der natürlichen Wärme verlohren hat. Diesen sind sodann die Gewürze als eine Arzney heilsam.

Ferner halten Frauenzimmer das fette Schmelzen bey der Zubereitung der Speisen, für ein wesentliches und höchst nöthiges Stück. Sie schmeicheln zwar damit ihrem Gaumen, nehmen aber dabey nie auf ihre Gesundheit

Rücksicht, welche Sie dadurch so niedlich verscherzen. —

Alle fetten Speisen, worunter Butter, Speck, alle Oehle und alle übrigen Fettarten gehören, auch die öhligten Gesäme, wenn sie in einer sehr gemäßigten Quantität genossen werden, dienen zur Nahrung und erhalten die Fasern des Körpers gelinde und biegsam. Wenn aber die Mäßigkeit im geringsten vernachläßiget und überschritten wird; so verursachen sie, oder vermehren noch die Schlafheit der animalischen Fibern des Körpers, und insbesondere des Magens, entkräften die ohnehin schon langsame Würkung derselben, umwickeln und schwächen den zur Verdauung so nöthigen Speichel und andere Dauungssäfte der Galle und der Feuchtigkeit in den Gedärmen. Sie stören folglich die Dauung, erzeugen eine ranzigte Schärfe und unterstüzen den Schleim.

Sind die Fettarten schon vor dem Genuß ranzig; so müssen ungleich mehrere und gefährlichere Zufälle entstehen. Es zeigen sich öfters darauf Koliken, das Herzgespann, der Magenkrampf, die Darrsucht und die Ruhr. — Unter allen Fettarten aber beweißt sich das Schöpsenfett, als das allerschädlichste. Auf dem Teller gerinnt es am leichtesten und härtesten. Es legt sich vorzüglich vor allen andern Fetten, an die Gedärme an, verstopft die Ab-

son-

sonderungsgefäße des Milchsafts, welches öfters einen tödlichen Erfolg haben kann. Die Erfahrung des Lieberkühns bestätiget dieses, welcher das nämliche bey der Oefnung eines Menschen fand, welcher viel Schöpsenfleisch gegessen und darauf kalt getrunken hatte, und daran starb.

Bey der Zubereitung der Speisen thun Sie ferner nicht wohl, wenn Sie das erste Wasser, worinnen besonders Dinge aus dem Pflanzenreich gekocht werden, abgießen lassen. Zikkert erinnert dieses nicht ohne Grund. Das erste Wasser enthält vorzüglich die auflöslichen Bestandtheile der darinnen gekochten Dinge, um welcher willen man eigentlich diese Dinge genießet. Das erste Wasser, worinnen Pflanzen, Gewächse, Kräuter, Blätter und Wurzeln gekocht worden, könnte füglich die Tinctur, oder vielmehr die Essenz heißen, welche öfters sodann die ausgekochten Dinge entbehrlich macht. Wenn das erste Wasser abgegossen worden, behalten wir meistentheils nichts mehr von diesen ausgekochten Dingen, als ihre irdene Bestandtheile, welche den übrigen weit nachzusetzen sind.

Das Salz ist bey der Zurichtung der Speisen die allgemeine Würze, und wenige sind eßbar, ohne dieses. Dieses so köstliche Mittel bey den Speisen ist auch das nöthigste, in der

ganzen Natur aller Dinge. Alles würde augenblicklich der Fäulniß unterliegen ohne dieses. Die meisten Speisen haben zwar von der gütigen Natur ein schmakhaftes Salz überkommen, allein wir würden doch weit öfterer Faulfiebern und fauligen Krankheiten unterworfen seyn, wenn wir unsere Speisen, nicht noch mehr bey ihrer Zubereitung salzten. So wie das Salz unsern Körper wider die Fäulniß schüzt; so stürzt es uns, wenn wir die Mäßigkeit überschreiten, in gegenseitige üble Zufälle. Mancherley Ausschläge sind sodann von einem durch übermäßigen Gebrauch des Salzes verursachten scharfen Blut und Säften die gewöhnlichsten Folgen. — Uebrigens macht es Lust zum Trinken und befördert die Verdauung. —

Nicht das Salz allein verdient den Ruhm, daß es bey Bereitung der Speisen den so wichtigen Nutzen schaffe, daß es den Körper wider die Fäulniß schütze. Es gehört auch der Weinessig hieher. — Schon der Essigdampf beweiset sich in Zimmern wider eine fauligte Luft sehr thätig. Und daß wir Aerzte den Weinessig, allen andern sehr wirksamen Mitteln wider die Fäulniß vorziehen, und als ein allgemeines Mittel dagegen mit dem glücklichen Erfolg anwenden, ist bekannt. Sollte nicht bey den meisten Speisen oder bey den, welche gewöhnlich mit Weinessig zubereitet werden, der

Wein-

Weineſſig eben die Würkung äußern? verſchiedene Arten der Sallate, welche an und vor ſich ſelbſt geſunde Eigenſchaften beſitzen, werden alſo durch die Zubereitung mit Weineſſig für den Körper noch weit zuträglicher. Wenn aber der friſche Gurkenſallat die gute Eigenſchaft behalten ſoll: ſo darf er nicht ausgepreſſet werden.

Kaum iſt es wohl noch nöthig, bey der Bereitung der Speiſen anzumerken, daß jede Speiſe gehörig weich gekocht werden müſſe. Denn da der Magen eines Frauenzimmers von dem Magen eines Landmannes weit unterſchieden iſt, und dieſe öfters nicht weichgekochte Speiſen Beſchwerden verurſachen: ſo ſcheint dieſe Anmerkung wegen ihrer Wichtigkeit, hier wenigſtens ganz überflüßig zu ſeyn.

Bey der Wahl der Speiſen iſt eine gewiſſe Vorſicht nöthig, welche jedoch nicht in allgemeine Regeln gekleidet werden kann. Ein jeder muß ſich öfters ſelbſt prüfen und beobachten, was ihm zuträglich, oder ſchädlich iſt. So finden wir bey Menſchen bisweilen ganz beſondere Eigenſchaften, welche wir Idioſinkraſien nennen, vermöge welcher manche Perſonen öfters allgemein zuträgliche Speiſen nicht vertragen, und eben ſo oft allgemein ſchädliche, leichtverdauen und wohl vertragen können. Oft kömmts auch auf eine, zu gewiſſen Zeiten be-

sondere, abgeänderte Beschaffenheit der Dauungswerkzeuge an, bey welcher Personen, öfters allgemein nützliche und verdauliche Speisen nicht verdauen, und hingegen auch manchmal, sonst unverdauliche Speisen wohl verdauen können. Und diese Beobachtungen macht man mehr bey Frauenzimmern, als bey Mannspersonen. Demohngeachtet darf es den Frauenzimmern nicht gebilliget werden, wenn sie etwa auf eine solche periodische Beschaffenheit ihres Körpers trotzen, und eine Auswahl der Speisen verlachen. Oft scheinen nur Speisen Ihnen zuträglich zu seyn, und werden Ihnen zu einem schleichenden, ja wohl zu einem plözlich tödtenden Gift. Geräucherte und fette Fleischarten und selbst die verschiedenen Arten von Fetten, und die Backarten, scheinen öfters Frauenzimmern unschädlich zu seyn, welches doch ohnstreitig insgesamt zähe Speisen sind. — Da ich mich jedoch schon über die Fettarten im vorigen Stück eines theils verbreitet habe; will ich mich hier nur über das Backwerk und Mehlspeisen einlassen.

Von den Getraidearten, besonders von Roggen und Weizenmehle, werden durch verschiedene Zurichtungen, hauptsächlich aber durch frische und braune Butter und Speck, Kuchen, Klöse und Brey bereitet, welche aber, alle, jemehr sie mit den Fettarten überlästiget wer-

werden, zähe, und auflöslich und unverdaulich sind.

Wenn aber noch überdies ein Kuchen nicht gehörig gegohren und gebacken, ein Kloß derb und nicht ausgekocht, und ein Brey nach Art eines Kleisters zugerichtet worden, sind sie um desto mehr schädliche und über kurz, oder lang tödliche Speisen. — Unter Kuchen verstehe ich hier nicht nur eine gewisse Backart, die man insbesondere Kuchen nennt, sondern alle und jede Backarten, welche mit Butter, oder andern Fetten, durch Hülfe der Hefen, zubereitet und gebacken werden. Dahin müssen wir vorzüglich nun die so genannten Buttergebackene Sachen rechnen. — Klöse sind allezeit eine unvollkommene Backart, eine derbe, zähe Mehlspeise, wozu allezeit ein Magen eines Landmannes gehöret.

Einem Frauenzimmer bleibt es es allemal eine sehr verdauliche Speise. Eine Gattung von Klösen, die man Butterklöschen nennt, wegen der Butter und den geriebenen Semmeln, als den vorzüglichen Bestandtheilen dieser Klöse, welche fast allgemein für die verdaulichste und gesundeste Art von Klösen gehalten wird, müssen sich also, wegen der vielen Butter, vorzüglich als eine unverdauliche und ungesunde Speise beweisen. Die Erfahrung lehrts auch: sie lassen in den Dauungswegen eine ranzigte

Schär-

Schärfe zurück und verursachen noch auf den andern Tag ein faules Aufsteigen aus dem Magen, und ein Sodbrennen. Wo nicht mehr, doch wenigstens eben so gefährlich sind die Zämmten.

Die Mehlbreyen, so angenehm und verdaulich sie für Frauenzimmer und auch für Kinder seyn sollen: so schädlich sind sie, so viel gefährliche Folgen lassen sie im Körper zurück. Mehr als zu bekannt ist's uns Aerzten, daß Kinder davon die Darrsucht, Würmer, die englische Krankheit und tödliche Convulsionen bekommen. Jeder vernünftige Arzt eifert dawider, und verordnet davor Semmelgrumen in Milch geweicht, und doch immer bleibt es die Lieblings-Speise unvernünftiger Mütter für ihre zarten Kinder. Frauenzimmer sollten sich durch diese Beyspiele abschrecken lassen, und die Breye selbst sorgfältig meiden, weil sie öfters keinen robustern Magen haben, als Kinder, allein demohngeachtet muß man noch immer in Deutschland über den häufigen Genuß der Breye klagen. Ein ungegohrner Brey bleibt in Magen und Gedärmen, umzieht diesen Kanal, verkleistert und verstopft die Absonderungsgefäße in demselben, und macht im Unterleibe eine üble Gährung. Es entstehet ein Aufblähen und eine Verhärtung des Unterleibes, und der ganze Körper bekömmt keine

Nah-

Nahrung. Eine allgemeine Schwäche und Abzehrung des Körpers sind davon die gewiß feste Folgen. —

Noch unter die vorzüglichen zähen Speisen muß auch das schliffige und das noch zu warme Brod mit Recht gezählet werden. Bekömmt das Brod die gehörige Säure und Gährung nicht: so wird es schliffig und teigigt. Ein solches Brod bleibt gleichsam wie ein Stein im Magen liegen, und ist öfters kein, weder von der Natur, noch von der Kunst zubereitetes Auflösungsmittel im Stande, diesen Kloß zur Verdauung geschickt zu machen. Wenn aber auch das Brod seine gehörige Säure und Gärung bekommen, und ein gutes ausgebackenes Brod ist: so kann es doch noch mehr, als jede andere zähe Speise, schädlich werden, wenn es zu neubacken, oder wenn es noch zu warm gegessen wird. —

Dieses sind zwar schon genug bekannte Regeln, weil sie aber zu allen Zeiten wahr und richtig bleiben, so kann auch ihre Wiederholung nie überflüßig seyn. Zumal Frauenzimmer müssen diese sowohl, als alle obige Regeln vorzüglich in acht nehmen. Die zarten Fasern Ihres Magens erfordern diese Strenge. Es können Ihnen sogar Beyspiele von Mannspersonen, welche vom Genuß heißen Brods plözlich gestorben sind, nicht unbe-

bekannt seyn. Und dieses gilt nicht nur vom Brod allein, sondern auch von allen übrigen oben genannten Mehlspeisen.

Spiel.

Das Kartenspiel ist gleichsam ein Krieg. Alle Leidenschaften ziehen zu Felde. — Die Seele ist so zu sagen im Schlafrock, wenn wir spielen, und nimmt sich viele Dinge nicht übel, die sie unterläßt, wenn sie angezogen ist. —

Das Spiel giebt Gelegenheit zu einer unächten Familiarität. Beym Spieltisch ist jeder so viel als der andere. Man schaut daselbst tiefer in einander ein, als es oft rathsam ist; und wenn der Eine fehlt, so ermangelt der Andere nicht, er sey übrigens wer er wolle, von dem Fehler, als Fehler zu reden. Daher ists unschicklich, daß Leute mit einander spielen, welche vermöge ihrer Verhältnisse gegen einander nicht zu familiär unter sich werden sollen. — —

Jüngst ward in einer Gesellschaft die Frage aufgeworfen: ob das Kartenspiel Sünde sey? und einstimmig verneinet. —

So leicht dies Spiel schädlich und sündlich werden kann, so muß man doch gestehen, daß

das

das Spiel für sich betrachtet, im geringsten nicht Sünde sey, und wenn es dazu wird, die Schuld nur allein auf die Spielenden zurückfällt. Es ist Mode, und eben keine tadelhafte Mode in Gesellschaften zu spielen. Sollen stets die englischen Parlementshäuser und der Türkenkrieg der Gegenstand des Gesprächs seyn, so wird es leicht ermüdend; und plaudert eine Frau Gevatterinn immer mit geläufiger Zunge, von dieser oder jener Nachbarin, sucht die Mannspersonen bey der langen Pfeife, die Fehler der Abwesenden zu entblößen, so ist das Spiel, so gar etwas Gutes; weil dadurch solchen Gesellschaften ein Stillschweigen auferlegt wird.

Auch dem Gelehrten, ist es zur Abendszeit, angenehme Erholung, von seinem ermüdenden Studieren; jeder Bürger vergißt dabey seine Sorgen, — so wie der Handwerker seine Beschwerlichkeiten. — Aber wird das Spiel zur Leidenschaft, verdirbt es die Zeit, die besser genuzt werden könnte, bleibt es nicht mehr ein bloßes Vergnügen, verliehrt es das Schuldlose, und ist es nur Gelegenheit, auf eine schickliche Art, Jemandes Geld zu erhaschen; oder zernichtet man seine eigene Wohlfahrt. Dann ist es Sünde, dann verdient es Verabscheuung, und wird die Grundlage zur äussersten Armuth und Verachtung.

Und wie häufig sind nicht die Beyspiele der unbesonnenen Spieler, die niedrig denkend und boshaft, dann dürftig und elend werden! — Welche große Vorsicht hat man also nöthig, wenn man zum Spieltische eingeladen wird, und wie muß sich nicht der Jüngling hüten, wenn er an einem fremden Orte in einer unbekannten Gesellschaft spielen will. Ganz weislich, gab jener englischer Lord, Chesterfield, seinem Sohn bey Antritt seiner Reisen, die Klugheitsregel: „Wenn ihr mit Mannspersonen spielt, so müßt ihr wissen mit wem, und in Frauenzimmer-Gesellschaft, um was ihr spielt!“

Auch im vornehmen Stande, der doch dem Geringern zum Beyspiel dienen sollte, findet man Herren und Damen, die unbesonnen genug sind, ansehnliche Summen in einem Abende ihrer rasenden Leidenschaft, Preis zu geben, aber man siehet es auch, wie sich solche Leute in Schulden verwickeln. Die Handwerker, selbst der Arbeitsmann, verspielt oft an einem Sonntag Abende, das, was er mit Mühe und Beschwerlichkeit, in einer ganzen Woche, zusammen gescharrt hat, er vergißt dann seine häusliche Pflichten, und soll nicht Weib und Kinder seinetwegen darben, so sucht er strafbare Mittel auf, diese und sich selbst, für drohender Noth und Elend zu schüzen; und wird

da-

dadurch zu abscheulichen Lastern und schrecklicher Bosheit verleitet. — Der Jüngling, wenn Spielsucht seine Seele beherrscht, fällt auf den Weg des Müssigangs, und wird jeder Uebelthat fähig.

Man betrachte nur den unbesonnenen Spieler genau, wie schnell der Uebergang von seiner Unbesonnenheit zur Bosheit sey. Lange spielt oft ein junger Mensch blos des Vergnügens wegen, und zur Erheiterung des Gemüths; wenn er nicht in niedere Gesellschaften geräth: aber bestricken ihn diese und ein schimmernder Goldklumpen hat Reize für ihn, so ist er verloren. Man läßt ihn anfangs gewinnen, und macht in seinem Herzen die Liebe zum Gewinnst erst rege, um desto leichter, ansehnlichere Summen von ihm zu erhalten. Spielt er dann noch unbedachtsam fort und macht Schulden; vergrössert sie auch noch dadurch, so ist gewiß sein Unglück tausendfach. Er wird Betrüger und Verführer, und sinnt auf Mittel, andere in ein gleiches trauriges Schicksal zu stürzen; und nicht selten schwillt dann in seiner Brust das schwarze Gift der Mordsucht auf, und reizt ihn auch zur Thätigkeit. Schafott und Galgen, sind dann die Oerter, wo solche Unglückliche ihr Leben enden! —

Fürchterlich sind gleichfalls die Folgen, wenn sich unter solchen erhitzten Spielern ein

Streit erhebt; rasend springen sie auf und greifen nach Pistol und Degen; fordern sich auf zum Duell, und ein schneller Tod ist das Ende, oder ein seichter Körper predigt ihnen zeitlebens das Laster und die Tollkühnheit ihrer Jugend. — Die Geschichte eines hannöverischen Edelmannes, ist noch nicht unserm Gedächnisse entwichen, der von seinem Vater, einem vornehmen General, auf Reisen geschickt war, und bey seiner Rückreise in Berlin sich mit einem preußischen Staabs - Officier, des Spiels wegen entzweite, und von diesem im Duell erschossen wurde. Solcher Beyspiele, könnte man leider, in unsern Zeiten viele aufstellen; aber könnte es doch gehindert werden, so daß in der Zukunft solche Geschichten ganz unbekannt wären! —

O, möchten doch alle, die aus unedlem Triebe, sich dem Spieltische nahen, nur einen aufmerksamen Blick auf die Zukunft werfen. Möchten sie doch der Stimme eines warnenden Freundes Gehör geben, und nicht mit schnellen Schritten, auf der Bahn ihres Unglücks forteilen, sich nicht so unbesonnen in eine grundlose Tiefe stürzen! wo aller Wunsch, früher achtsam gewesen zu seyn, vergebens ist. — Wie glücklich würden wir uns schätzen, wenn wir die frohe Ueberzeugung haben könnten, daß Einer — wäre es auch nur einer, — durch dieses

ses Blatt, seines Unglücks überzeugt, und gebessert worden, daß er es zu rechter Zeit einsähe, wie leicht, ein unschuldiges Spiel zur Sünde werden könne.

Spinoza.

War, wie bekannt, erstlich ein Jude, und verstellte sich nachher im Christenthum. — Er war aber im Grunde keines von beyden. — Er spottete nicht allein des Ansehens der heiligen Schrift, und machte sich über die Bücher des alten und neuen Bundes lustig, sondern er verglich beydes mit ungemeiner Lästerung mit dem Koran der Türken. —

Er, der die Wahrheit der Bibel, und der ganzen christlichen Religion von Herzen läugnete, predigte doch aufrichtig dem Scheine nach, daß ein Gott sey, und redete ganz im Ernste von der Nothwendigkeit, einen Gott demüthig und von ganzem Herzen zu verehren. Man glaubte, seine Vernunft hätte ihn geleitet, die guten Gesinungen mit dem Munde zu bekennen, allein seine Werke offenbarten alles anders, sie sind nach seinem Tode im Jahr 1677. erschienen, unter dem Titel: Opera posthuma; nebst dem Werke: Renati de Cartes philoso-

phia geometrice demonstrata. Seine theologisch politische Abhandlung erschien noch bey seinem Leben, und führte den Titel:

Tractatus theologico - politicus, continens dissertationes aliquot, quibus ostenditur: libertatem philosophandi non tantum salva pietate, & reipublicæ pace posse concedi, sed eandem nisi cum pace reipublicæ, ipsaque pietate tolli non posse.

In Hollandia 1670.

Bredenborg, der diese Duldung höchst nachtheilig fand, setzte ihm eine Schrift entgegen, mit der Aufschrift: enervatio tractatus theologico-politici, una cum demonstratione geometrico ordine disposita; und Heinrich Oldenburg, Sekretair der Königlichen Gesellschaft in Engeland, machte mit vielen die Anmerkung, daß Spinoza Gott mit der Natur vermische. Der 20ste Brief in diesem Werke bezeuget es, und Spinoza wollte diesen Verdacht von sich lehnen, und zugleich den Einwurf entkräften, da er spricht: daß einige der Meynung sind, die theologisch = politische Abhandlung beruhe auf dem Satz: daß Gott und die Natur eines, und eben das sey, wodurch sie eine Masse, oder körperliche Materie verstehen: aber diese fehlen sehr; wozu diese

Vor-

Vorstellung? Er zeiget weder die Ursache an, worin man sich irrte, noch giebt er eine Erklärung darüber.

Seine Sittenlehre ist der vorzüglichste Theil der letzten Werke; aber sie ist ein Schleier, den er seiner Gleißnerey angehangen.

Ein flüchtiger Leser könnte wohl denken, er habe Ehrfurcht vor der Gottheit, und der Kopf taumle ihm nicht im geringsten; aber man prüfe nur seine Sätze, so entdekt man sogleich, daß er sich von der Meynung der alten Heiden nicht einen Fuß breit entferne. In einem andern Werke: von der Verbesserung des Verstandes; will Spinoza behaupten, daß alle unsere Gedanken unausweichliche Folgen einer untergeordneten Kette von Ursachen sind.

Er will die Menschen aufklären und bessern; wie ist das möglich, da sich die Menschen nach seinem Dünkel nicht umschmelzen können, und das Vermögen nicht haben, über sich selbst zu herrschen?

Lassen wir uns seine Sätze vor unsern Augen aufstellen, damit wir seinen Gott beschauen können. Der Hauptgrund seines Lehrgebäudes ist: „Es ist in der Welt nur eine einzige Substanz.“ Nach einer richtigen Folge, ist das eben so viel gesagt: als des Meisters Spinoza sein Geist, und ein egyptischer Zwiebel-

kopf sind nur eine einzige Substanz. Ein Mensch, der einen andern ersticht, ist eben dieselbe Substanz, welche erstochen wird. Gott und das Welt-Gebäude, wir alle zusammen machen nur eine einzige Substanz aus. Der Beweis davon ist: „weil eine Substanz nicht eine andere Substanz hervorbringen kann.“ Ein Baum bringt einen Apfel hervor, und der vom Baum hervorgebrachte Apfel, wenn er wirklich von ihm getrennt ist, macht mit dem Baume nicht eine einzige Substanz aus. Noch ein neuer Grund ist: „weil eine Substanz eine andere nicht in sich schließen kann; und zwo Substanzen können nicht einerley Eigenschaften unter sich gemein haben.“

Die Folge aus den vermeinten Gründen soll diese seyn: Gott schließet alle mögliche Wirklichkeiten und Vollkommenheiten in sich; folglich ist außer Gott keine Wirklichkeit, und keine Vollkommenheit anzutreffen. Alles, was wirklich da ist, ist also eben die Wirklichkeit, und eben die Substanz, die Gott ist; folglich ist und kann in der Welt nur eine einzige Wirklichkeit, und eine einzige Substanz seyn. Hier ist dann die Aufklärung: da wird die Materie vergöttert, und Gott wird zur Materie, weil alles nur eine Substanz seyn kann.

Betrachten wir ferner seine Sätze, so werden wir finden, daß er nichts Neues, die

Grund-

Grundsätze des de Cartes ausgenommen, gesagt habe; alles haben schon die alten Heiden, und die jüdischen Kabbalisten in Talmud vorgeträumet.

In seiner Sittenlehre spricht er im sechsten Satze seines ersten Theils: „Eine Substanz kann keine andere hervorbringen, weil in der Natur zwo Substanzen von eben der Eigenschaft nicht seyn können," d. i. die etwas gemein hätten; „also kann die eine nicht Ursach von der andern seyn, zwo Substanzen, deren Eigenschaften verschieden sind, haben nichts gemeines untereinander; zwo Sachen, die nichts Gemeines haben, können nicht eine der andern Ursach seyn." Woraus erfolget, daß nur eine einzige Substanz sey, und, „daß es keinen andern Gott geben könne, als das allgemeine Wesen, das Weltall."

„Alles ist dadurch eine natürliche Nothwendigkeit, alles das, was Grenzen hat, hat sie von andern. Das ewige und unendliche Wesen, welches wir Gott, oder die Natur nennen, wirket mit eben dieser Nothwendigkeit, mit welcher es da ist."

„Ferner: der Grund oder die Ursache, warum Gott oder die Natur wirket, und warum er da ist, ist eine, und eben dieselbe. Den wirkenden Verstand, er möge endlich oder unendlich seyn, so wohl als den Willen, die Trie-

be, die Liebe ꝛc. — muß man auf die vorhandene Natur, nicht aber auf eine schaffende beziehen."

Wer wird nicht, wenn er diese Sätze liest, mit Recht schließen, daß Spinoza alles habe umkehren wollen, da er behauptet, daß diese einzige Substanz nothwendig unendlich sey? daß es außer Gott keine andere Substanz weder gebe, noch sich begreifen lasse? Er will eine einzige Substanz erkennen, der er den Namen Gottes zueignet, um nicht berüchtiget zu werden, daß er keinen zulasse, er will so gar für ausgemacht annehmen, daß wir selbst, und alles dasjenige, was nur den Namen eines Geschöpfes hat, nichts anders sey, als eben diese verschieden modificirte Substanz; und daß die denkende und die ausgedehnte Substanz eines sey. Um dieses noch ferner aufzuklären, führt er einen Spruch der Juden mit Beyfall an, womit er sich verrathen hat, woraus er als ein Jude geschöpfet.

„Daß Gott, Gottes Verstand, und das von ihm verstandene Ding eines, und dasselbige sey," daß die Seele mit dem Leibe eines sey; und alles dies ist nichts anders als ein Wiederhall der Lehre der Heiden, der egyptischen, chaldäischen, und kabbalistischen Meister. Ein Wiederhall der Worte des Markus Antonius, der behauptet: „daß die Welt eine durch

alles,

alles, und Gott durch alles, nur eine Substanz sey."

Das System des Spinoza ist eine Erfindung des Strato von Lampsakus bis auf den schönern Anstrich, den selbigem Spinoza gegeben, da er aus der Natur einen Gott hervorbrachte, dessen Eigenschaften die Vollkommenheiten zum Grunde hatten, die in allen Theilen der Welt verbreitet sind. Er unterscheidet sich auch in diesem Punkte von Strato, daß er meint, in der Menge der Wesen nur eine einzige Substanz bemerkt zu haben; aber auch das ist nicht seine Erfindung. Er gesteht es selbst, daß er bey den ältesten Weisen geschöpfet. Die Eleatische Schule, Xenophanes, Parmenides, Melissus, Zeno von Elea, haben ihm die Bahn geöfnet. Diese haben einen vermeinten Grund als unwidersprechlich vorausgesetzet, aus dem sie auf geometrische Art, wie Spinoza syntetisch, analytisch gefolgert. Der Hauptgrund war dieser:

„Nichts kann gemacht seyn; es war also das, was ist, stets (das Chaos, die Materie, der Urstoff) das, was allzeit war, ist ewig; das Ewige ist unendlich, und das Unendliche ist einzig, unbeweglich, unveränderlich; das Weltall ist also ein und allein eben dasselbe Wesen. Nichts hat einen Anfang, nichts ein Ende, nichts bewegt sich in der Welt. So viele

Wiederherstellungen, Verwandlungen, welche die große Weltbühne zu verändern scheinen, sind nichts als bloße Erscheinungen.“

Dieses ist das alte heidnische System, dem Spinoza die aus der Lehre eines de Cartes gezogene Beweise einwebet, und in die geometrische Form eingekleidet hat.

Sprache.

Ein Jeder liebt seine Muttersprache, sagt man von allen Nationen, nur die Deutschen ausgenommen. Ein Gelehrter der selten spricht, gewinnt dadurch das Zutrauen eines unfehlbaren entscheidenden Urtheils, auch über Sachen, wovon er gar nichts weiß. Geschwinde Sprechen bedeutet oft nur einige gedankenleere Töne über die organisirte Zungen rollen zu lassen. Uneigentlich: und pantomimisch: spricht man auch mit Händen, mit Fächern, mit Augen, mit Minen, u. d. gl. Ein Sprachkündiger, der zugleich ein Weltkenner ist, prüft dabey alle gewöhnliche und geheime Unterscheidungszeichen. Die zärtlichen Dichter sprechen sogar mit Thränen. Ein einziger Blick von Silvien ist von mehr als ciceronianischer Beredsamkeit, und ein in ihrem blühenden Bu-

sen auf dem Wege erstickter Seufzer, der das ganze Geblüt in Wallung bringt, läßt mehr als das delphische Orakel errathen.

Endlich giebt es noch eine Sprache des Herzens. Man pflegt sie auch mit einem andern Namen Sympathie zu nennen, und diese durch eine anziehende magnetische Kraft zu erklären, diese Erklärung leuchtet niemanden besser ein, als jungen Leuten, die in Werthers Schule gebildet, ihr empfindsames Herz durch alle Casus zu dekliniren, und durch alle Tempora zu conjugiren gelernt haben.

Von der Brust sprechen ist in unsern Tagen eben nicht mehr so sehr in Uebung, gemeiniglich heißt es offenherzig grob seyn.

Stagemore.

Im März des Jahrs 1759. starb zu Colthorne in der Grafschaft Leicester in England der Prediger Stagemore, und hinterließ folgende seltsame Verlassenschaft:

Funfzig verschiedene Arten Hunde, 100 Paar Beinkleider, 400 Paar Schuh, 100 Paar Stiefel, 80 Parucken, (trug aber blos sein eigen Haar, und hat nie eine aufgesetzt), 80 Wa-

gen

gen und Karren, 30 Tragbaren, 200 Stück Spaten und Schaufeln, 50 Sattel und Reitzeuge für die Jagd-Pferde, 80 Pflüge, (wovon er nie keinen brauchte). So viel Spazierstöcke, daß ihm ein gemeiner Stockhändler 8 Pf. Sterl. (48 Thaler) dafür bot, 60 Hengste und Stuten, (keines beritten) 200 Hauen, 75 Leitern, 50 Pistolen, Bajonette ꝛc. (eine ganze Compagnie Soldaten damit zu versehen).

Eine Wagenladung Bücher mit weißen Blättern, worinnen 500 Pf. Sterl. (3000 Thaler) baar (aber keine Predigten) gefunden wurden. Er hatte einen Knecht und eine Magd, für die er alle Abend um 8 Uhr das Haus abschloß. Das letzte was er that, ehe er zu Bette gieng, bestand darinn, daß er eine Flinte losschoß, und seine Hunde aus ihren Lagern jagte. Man meint, daß er auf seinem Hofe nahe am Teich müsse gestanden haben, und daß die Hunde, die plötzlich auf ihn losgekommen, ihn hinein gedrängt, denn man fand ihn am Morgen auf seinen Knien liegen, ertrunken, wie wohl ihm das Wasser nur bis an die Brust stand. Da er kein Testament hinterlassen hatte, so fällt sein Landgut vom 700 Pf. Sterl. (4200 Thal.) jährlicher Einkünfte, ausser 1000 Pf. (6000 Thal.) baar Geld, an einen gewissen Zettelträger in London.

Statt-

Statthalter von Holland.

Bey gegenwärtiger Situazion von Holland wird folgende kurze historische Schilderung der Errichtung des Statthalteramts in der Republik der vereinigten Staaten nicht am unrechten Orte stehen:

Als die Regierung Philipps II. Königs von Spanien, den Einwohnern der Niederlande zu lästig ward, so suchten sie das Joch abzuschütteln, welches ihnen eine gänzliche Unterdrückuug drohete.

Die unter Karl V. dem Vater Philipps, verlorne Gewissens = Freyheit brachte ihre Ungeduld aufs höchste. Zur Wiedererhaltung dieser poltischen Rechte, die auf Landes = Konstitutionen und Transaktionen gegründet waren, und der verlornen Gewissens = Freyheit, diesem von der Menschheit unabwendbaren Erbtheil, machten sie sich von der spanischen Regierung unter Anführung Wilhelms I. Prinzen von Oranien, los, der damals Gouverneur der Provinzen Holland, Seeland und Utrecht war.

Die Tapferkeit dieses Prinzen setzte sie wieder in den Besitz ihrer alten politischen und Gottesdienstlichen = Freyheit, so daß sie 1579 im Stande waren, sich durch die Utrechter Union

zu

zu einem unabhängigen Corps zu vereinigen. Kraft dieser Vereinigung verpflichteten sich die Provinzen, für das gemeinschaftliche Wohl und die gegenseitige Freyheit zu wachen, unter der Bedingung, daß jede Provinz ihre Privilegien beybehalten, ihrer Direktion formiren, und folglich eine individuelle Republik ausmachen sollte. Selbst bloße Städte benuzten die Gelegenheit, und führten alte Privilegien an, und errichteten bey sich diese republikanische Form.

Man muß also dem Prinzen Wilhelm von Oranien die Wiederherstellung dieser Freyheit, und diese lang gewünschte Reformation zuschreiben. Auch waren die Holländer von Erkenntlichkeit durchdrungen, und da sie die Nothwendigkeit eines Generaldirektors für so viel getrennte und unabhängige Staaten einsahen, so ernannten sie ihn zu ihrem Statthalter, ohne aber seine Rechte und seine Pflichten fest zu bestimmen, welches nicht nöthig schien, weil sie in seine Ehrlichkeit das größte Vertrauen setzten, und er diese nicht neue Würde unter eben den Bedingungen erhielt, unter welchen er sie von dem Könige von Spanien erhalten hatte; — Ja weil man sogar geneigt war, ihn mit der Souveränität zu bekleiden.

Er genoß aber nicht lange seiner Lorbeeren. Philipp setzte auf seinen Kopf einen Preis,

und

und versprach demjenigen 25000 Karlinen, der ihm selbigen lebendig oder todt liefern würde. Dieser Prinz erhielt seinen Zweck. Wilhelm ward durch einen Pistolenschuß getödtet, und der Graf Moriz folgte ihm in der Stelle eines Gouverneurs, General = Kapitains und Admirals zu Wasser und zu Lande.

In dem ihm zugefertigten Patent gab man ihm die völlige Gewalt, „die Autorität und spezielle Kommission, dem Staate in dieser Qualität zu dienen, in selbigen die Magistrate, die Polizey, die Privilegien und das Wohl der vereinigten Provinzen und ihrer Einwohner, so wie die freye Ausübung der wahren christlichen Religion zu handhaben, zu beschützen und zu bewahren; die letztere gegen alle Angriffe zu vertheidigen; die Verwaltung der Justiz zu unterstützen, und allen denen, die darum anhielten, Recht zu verschaffen; die Angelegenheiten der Justiz, des Krieges und der Polizey mit Genehmigung und Beystand der Edelleute und Räthe der Provinzen zu leiten; Bürgermeister und Schöppen einzusetzen; die Gesetze zu machen, und sie im Nothfall zu ändern; gute Ordnung, Aufsicht, und Garnisonen in den Städten und Festungen, zu Lande und zu Wasser zu erhalten, und insbesondere alles zu bewirken, was einem guten und getreuen Gouverneur,

neur, General Kapitain und Admiral anständig ist.“ —

Dieses dem Grafen Moriz 1584. übergebene Patent ist seinem ganzen Innhalte nach bestätiget, und auf gewisse Art durch eine Instruktion von 1587. erläutert worden, deren merkwürdigster Artikel vielleicht derjenige ist, wodurch sich die Staaten von Holland die Freyheit vorbehalten, die Artikel dieser Instruktion nach Zeit und Umständen zu verändern, zu vermehren oder zu vermindern. —

Die Gründe, das Statthalteramt jemanden anzuvertrauen, war nach den eigenen Worten die Ueberzeugung: „Daß es nöthig sey, ein Gouvernement und eine Regierung zu etabliren, welche denen Unruhen und Schaden zuvorkommen könnte, die aus Mangel an gehöriger Autorität bey den öffentlichen Geschäften entstehen möchten.“

Die Geschichte zeigt, wie gegründet diese Mehnung, und zugleich, wie klug ihre Wahl war.

Die Tapferkeit des Sohnes vollendete das, was der Muth des Vaters angefangen hatte. Er schlug beständig die Spanier zurück, welche das gerne wieder erobern wollten, was sie verlohren hatten.

Seine

Seine Nachfolger waren Friedrich Heinrich, und Wilhelm II. Friedrichs Sohn. Dieser letzte ist der Urheber der völligen Unabhängigkeit der vereinigten Niederlande, die durch den Westphälischen-Frieden 1648 anerkannt, und unwiederruflich fest gesetzt ward.

Einige Umstände gaben zu Unruhen bey den Holländern über den möglichen Wachsthum der Rechte des Statthalters Anlaß, welche nach und nach zum Schaden ihrer Freyheit ihren Privilegien Abbruch thun möchten. Der erste Umstand war, daß der Statthalter einige Staatenglieder züchtigen zu müssen glaubte, welche Rechte der Souveränität ausüben wollten, denen er die Beobachtung der Regeln der Union vorschrieb. — Der Zweyte, daß er die Dimission der Truppen, welche Einige unter dem Vorwande der Verringerung der Kosten und der Bezahlung der öffentlichen Schulden vorschlugen, mißbilligte, und sie für den Staat schädlich hielt.

Ob nun gleich der plötzliche Tod Wilhelms die Holländer von der Furcht befreyete, welche ihnen seine Person einflößte, so fürchteten sie doch nichts destoweniger das Statthalteramt. Man begnügte sich nicht damit, die Truppen zu verringern, man trieb das Mißtrauen bis zur Abschaffung einer Würde, die

der letzte Besitzer vorgeblich gemißbraucht haben sollte.

Während daß die Republik keinen Statthalter hatte, erfuhr sie so viel innerliche Revolutionen, daß sie nicht mehr ein vereinigter Staatskörper war, sondern vielmehr verschiedene Staaten ausmachte, welche mit einander keine andere Gleichheit, als die Ohnmacht, sich selbst zu behaupten, hatten.

Die Prätensionen und Rechte, welche jede Provinz, Stadt und Kollegium sich eins gegen das andre anmaßten, gaben zu den größten Unruhen Anlaß. Diese Streitigkeiten wurden durch einen fremden Krieg, den sie auswärts führen mußten, vermehrt, und zwangen die Holländer, einen Statthalter zu ernennen.

Sie wählten Wilhelm III. Sohn des vorigen. Diese Wahl war sehr stürmisch, und kostete zween distinguirten Personen*) in dem Staate das Leben, welche auf eine grausame Art umkamen, weil sie sich der Wiederherstellung des Statthalteramts lebhaft widersetzt hatten.

Wilhelm III. ward anfangs nur zum General = Kapitain mit vielen Einschränkungen er-

*) Johann und Kornelius de Witt, Rathspensionaire.

ernannt; da aber die Erfahrung gelehret hatte, daß er bey der bloßen Execution der Befehle des politischen Magistrats unfähig war, die Zwecke zu erfüllen, die seine Installation nothwendig gemacht hatte, und die Republik von der Gefahr zu retten, womit sie von den Englischen und Französischen Flotten bedrohet ward, indem er seinen Operationen nicht die Kraft geben konnte, welche die Umstände erforderten; so ward beschlossen, dem Statthalter eine mehr ausgebreitete Gewalt zu geben. Man ertheilte ihm deshalb die Titel und Ehren eines Gouverneurs, Generalkapitains und Admirals der Armeen zu Wasser und Lande, mit aller der Autorität, welche seine Vorgänger gehabt hatten.

Der wiederholten Proben von der Nothwendigkeit des Statthalteramtes ungeachtet, ward diese Würde nach dem Tode Wilhelms III. doch wieder aufgehoben, welcher ohne Erben starb. Dieses Interregnum dauerte von 1730 bis 1747. Neue Gefahren zeigten der holländischen Nation, daß es ihr durchaus unmöglich sey, sich allein gegen die auswärtigen Angriffe, und gegen die beständige Streitigkeiten zu halten, die täglich zwischen den Regenten der verschiedenen Provinzen entstanden.

Es fehlte dem Staat an Geld, ob man gleich während dem Frieden große Summen eingenommen hatte. Die Armeen waren fremden Generals anvertrauet, man befürchtete, Frankreich möchte sich des Landes bemeistern. In diesen kritischen Umständen, um die Ordnung in den Affairen wieder herzustellen, und den Staat zu retten, auch erkenntlich gegen die Dienste zu seyn, welche die Prinzen von Oranien der Republik zu verschiedenen Zeiten geleistet hatten, wählten die Holländer Wilhelm IV. dem sie, wie dem letzten, die Titel eines Gouverneurs, Generalkapitains und Admirals der Armeen zu Wasser und zu Lande gaben.

Man that noch mehr. Die Neigung für die Person dieses Prinzen gieng so weit, daß die Nation diese Charge für erblich in dem Hause Oranien erklärte. Selbst die Frauen konnten dazu gelangen, wenn keine männliche Erben da waren.

Es ist gewiß, daß, wenn der Prinz die Umstände hätte nutzen wollen, er sich die Souveränität hätte versichern können. Hätten die Holländer damals auf eine klare und bestimmte Weise, die Pflichten und Rechte des Statthalters bestimmt; so würde man die gegenwärtigen Unruhen nicht nur leichter haben stillen, sondern selbigen auch vielleicht bequem zuvorkommen können.

Sterndeuterkunst.

Von dieser entwirft uns der verstorbene Geh. Rath Klotz in seinen Satiren folgendes lächerliche Bild: *)

„Es kömmt nach dem Ausspruch eines erfahrnen Dichters sehr viel darauf an, was für Sterne an Deinem ersten Geburtstage geschienen haben. Dieses wissen auch die Kalenderschreiber sehr gut. Sie bestimmen mit einer bewundernswürdigen Gewißheit, was in jedem Monath für Genies geboren werden. Mit allen Recht gehört diese Wissenschaft für die alten Weiber, deren Gütigkeit ich sehr viel Dank schuldig bin, sie haben mir diese ganze Kunst gelernet, und alle Geheimnisse derselben bekannt gemacht. Ich will von meiner Geschicklichkeit eine Probe ablegen, und von dem Einflusse der himlischen Zeichen meine Gedanken eröfnen.“

In tenui labor, at tenuis non gloria.

„Die Waage und der Wassermann sind denen Dichtern günstig, unter diesen werden anacreontische Affen, Idyllen- und Odendichter, die frostiger, als der französische Schnee sind,

*) Siehe dessen Satiren pag. 98.

geboren, unter jener aber die glücklichsten Genies. Sie sind zufrieden, wenn sie wohlklingende Reime schmieden, und die Gesetze des Sylbenmaaßes und der Versart auf das unverbrüchlichste beobachten, sie besingen Hochzeitsfeste und Geburtstagsfeyern reicher Leute, geben sich um eine Mahlzeit Essen viel Mühe, und biethen jedwedem ihre Gedichte an.

„Der Bock, ist ein glückliches Gestirn für die Kritiker; sie sind hitzig, rachsüchtig und sehr empfindlich, ärger als man es denkt, bestreiten sie was man nicht glauben will; wie sehr bringt sie nicht ein Wort, eine Sylbe in den Harnisch! Du darfst nicht widersprechen, und wenn du auch die Ursachen deines Widerspruchs mit der größten Bescheidenheit und Gelassenheit ihnen vorlegst, so werden sie dir doch alle nur mögliche Schimpfwörter aufheften; ihre Enkel und Nachkommen werden sie nicht vergessen, sondern sich rühmen, einen angeerbten Haß fortsetzen zu müssen. Hörst du nicht, was dir die Geistlichen sagen? Sie stoßen, komme ihnen nicht in den Weg; durch den Einfluß des vollüstigen Bocks hat sich in ihnen das erzeuget, was in der Burmannischen Chrestomathie S. 54. L. 18 und 19. weiter auseinander gesetzt wird.

„Der Ochse soll der gelehrten Welt Diktatores schenken. Je weniger sie Verstand und

Ge-

Gelehrsamkeit besitzen, desto stolzer und aufgeblasener sind sie; ihre Kenntnisse sollen allein schön und vollkommen, ihre Bücher allein von allen Fehlern frey, und ihre Meynungen ausgemachte Wahrheiten seyn. Sie rühmen sich alles selbst untersuchet zu haben, von niemanden haben sie etwas gelernt, aber jedermann ist ihr Schüler gewesen, den Widerspruch können sie nicht ausstehen, was sie sagen, soll allein gelten. Will man die Ursache wissen, warum ihre Meynung wahr, und der andern ihre falsch sey? so sagen sie: Wisset ihr nicht, daß wir gelehrt sind. Sie verkaufen an die Buchhändler Vorreden; ihre Briefe lassen die Verfasser voran vordrucken: mit einer seltnen Beredsamkeit überzeugen sie ihre Schüler von Ihrer Gelehrsamkeit: sie sind jenem Schuster ähnlich, der seinen Vögeln mit vieler Mühe hatte sprechen gelernt — ist ein grosser Mann, damit sein Name wenn sie etwan davon flögen, in der ganzen Welt bekannt werden möchte.

Sin autem ad pugnam exierint, (nam sæpe duobus
Regibus incessit magno discordia motu:)
Terrisonis magnisque vocant clamoribus hostem,
Erumpunt portis, concurritur, æthere in alto
Fit subito sonitus; non densior aëre grando

Non de concusso tantum pluit ilice glandis,
Quot tunc connuicia, quot dicteria!“

„Der Widder ist deutschen Brodschriftstellern günstig, sie suchen zu ihrem Vortheil nicht nur Männer, sondern auch Frauenzimmer und ihres gleichen zu unterrichten und zu vergnügen. Bald schreiben sie Fabeln; bald scherzen sie, bald philosophiren sie; bald klagen sie über die verderbten Sitten des Jahrhunderts, bald schwatzen, und spielen sie, wie dreyjährige Kinder; bald reden sie von Liebe und Wein, ein andermal wieder von Gott und Religion, heute plündern sie französische Schriftsteller, und morgen englische, schwingen sich mit miltonischen Ausdrücken bis in die Wolken, und reden mit einem sterblichen Munde von ewigen Dingen: alle Wochen machen sie ein Buch fertig, und lassen sich vom Buchführer das beschriebene Papier sehr theuer bezahlen; auf diese Leute könnte man die Rede des Cardanus beym Raphael sehr gut anwenden: Man giebt ihnen vergebens, spricht er, den Rath unnütze Dinge wegzulassen: sie sprechen: Ich mische dergleichen um deswillen mit unter, damit ich dem Buchdrucker destomehr Bogen schicken kann, wofür ich schon vorher des Preises wegen mit dem Buchhändler einig geworden bin, und schreibe ich für den Hunger und für meine Ehre.

„Der

„Der Löwe ist ein Zeichen großer Streitigkeiten. Wer unter diesem Gestirn geboren wird, ist hizzig, grausam und beständig zum Streit aufgelegt. Er liest aus einer neidischen Absicht die Bücher anderer Gelehrten, nicht darum, damit er etwas daraus lernen möchte: sondern um die Fehler darinnen aufzusuchen; bey jeder Seite wo er keine findet, knirschet er mit den Zähnen, und suchet hernach sehr sorgfältig die Druckfehler auf. Er geht schnell und froh in den Streit, und läßt mit sich keinen Stillstand schließen, nimt keine Friedens-Vorschläge und Vorbitten an, und legt nicht eher den Degen aus der Hand, bis man seine Meynung angenommen hat. Sehr viele haben diesen Fehler; der Muth fehlt ihnen niemals nicht, aber das Vermögen! Daher machen sie es oft, wie jener lächerliche B***. (wie konnte er sich unterstehen den großen Bel und Ernesti anzufallen?) und lesen die Pfeile der Helden zusammen, um dadurch sich den Nahmen der Krieger zu verdienen. Vor allen andern aber ist der Löwe den Philosophen und Theologen sehr geneigt, und wir sehen jetzt, wie er Leute die sanftmüthig seyn sollten, gegen einander aufbringt.

„Der Krebs hat schon manchen jungen Leuten eine wunderbare Krankheit zugezogen. Sie hatten gehöret, daß es zur Erklärung alter

lateinischer und griechischer Schriftsteller sehr nützlich sey, die Lesarten verschiedener Ausgaben gegen einander zu vergleichen, und daß dieses die Gelehrten und Kritiker thaten. Es ist daher jetzt beynahe keiner der nicht die verschiedenen Lesarten sammlete, und sich dieselben am Rande anmerkte. Die meisten die kaum den Wissenschaften obzuliegen sich entschlossen, und noch unter der Ruthe des Priscians seufzen, beschäftigen sich schon damit, ob sie gleich noch nicht die Anfangsgründe der Sprachen verstehen. Man gehe einmal zu ihnen, sie werden über die Menge ihrer Geschäfte klagen. Man frage sie, was sie denn für Geschäfte haben? Ich vergleiche die Stephanische Ausgabe des Martials mit der Aldinischen, und alsdann will ich die Juntinische und Plantinische vor die Hand nehmen, werden sie antworten. Nicht ungelehrte Leute aber halten dafür, daß der unzeitige Fleiß dieser Anfänger den Wissenschaften sehr schädlich sey. Es läßt sich nichts unausstehlichers und unsinnigers denken, als wenn ein Mensch der kaum die Wissenschaften kennen gelernt, sporenstreichs in die Geheimnisse der Menschen dringen will.

„Die Fische sind ein gutes Zeichen für die Gelehrten, Zeitungsschreiber, die sobald sie Vorrede und das Register eines Buchs, flüchtig

tig durchgelesen, ein entscheidendes Urtheil über das ganze Buch fällen.

Unter dem Gestirne des Schützens werden wunderbare Leute geboren. Sie würden, wenn sie zu den Zeiten des Evanders gelebt hätten, in großem Ansehen gewesen seyn. Nur was alt und römisch ist, loben sie, geben nur verstorbenen Gelehrten ihren Beyfall, und reden eine sehr alte Sprache. Finden sie beym Ennius, Pacuv und Plaut eine unbekannte alte Redensart, so zeichnen sie sich dieselbe aus, und gebrauchen sie in ihren Reden. In allen ahmen sie den Römern nach; sie gehen römisch, sie essen und trinken römisch, und wenn sie betrunken sind, geben sie römische Klopffechter ab.

„Die Jungfrau ist eure Göttinn, ihr Petitmaiters die ihr euch einbildet, die schönen Wissenschaften könnten nicht eher getrieben werden, als bis man in der Kleidung, im Gange, in der Sprache, und im Geruch die Frauenzimmer übertroffen habe. Damit aber eure Tändeleyen belohnt werden möchten, hat Apollo beschlossen, eure Hütchen, Degen und Schächtelchen zum ewigen Andenken in seinem Tempel aufhängen zu lassen. —

Stevens.

Dieser vor einigen Jahren verstorbene Engländer erfand ein Schauspiel von einer sonderbaren Art: Er nannte es: *Lectures upon heads*, und trat damit alle Winter im Theater am Heumarket auf. Es waren eigentlich satyrisch-komische Vorlesungen, über alle Stände und Volksklassen der brittischen Nation, mit tiefer Welt- und Menschenkenntniß, mit Wiz, Laune und großer Kunst gehalten. Um seinen Vortrag sinnlich zu machen, bediente er sich einer Menge Büsten von Pappendeckel, deren Bildung und Kopfputz, die verschiedenen Stände, Gewerbe, Karaktere der Menschen bezeichneten, die er durch Nachäffung in Sprache, Ton und Geberden darstellte, Hofleute, Advokaten, Aerzte, Prediger, Kramer, Militairpersonen, Gelehrte, Künstler, Hofdamen und Fischweiber, alle kamen nach der Reihe vor.

Man hörte sehr wenig triviales, aber viel belehrendes in dieser Menschenschule, die auch nicht so wohl in Betracht der philosophischen Kenntniß, als wegen der ergötzenden Mimik häufig besucht wurde. Er beschloß seine Vorlesungen gewöhnlich mit einer Satyre auf sich selbst, um bey dem so reichlich ausgetheilten Spott nicht allein leer auszugehen. Stevens gieng auch nach Amerika, ehe der Krieg in

die.

diesem Welttheile ausbrach, blieb einige Jahre daselbst, und kehrte sehr belohnt nach Europa zurück.

Stiergefechte.

Wenn man tausend Jahr lebte, und täglich darüber nachdächte, (sagt ein reisender Beobachter von diesem Spektakel) so wird man doch nie einsehen können, welchen Reiz oder Pracht man in diesen abscheulichen Stiergefechten findet: alles empört sich: die Torreadores erregen Abscheu, die Stiere *) Mitleiden: der Mensch ist von Stein, und muß zweyfachen Stein um sein Herz haben, der ohne Thränen zu vergießen, sehen kann, wie zwölf oder funfzehn Mörder, ein unglückliches Thier tödten, dem ein in Rachen gesteckter Knebel, und ein Maulkorb alle Gelegenheit beraubt, sich zu vertheidigen, uud

*) Alle die Stiere, die zu diesem Schauspiele dienen, werden auf den Bergen, oder in den Wäldern von Andalusien gefangen; um sie aus den Wäldern heraus zu locken gebraucht man darzu abgerichtete Kühe; sobald diese Stiere voll Begierde ohne Umstände auf sie springen, so fallen versteckte Bauern über sie her, ergreifen sie bey den Hörnern, oder den Schwanz, legen ihnen Maulkörbe an und führen sie fort.

und seinen Henker den es gar nicht einmal sehen kann, zu Boden zu werfen.

Was diesen unglücklichen Kampf noch abscheulicher macht ist der Beyfall, die Freude, das Geschrey des unzählbaren Pöbels, das Geklatsche, das Stampfen von zwanzigtausend Händen und Füßen, so bald der wüthende, und bis auf den Tod verwundete Stier wankt, fällt, die letzten Seufzer ausbrüllt, sich wälzt, ausstrekt, wieder aufraffen will, aber wieder niedersinkt, sich widersetzt, und sein Blut in den Sand hinströmt, während daß Hunde, Kinder und Unter-Torreadores sich mit einander um den Ruhm der Ausführung streiten.

Frauenzimmer, die bey dem Fall eines Blattes zittern, denen der Stich einer Nadel, einer Biene, einer Fliege, Thränen auspreßt; Frauenzimmer die bey dem Geruch eines Strauβes in Ohnmacht fallen, die bey einem Bliz, bey dem Anblick einer Raupe, einer Maus, einer Schnecke aufschreyen, sehen diesem Gefechte zu, hesten die Augen auf ein leidendes, sterbendes Thier, das blutet, scheinen die Wunden, das Gebrüll, die Haare, die Blutstropfen desselben zu zählen, und wann es dahin ist, nur zu bedauren, das es nun nicht mehr zappeln und leiden kann!

Das sind die Gefechte, von denen man so viel erzählt; das sind die Gefechte, die mehrere Päpste, und Könige hundertmal haben abschaffen wollen, aber allezeit vergebens: immer ist das Volk zusammen gelaufen, hat gedroht, und oft mußte man vierzig, funfzig, sechzig Stiere *) zum Tode führen, nur um es zu beruhigen.

Störtebek.

Die Handlung in Deutschland war im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert bekanntlich in den Händen der Hanse-Städte. Lübeck und Hamburg waren gleichsam das Haupt von allen. Diese Städte aber wurden auch zu gleicher Zeit von einem großen Schwarm Seeräuber, die sich am Ausflusse der Elbe und in der Nordsee aufhielten, heftig ange-

*) Im Blut der Thiere hat sich das erste Schwerdt gefärbt. Dieser Spruch ist sehr alt, und sehr wahr. Ja, an Thieren haben sich die Strassenräuber geübt: hätte man nicht Thiere getödtet, so würde sicherlich die Erde noch den ersten Menschenmord erwarten. Ein Kind wurde ehedessen zum Tode verurtheilet, weil es seinen Sperling umgebracht hatte: und es war recht: dieses Kind war ein kleiner Böswicht, den der Areopagus größer zu werden mit Recht verhinderte.

angefochten *). Klaus Störtebek (oder wie ihn einige auf Hochdeutsch Stürzebecher nennen) war, nebst Gödecke Michel das Haupt von allen. — Endlich rüsteten die Hamburger einige Kriegsschiffe aus, und schickten solche unterm Kommando dreyer Rathsherren, Simon von Utrecht, Heinrich Jenefeld, und Klaus Schacke, gegen dieselbige ab, welche diese Seeräuber bey der Insel Helgoland angriffen, und überwanden. Der Rädelsführer Störtebek, nebst siebenzig seiner Kollegen wurden gefänglich nach Hamburg gebracht, und

*) Diese Seeräuber heißen in der Geschichte Vitalienbrüder. Sie waren anfangs als rechtmäßige Kaper von dem Hanseatischen Bunde zu Stralsund und Wismar ausgerüstet, und mit Markebriefen versehen worden, um den unglücklichen König von Sweden, Albrecht, Herzogen von Mekienburg, zu unterstüzen. Als aber dieser in der Folge auf die Krone Verzicht that, und der Hanseatische Bund die große Margaretha für die rechtmäßige Besitzerin aller drey nordischen Reiche erkannte; flüchteten jene Vitalienbrüder nun, von der Hansa verfolgt nach Friesland. Hier nahm sie ein freyer Ritter und Burggraf, Keno von Broocke in Schutz. Hamburg rüstete deshalb auf eigne Kosten eine Flotte, unter Anführung verschiedener versuchter Rathsmänner, aus, griff Kenos Burg an, eroberte sie, und setzte sich in den Besitz von Ostfriesland. Die Vitalienbrüder sperrten zur Rache die Ausfahrt der Elbe, und brachten alle zwischen Hamburg und England fahrende Schiffe auf. Es bekam ihnen aber, wie wir gesehen, sehr übel.

und sämmtlich auf dem Großbrocke im Jahr 1402. enthauptet. Die übrigen waren im Treffen umgekommen.

Zum Gedächtniß dieser für die Hamburger so rühmlichen That, hat man einen silbernen Pokal machen lassen, der noch jetzt in der dortigen sogenannten Schiffergesellschaft aufbewahrt wird, und ihn Störrebek benennet, aus welchem man noch allen neugierigen Fremden ein guten alten Wein trinken läßt.

Stolz.

Der Stolz ist eine Leidenschaft, die unter allen Leidenschaften am wenigsten für den Menschen gemacht ist; und doch giebt es kaum eine Leidenschaft, die sich leichter in das menschliche Herz einschleicht, und sich unter so vielen Gestalten verbirget, als eben diese. Alles, was die menschliche Natur in ihrem gegenwärtigen Zustande an sich hat, sollte uns bewegen allen Samen des Stolzes in uns zu unterdrücken, und die Seele in den niedrigsten Stand der Demuth und Selbstverleugnung zu versetzen.

Der Stolz ist nicht für den Menschen geschaffen, weil er erstens ein sündiges, zweytens ein unwissendes, und drittens ein elendes Ge-

schöpf ist. Er hat weder in seinem Willen, noch in seinem Verstande, noch in seinem gegenwärtigen Zustande etwas, das ihn zum Stolze oder zum Hochmuthe reizen könnte.

Diese drey Ursachen, weswegen er nicht stolz seyn sollte, sind aber eben die Bewegungsgründe, warum er es ist. Wäre es nicht ein sündiges Geschöpf, so würde er sich nicht von einer Leidenschaft beherrschen lassen, die von seiner verderbten Natur herrühret. Wäre er nicht ein unwissendes Wesen, so würde er sehen, daß er nichts besitzet, worauf er stolz seyn könnte; und wenn das ganze menschliche Geschlecht nicht so elend wäre, so würde er die elenden Gegenstände, mit welchen er sich vergleicht, und welche machen, daß er sich andern vorziehet, nicht vor Augen haben.

Ein Weiser ist damit zufrieden, daß seine Ehre bis auf eine solche Zeit verschoben wird, da sein Verstand würklich erleuchtet, sein Wille gebessert, und seine Glückseligkeit unveränderlich und gewiß seyn wird, oder daß ich es mit andern Worten sage, wenn er nicht mehr sündig, nicht mehr unwissend, und nicht mehr elend seyn wird. Aber diese Zeit erleben wir in dieser Welt nicht; sie erscheint erst jenseit des Grabes, und bis dahin sollten wir billig allen Ansprüchen auf Ehre und Vorzug entsagen.

Wenn es irgend eine Sache giebt, die den Menschen bey Wesen von höherer Art, und von höheren Einsichten lächerlich machen kann, so ist es gewiß der Stolz. Ihnen ist die Richtigkeit der in der Einbildung bestehenden Vollkommenheit, die das menschliche Herz so hochmüthig macht, das Puppenspiel der Vorzüge, die sich auf Geburt, Reichthümer, äussere Gestalt, schöne Kleider oder Titel gründen, so wohl bekannt, daß es sie in Erstaunen setzen muß, wenn sie einen Hochmüthigen sehen, der sich aus diesen Ursachen über andere Menschen erhebet, ob er gleich eben so elend ist, als sie.

Man stelle sich einen Ameisenhaufen vor, in welchem alle Ameisen menschliche Leidenschaften haben. Wie würden wir lachen, wenn wir eine Ameise hören sollten, die uns eine weitläuftige Beschreibung von ihren Eltern und Großeltern, oder von ihren Titeln und Würden machen wollte. Jetzt tritt sie einher, die stolze Ameise, mit langsamen abgemessenen Schritten; der ganze Haufe theilet sich zu beyden Seiten, und macht dem vornehmsten Geschöpfe Platz, das mit verächtlichen Blicke mitten durch sie hingehet. Und das von Rechtswegen, denn es ist eine Ameise von Stande, die besser Blut in ihren Adern hat, als irgend eine Ameise in dem ganzen Haufen. Auf einem Stückchen verfaultes Holz stehet eine an-

dere eben so stolze Ameise, die von ihrem Throne auf eine Menge anderer Ameisen herab siehet, die für sie arbeiten müssen. Sie ist das reichste Insekt auf dieser Seite des ganzen Ameisenhaufens; denn sie besitzt einen ungeheuren Strich Landes, der eine halbe Elle lang, und einen ganzen viertel Zoll breit ist. Sie hat wohl hundert ärmere Ameisen zu ihrer Bedienung, und zum wenigsten funfzehn Gerstenkörner in ihrer Scheure. Sie hat eben jetzt einen Prozeß wider eine andre Ameise, die ihre Nachbarin, aber kaum den funfzigsten Theil so reich ist, ob sie gleich so gut eine Ameise ist als jene.

Hier kömmt eine andere Ameise von großem Ansehen; alle andere Ameisen erweisen ihr die größten Ehrenbezeugungen. Warum? Sie trägt ein Stückchen weißes Stroh, das sie nicht gegen den längsten Strich des ganzen Ameisenhaufens vertauschte. Es ist ihr aber auch blutsauer geworden, dieses Stückchen Stroh zu erlangen, und wer will es ihr verdenken, daß sie sich auf dessen Besitz eben so viel einbildet, als der Mensch auf den Besitz des Goldes, welches in den Augen eines höhern Wesens keinen größern Werth hat, als dieses Stückchen Stroh in den Augen des Menschen.

Indem kommt der Tod in Gestalt eines Sperlings auf den Ameisenhaufen geflogen, und

und verschlinget alle Ameisen ohne Unterschied, die Ameise von vornehmen Stande, und ihre Schmeichler, die reiche mit ihren Tagelöhnern, die mit dem weißen Strohhälmchen und ihre Verehrer.

Kömmt uns der Stolz dieser Ameisen lächerlich vor, so können wir versichert seyn, daß der menschliche Stolz in den Augen höherer Wesen, und besonders in den Augen des unendlichen Gottes wenigstens eben so thöricht ist. Was muß der wohl bey unserm Stolze denken, dessen allwissenden Augen nichts verborgen bleibet, der unser Elend eben so vollkommen durchschauet, als die Nichtigkeit aller derjenigen Dinge, auf deren Besitz wir uns eben so viel einbilden, als jene närrische Ameisen?

Struensee.

Johann Friedrich Struensee, ein Doktor in Altona, schwingt sich in Zeit von drey Jahren zum dänischen Grafen und Premierminister auf, und regiert das ganze Reich so unumschränkt, als die Staatsverfassung selbst ist. Er vertreibt den Adel, der bisher das Ruder führte, er schmelzt die Miliz um, er errichtet neue Kollegien, und schaft alte ab; er entfernt

von der unehlichen Geburt, die darauf haftende Schande, und — was freylich das Schlimste war — beschneidet die Besoldungen der Geistlichkeit — mit einem Worte, wühlt in dem Dänischen Staatskörper wie ein Geburtshelfer. Indessen er, vom Schwindel betäubt, auf der Höhe, die er gestiegen hat, ganz sorglos ist, machen seine Wiedersacher in der Stille ihre Anstalten, erhalten vom Könige mitten in der Nacht die Genehmigung zur Ausführung ihres Entwurfs, nehmen die Königin Mathildis, eine englische Prinzessin, den Etatsminister, und alle seine Anhänger gefangen, und führen die beyden Grafen Struensee und Brand aufs Blutgerüste.

Daß Struensee nichts weniger hatte, als politische Klugheit und die Gabe, das Glück zu tragen, ist gar nicht zu läugnen. Was er in achtzehn Monathen ausführte, dazu hätte sich ein staatskluger Kopf eine Zeit von achtzehn Jahren genommen, und immer wenigstens eine Parthey des Staats, z. E. die Soldaten oder Geistlichen, auf seiner Seite behalten. Auf der andern Seite aber ist wohl auch das entschieden, daß er ein Mann von vielen Einsichten, und einem vortreflichen Genie war, und daß er dem Reiche gewiß durch Erhöhung des von ihm beförderten Ackerbaues, Vertilgung einiger Vorurtheile, schnelleren Gang

der

der Geschäfte ꝛc. mit der Zeit genuzt hatte. Die Geistlichen der Hauptstadt machten ihm zum Religions-Verächter — vielleicht nur um etwas zu bekehren zu haben, und sich goldene Dosen schenken zu lassen. Zum Glücke belohnen nicht sehr viele Prinzen die Bekehrung der Naturalisten, weil sonsten die Welt davon wimmeln würde.

Stutzer.

Ein Stutzer, oder süßer Herr, von welcher Art Leuten man in jeder Stadt, und in jedem Stande, so viele und mannigfaltige Originale antrift, ist ein Mensch, der Essen, Trinken, Schlafen, Spielen, Spazierengehen, bey den Schönen herumflattern, sich an- und auszukleiden — für seine ganze Bestimmung, für seine rühmlichste Beschäftigung hält; der ein guter Muselmaun geworden wäre, weil er sich einen Himmel ohne Frauenzimmer, und ohne Galanterie gar nicht denken kann; der wenn er sich ja um den morgenden Tag bekümmert, es nur deswegen thut; um neue Vergnügungen, neue Moden, neue Engagements zu erfinden, um sich eine neue Puppe aufzusuchen, mit welcher er spielen kann.

Die angenehme Morgenzeit, welche der fleißige Künstler, wie der Gelehrte, zu seinem und des Vaterlandes Vortheil nutzt, verschläft er, um von dem Rausche, und den vielen hirn- und geschmacklosen Beschäftigungen des vergangenen Tages auszuruhen; dann steht er gegen Mittag auf, schlürft seine Chocolade, läßt sich ankleiden, giebt sich Mühe, die Damen bey ihrem Nachttisch zu überraschen, sagt Ihnen die größten Schmeicheleyen ins Gesicht, hüpft von der Braunen zur Blonden, singt ihnen, sie mögens hören wollen, oder nicht, eine französische oder italiänische Arie vor, und macht sich in allen Gesellschaften, wenigstens bey dem vernünftigsten Theil derselben, bald durch seinen Afterwiz, bald durch seine Manieren, und durch sein immerwährendes Tändeln unerträglich.

Ist der süße Herr vollends in Paris gewesen, und hat er sich, welches der Hauptzweck solcher Reisen zu seyn pflegt, den Unterschied französischer und deutscher Buhlerinnen, nebst allen großen und kleinen Erfindungen der Mode bekannt gemacht: dann sind alle diejenigen zu beklagen, die das Unglück haben sich in seiner Gesellschaft zu befinden. Was zur Etikette, welches die eigentliche Stutzersitte ist, gehört, was man bey der Bewillkommung und Führung eines Frauenszimmers zu beobachten

hat,

hat, das weiß keiner beſſer, als er; er thut alles avec grace, er iſt in ſeinen Augen ein allerliebſter Menſch, und bildet ſich ein, daß alle hübſche Mädchen, von dem Glanze ſeiner Weſte geblendet, ſich in ihn verlieben müßten; er hat die ganze Mine und den Schein eines ſehr geſitteten Menſchen, obgleich ſeine Aufführung nichts weniger, als geſittet iſt. Wenn der ſüße Herr erſt anfängt, verliebt zu werden, dann iſt es gemeiniglich um ihn geſchehen, dann bringt eine Narrheit die andere hervor; er wird entweder ausſchweifend oder ſchwermüthig, und geräth oft in den beklagenswürdigen Zuſtand eines Menſchen, der ſeinen Verſtand verloren hat.

Man darf aber nicht denken, daß dieſe beſondere Art der Affektation, womit es blos auf Befriedigung der Eitelkeit, und auf einen angenehmen Zeitverluſt angeſehen iſt, nur dem männlichen Geſchlecht eigen ſey; nein es giebt auch weibliche Stutzer, es giebt weibliche Figuren, und Thörinnen die Menge, die es ganz zu vergeſſen ſcheinen, daß ſie eine Seele haben, deren Bildung ihre vornehmſte Sorge ſeyn ſollte. Die den beträchtlichſten Theil des für beyde Geſchlechter, zur Würkſamkeit beſtimmten Tages beym Putz- oder Spieltiſche vertändeln, ihre körperliche Reize mit ſo vieler ſichtbaren Begierde, bemerkt und gelobt zu werden, zur

Schau ausstellen, und bald durch das Gezwungene und Pretieuse in ihrem Anstande, und in ihrem Geberden, bald durch eine affektirte Sprödigkeit, die ins Lächerliche fällt, die Herzen, die sie erobern wollen, von sich zurückscheuchen.

Gut wärs in der That, wenn die süßen Herrn und Damen etwas ernstlicher die Absicht, warum sie in der Welt, warum sie Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sind, überlegten, und wenn sie sich beyzeiten, ehe das stuzermäßige und oft unsinnige Betragen bey ihnen zur Gewohnheit wird, von dieser Thorheit, deren geringste schädliche Folge, Einbuße seines Geldes und seines Ansehens bey vernünftigen Leuten ist, heilen liessen. Denn je länger sie darinn fortfahren, desto lächerlicher machen sie sich. Jugend und Reize, die freylich manche Narrheiten dieser Art einigermaßen entschuldigen, verschwinden nur gar zu bald; nur gar zu bald runzeln die Stirnen, auf denen sonst ein holdes, süßes Lächeln wohnte, und die sich in so verschiedenen Falten zu legen wußten, und wer dann des Affektirens, des Duftens von wohlriechenden Sachen, des immerwährenden Gesprächs von niedlichen Kleinigkeiten, und des Seufzens zu den Füßen der Schönen einmal gewohnt ist: der wird bey zunehmenden Jahren, wo man wider seinen Willen gesetzt

und

nachdenkend werden muß, ein Gespötte der Kinder, und sich selbst und andern unerträglich werden.

Sultane. Sultanin.

Als einsmal einige Hofleute mit Ludwig XIV. der damals nur funfzehn Jahr alt war, von der unumschränkten Macht der Sultane redete, sagte der damals noch junge König darauf: Das heißt herrschen: der Feldmarschall D' Etrees, der eben zugegen war, und mit Grunde die Folgen eines solchen Geständnisses von einem jungen Prinzen fürchtete, antwortete sogleich: „Aber Sire, zween oder drey dieser Kayser sind zu einer Zeit erwürgt worden.“

Sultane, oder sogenannte Sofi von Persien lassen, sobald sie zur Regierung gelangen, zur ersten Probe ihrer Macht allen ihren Brüdern, Onkeln und ihren Söhnen die Augen ausstechen.

Der Minister, dem dieser schrekliche Befehl aufgetragen wird, kommt zur Pforte des Serails, zeigt den Verschnittenen die Königliche Verordnung, man führt diese aus Furcht des neuen Königs unglücklichen Schlachtopfer heraus,

aus, und während dem, daß sie die Verschnittenen halten, öfnet ihnen der Minister mit einer Hand den Augendeckel, und mit der andern, in der er ein spitziges Messer hält, löset er das Auge aus seiner Hölung. Alsdann führt man sie in das Serail zurück, verbindet ihre Wunden, und der Tyrann glaubt, daß sich nun erst alsdann seine Regierung anfange, wenn man ihm die Nachricht gebracht hat, daß seine grausame Befehle pünktlich vollzogen worden.

Die Perser behaupten dennoch, daß sie nicht so grausam als die Türken seyn, die ihre Brüder und ihre Onkeln gar umbringen *).

Wenn die Unterthanen des Königs von Kayor in Asien die Erlaubniß erhalten haben, sich seiner Person nähern zu dürfen, so müssen sie sich in dem Hofe des Pallastes ganz bloß ausziehen. So bald er kömmt, werfen sie sich auf ihre Knien, bedecken ihr Gesicht mit Sand, und kriechen bis zu ihm hin: Alsdann machen sie ihren Vortrag mit niedergeschlagenen Augen, und ein Wort des Fürsten, ist eine Entscheidung, darwider nicht der geringste Einwurf gemacht werden darf. —

Das Wort Sultanin wird in Europa so sehr gemißbraucht, daß ich es für nöthig halte,

*) In neuern Zeiten, findet man dennoch Beyspiele des Gegentheils.

te, einige Amerkungen herzusetzen, die, wie ich hoffe, jeden Irthum in Ansehung dieses Ausdrucks berichtigen werden.

Das Wort Sultan ist bloß ein Titel der Geburt, der den Ottmannischen Prinzen, die am Throne geboren sind, und denen von der Familie des Gengiskan eigen ist. Dieses Wort, welches Sultan ausgesprochen wird, stammt ohne Zweifel von Soudan ab; und dieser Titel ist in Egypten gleich mit dem eines Königs; aber führt weder in der Türkey noch der Tatarey den Begriff der höchsten Gewalt mit sich. Der Titel Kan ist besonders dem Beherrscher der Tatarn eigen, und gleichbedeutend mit Shah, welches bey den Persern König bedeutet, wovon Pädi Shah, großer König, abstammt, welchen Titel die Ottmannische Familie angenommen hat, entweder um ihn verschiedenen Mächten zu verweigern oder zuzustehen, welche vielleicht nicht eingesehen haben, daß es ihrer würdiger seyn würde, diesen Titel nicht zu erkennen, als ihn zu fodern. Der Titel Sultan giebt seinen Besitzern die Fähigkeit der Thronfolge, und die Ordnung der Tronfolge geht bey den Türken stets auf den ältesten der Familie *) welcher, wie ich schon gesagt habe, am Throne geboren seyn muß.

Sul-

*) So wird fast immer der Bruder des absterbenden Großherrn Kaiser; selten einer der Sohne.

Sultan Machmout starb, nach einer Regierung von ein und zwanzig Jahren ohne Leibeserben, und ließ das Reich seinem Bruder Osmann, dem ältesten von vier übrig gebliebenen Söhnen des Sultan Achmet, welcher durch einen Aufruhr des Thrones entsetzt ward. Mustapha, welcher den Osmann folgte, Bajazet, welcher im Serail starb, und Abdul Hamid, der regierende Sultan, waren mit Osmann von einem Alter, dessen Familie, da er keinen Nachkommen hinterließ, der gänzliche Untergang drohete, hätte seine Regierung längere Zeit gewähret. Aber sie dauerte nur drey Jahre lang, und Sultan Mustapha gab dem Reich sehr bald zwey Erben, von welchen der Eine jetzt in der Person des Sultan Selim lebt, welcher nach seines Vaters Tode eingeschlossen ward, aber bestimmt war seinem Oheim Abdul Hamid zu folgen, mit Ausschließung seiner lebenden und noch ungebohrnen Vettern.

Man kann hoffen, daß dieser noch junge Prinz den Thron in einem Alter besteigen werde, das ihn fähig macht, die Dynastie der Ottmanischen Prinzen sicher zustellen; welche der Ordnung der Thronfolge oft das Ende gedroht hat: ein Umstand der hinlänglich ist, das ganze Reich zu vernichten, da kein Gesetz der Familie des Gengiskan einigen Anspruch dar-

auf zusteht. Dieses Vorurtheil, welches Eingang gefunden hat, bewog mich, mich selbst nach der Wahrheit desselben bey dem Tatar-Kan zu erkundigen, und dieser Fürst versicherte mich, daß es keinen Grund hätte. Man kann demnach muthmaßen, daß im Fall die Ottmanische Familie aussterben sollte, die Faktionen welche ihr Erbe in Stücken zerreissen würden, die Männer des Gesetzes bestimmen müßten, einen von den Sultanen des Tatarn auf den Thron zu setzen; und zwar aus Mangel der Seitenlinien, welche die Schwäche des Despoten, bewafnet mit der barbarischen Grausamkeit, bey ihrer Geburt getödtet hat.

Ich rede aber nicht von denen Zweigen, welche von den Prinzen, die vermöge ihrer Politik in dem inneren des Serails eingeschlossen sind, und denen es vergönnet wird, Weiber zu nehmen, entspringen mögen. Ihre Kinder würden, da sie zwischen dem Throne und dem Staate geboren sind, weder zu dem einen noch zu dem andern gehören. Ein Betrug mag immer der Natur den Schrecken ersparen, sie getödtet zu wissen, und das Vorurtheil mag den schmeichelnden Irrthum fortpflanzen, daß die Weiber dieser Prinzen nicht mehr in dem Alter sind, das Verbrechen nothwendig zu machen.

Aber die Töchter und Schwestern des Großherrn, die mit den Vizieren und Vornehmen des Reichs vermählet werden, leben abgesondert in den Palläſten, und die männlichen Kinder dieser Ehen müssen in demselben Augenblick, und von denselben Händen, die sie in die Welt bringen, erſtickt werden. Dies ist zugleich daß öffentlichſte und unverletzlichſte Geſetz; kein Schleyer wird über den Greuel dieſer Mordthaten geworfen. Eine feige Furcht heiſcht dieſen Mord mehr als das wahre Intereſſe des Thrones.

Wenn die weiblichen Kinder allein dieſem mörderiſchen Geſetz entgehen, ſo ſind ſie verpflichtet, dem Titel Sultanin das Wort Hanum beyzufügen, eine Benennung, die allen Frauenzimmern von gutem Vermögen gemein iſt; und die Kinder beyderley Geſchlechts, welche dieſe Prinzeſſinnen fähig ſind, zu erhalten, treten in der folgenden Generation in die gemeine Klaſſe der Menſchen; ſie werden durch keine Art von Titel weiter unterſchieden. Entſprungen von der Enkelin des Großherrn, ſind ſie ſchon alles Einfluſſes väterlicher Geſinnungen beraubt. Der Urgroßvater hat ſie ſchon in der Dunkelheit ihrer Geburt aus dem Geſichte verloren.

Auf

Auf diese Weise wird der Rang einer Sultanin bey den Türken bestimmt. Die Tartarn handeln menschlicher, weil sie nicht despotisch sind, und tödten niemanden, sie begnügen sich damit, daß sie einer Sultanin Sohn den Namen, Rang und Rechte des Mirza geben, den sie gewählt hat, sein Vater zu seyn.

Die weibliche Sklavinn des Serail, welche die Mutter eines Sultans wird, und welche lange genug gelebt, ihren Sohn den Thron besteigen zu sehen, ist auch das einzige Frauenzimmer, welches, und zwar nur in dieser Periode, ohne den Vorzug der Geburt, den Titel Sultana Walide, Sultanin Mutter, erwerben kann.

Bis dahin in dem Innern ihres Gefängnisses mit ihrem Sohn eingeschlossen, muß sie mit der Achtung zufrieden seyn, welche er für sie hegen mag. Der Name Sultanin Favoritin ist desto ungereimter, weil sie, wenn sie die Sultanin ist, jene Vorzüge nicht genießen kann; und von dem Augenblick an, da sie dieselbe besitzt, hört sie auf Sultanin zu seyn.

Der Titel Bacha Kadnu, vornehmste Gemahlin, ist die erste Würde des Harem des Großherrn, sie hat größere Einkünfte, als diejenigen die den Titel der zweyten, dritten und vierten Gemahlin führen; aber diese Vor-

züge bezeichnen nicht immer die wahre Favoritin. Der regierende Großherr hat diese Unterscheidungszeichen seiner Dankbarkeit geweihet, und hat sie Frauenzimmern ertheilt, die seine Einsamkeit (Retraite) mit ihm getheilt hatten. Er kann nach Gefallen mit ihnen schalten, und diejenigen, die diese Vorzüge schon besitzen, in das alte Serail bringen lassen. Keines dieser vier Frauenzimmer ist eigentlich an ihn vermählt; sie stellen blos die vier freyen Frauen vor, die das Gesetz verstattet. Man kann immer muthmaßen, daß sie auch blos zur Schau da sind.

Ich habe bereits erwähnt, daß die Schwierigkeit des Zutritts zum Harem des Großherrn, (wo nur einige wenige Aerzte zugelassen werden; und auch dies nach Wegräumung jedes Dinges, was die Krankheit nicht nothwendig erfordert) kein anders Urtheil verstattet, als was man etwa aus den Kenntnissen der Wächter hernehmen kann, die in den Harems der Privatleute dienen.

Selbst der Pallast einer Sultanin, wo jedes Ding, selbst ihr Gemahl, ihr zu Gebot steht, kann keine Kenntniß von dem geben, was in dem Serail vorgeht. Ich nehme es also nicht auf mich, einen Lichtstrahl in dies unzugängliche Gefängniß zu werfen; noch einige Gegenstände zur Vergleichung herzustellen.

Ich

Ich will mich bloß auf einige Details einschränken, welche manchen Leser unterhalten werden. Sie geben zum wenigsten ein Gemälde von Sitten, und ich bin glücklich, wenn ich in dieser Absicht die Neugier des Publikums befriedigen kann, indem ich, (so wie Frau von Tott mir dictirt) einen Besuch beschreibe, welchen sie mit ihrer Mutter der Sultanin Asma, Tochter des Kayfers Achmet, und Schwester seines Nachfolgers bis auf den heutigen Tag, abstattete.

Unter der Regierung des Sultan Machmoud war diese noch junge Prinzessin, die nach dem Beyspiel ihres Bruders ein günstiges Vorurtheil in Ansehung der Franken gefaßt hatte, begierig, sich mit einem europäischen Frauenzimmer zu unterhalten. Meine Schwiegermutter, ob sie gleich in der Türkey geboren war, entsprach ihrem Verlangen, und ward eingeladen, ihr mit ihrer Tochter die Aufwartung zu machen. Die weibliche Aufseherin des äußeren Pallastes, war beordert, sie zu empfangen, und sie zu der Sultanin zu führen. Bey ihrer Ankunft am Serail dieser Prinzessin, ließ die Führerin sie durch zwey verschiedene eiserne Thore gehen, die von verschiedenen Thürhütern bewacht wurden; welche aber in keinem Stück von der gewöhnlichen Gattung dieser Leute verschieden waren, und eben so we-

nig der Hüter des dritten Thors, welches, da es alles nach dem Befehl der Aufseherin geöfnet ward, verschiedene schwarze Verschnittene zum Vorschein brachte. Diese giengen mit weißen Stäben in der Hand, den weiblichen Fremden durch einen innern Hof, der ihrer Aufsicht anvertrauet war, vor, und führten sie in ein groſses Zimmer, das Zimmer der Fremdlinge genannt.

Die Kiaya Kadnu, oder Aufseherin der innern Zimmer des Serails, kam die Honneurs zu machen, und die Sklavinnen, die sie mitgebracht hatte, halfen den Fremden, die Maske wegzunehmen und den Schleyer aufzuwickeln, indem ihre Gebieterin weggieng, der Sultanin ihre Ankunft zu melden. Die Prinzessin aber, von den Vorurtheilen ihrer Religion eingenommen, wollte den Besuch nur hinter dem Vorhang annehmen, so daß sie sehen konnte, ohne gesehen zu werden. Aber da meine Schwiegermutter darauf bestand, wieder hinwegzugehen, wenn die Sultanin sich nicht zeigen wolle, gab die Prinzessin endlich ihre Einwilligung. Nun aber mußte sie Zeit gewinnen, sich gehörig in Kleidung zu setzen, und sie ließ meine Mutter ersuchen, noch einige Zeit zu verweilen, ehe sie zu ihr ins Zimmer käme. Sie wurden bald darauf von der Aufseherin und einer groſsen Anzahl Sklavinnen eingeführet. Sie fan-

den

den die Sultanin reich gekleidet, und mit allen ihren Diamanten geschmückt, an der Seite eines prächtigen Sophas sitzend, welcher ihren Saal bekleidete, dessen Tapezerey *) von goldenen und silbernen Lioner Stoff war, aus Stücken von verschiedenen Farben zusammen genähet. Die Selictes (kleine baumwollene Matraßen mit Seidenzeug belegt) mit Taffent mit goldenen Streifen überzogen, wurden vor der Sultanin ausgebreitet, und dieneten ihnen zum Sitz; indem sechzig junge Mädchen, leicht gekleidet mit reichen Röcken, rechts und links am Eingang des Saals zwey Reihen bildeten, die Hände kreuzweise über den Leib gelegt.

Nach den ersten Komplimenten, fielen die Fragen der Prinzessin auf die Freyheit, welche die Europäischen Frauenzimmer genössen. Sie verglich sie mit den Gebräuchen des Harems und bezeigte einige Schwierigkeit, sich vorzustellen, wie der künftige Ehemann das Gesicht eines jungen Mädchens vor der Hochzeit erblikken dürfe.

*) Diese Art des Luxus ist wenig im Gebrauch bey den Türken. Man findet sie nur in den Harems, wo eine Art Vorhang sich hinter den Kissen erstrekt, und die Hälfte der Wand bedeckt. Aber der Saal des Thrones, welcher keinen Sopha hat, ist gänzlich mit Tapeten bedeckt.

Nachdem sie noch verschiedene Fragen über diesen Gegenstand ergehen lassen, ließ sie sich in die Vorzüge unserer Sitten vor den ihrigen ein, gab den natürlichen Empfindungen, die aus ihrer eignen persönlichen Lage entspringen, Raum, und beklagte sich sehr über die Grausamkeit ihrer Verfassung, welche sie in einem Alter von dreyßig Jahren, in die Gewalt eines abgelebten alten Mannes geworfen hätte; der ihr, da er ihr, wie einem Kinde begegnete, nur Widerwillen eingeflößet hätte. „Er starb dennoch endlich, fügte sie hinzu; aber bin ich jetzt glücklicher? Zehn Jahre bin ich an einen jungen Pascha vermählt, der, wie man sagt, jung und liebenswürdig ist, aber wir haben uns einander nie gesehen“ *). Die Prinzessin sagte den Europäischen Damen noch manche verbindliche Sachen, und gab denn der Aufseherin Befehl sie aufs beste zu bewirthen; und nachdem sie einen Spaziergang gethan hatten, eine Unterhaltung für sie in den Garten anzustellen, und sie zum Beschlusse des Besuchs wieder zu ihr zu führen.

Die Aufseherin führte sie also in ihr Zimmer, wo sie allein mit ihr speiseten; indem eine An-

*) Man vergleiche hiemit das 3te Stück des Portef. 1784. S. 337.

Anzahl Sklavinnen eine Reihe rund um den Tisch formirten, und gänzlich beschäftigt waren, ihnen aufzuwarten.

Da die Mahlzeit geendiget und der Kaffee gereicht worden, wurden den Europäerinnen Pfeifen angeboten, welche sie ausschlugen, und die Aufseherin selbst ließ sich kaum so viel Zeit, die ihrige auszurauchen, führte dann ihre Gäste in den Garten, wo andere Haufen von Sklavinnen nahe bey einem sehr schönen Kiosk, dem Platz, wo die Gesellschaft sich zu versammeln pflegt, in der Reihe gestellt waren.

Dieser prächtige und reich verzierte über ein breites Wasserbecken gebauete Pavillon, nahm die Mitte des Gartens ein, wo an allen Seiten Rosengeländer dem Auge die hohen Mauern verbargen, die dieses Gefängniß umgeben. Kleine und enge mit Mosaik gepflasterte Fußstege, waren, wie der Gebrauch ist, die einzigen Spaziergänge in dem Garten; aber eine große Menge Töpfe und Körbe mit Blumen, reichte den Augen eine reizend kolorirte Gruppe dar, und lud die Sinnen ein, ihrer Lieblichkeiten auf einem bequemen Sopha zu genießen. Sie hatten sich kaum gesetzt, als die Verschnittenen, welche der Prozession vorgingen, sich in einiger Entfernung von dem Kiosk in der Reihe stellten, den Musikern der Prinzessin Platz zu machen, welche aus zehn

Sklavinnen bestanden, die verschiedene Stücke aufführten; da indessen ein Haufen eben so reich aber üppiger gekleideter Tänzerinnen, verschiedene Tänze aufführten, welche ziemlich reizend, so wohl in Ansehung der Mannigfaltigkeit der Schritte, als der Stellungen waren.

Diese Tänzerinnen waren auch von einer höheren Klasse, als sie gewöhnlich in Privat-Häusern sind. Bald darauf erschien ein neuer Haufen Frauenzimmer, wie Männer gekleidet, ohne Zweifel, um dieses Gemälde mit einem Geschlechte zu beleben, welches dieser Ergötzlichkeit fehlte. Diese vorgestellten Männer huben eine Art eines Fechtspieles auf dem Wasser an, indem sie die Früchte, welche andere Sklaven in das Becken warfen, zu erhaschen suchten. Die Fremden hatten noch das Vergnügen in einem kleinen Boot auf dem Wasser zu fahren; es ward gleichfalls von männlich gekleideten Sklavinnen gerudert. Nunmehr wurden sie wieder in der Sultanin Zimmer geführt, nahmen mit den gewöhnlichen Ceremonien Abschied von ihr, und wurden dann aus dem Serail durch dieselbe Zugänge, und in derselben Ordnung, wie beym Eintritt geschehen war, zurück geführet.

Es erhellet aus dieser Beschreibung, daß die Verschnittenen mehr der Sultanin zu Befehl stehen, als daß sie geneigt wären, sie ein-

zu-

zuschränken. Diese Geschöpfe sind bloß ein Gegenstand des Luxus in der Türkey; man findet sie in grosser Anzahl nicht anders als in dem Serail des Großherrn und der Sultaninnen. Der Stolz der Großen erstrekt sich freylich auch so weit, aber mit Einschränkung, und die Reichsten unter ihnen haben schwerlich mehr als zwey oder drey schwarze Verschnittene. Die weißen Verschnittenen, welche weniger häßlich sind, sind dem Großherrn vorbehalten, um die Wache für die äussern Thore des Serail zu formiren. Aber man verstattet ihnen nicht sich dem Frauenzimmer zu nähern, noch einige andre Bedienung zu erhalten, indem die Möglichkeit die Würde eines Kislar Aga zu erhalten, den schwarzen Verschnittenen zum wenigsten einen Bewegungsgrund an die Hand giebt, ihren Ehrgeiz zu unterhalten und zu beleben. Ihr Karakter ist stets wild und frech, und die Natur, beleidigt in ihrer Person, scheint beständig den Vorwurf zu empfinden.

Obgleich das Fest Thiraghan (das Fest der Tulpen; welches so genannt wird, weil es darinnen besteht, ein Garten Parterre zu illuminiren; und die Tulpe der Türken liebste Blume ist) eine Ergötzung die der Großherr oft vornimmt, niemanden fähig machen kann, vom Inneren des Serail zu urtheilen, so mag doch eine besondere Nachricht hievon interessant

seyn, wenn sie einige Idee von des Großherrn Vergnügungen macht.

Der Garten des Harem, der ohne Zweifel größer, als der Garten der Sultanin Asma, aber gewiß in demselben Geschmack ausgeputzt ist, dienet zum Theater dieser nächtlichen Feste. Vasen von jeglicher Gattung, mit natürlichen oder gekünstelten Blumen angefüllt, stehen da zusammen gehäuft, und werden von einer unendlichen Menge von Laternen, färbigen Lampen, und in Glasröhren gestellten Wachslichtern, und durch aufgerichtete Spiegel erleuchtet und vervielfältiget. Boutiquen, mit verschiedenen Kaufmanswaaren angefüllt, werden von dem Frauenzimmer gehalten, welches im gehörigen Anzuge, die Kaufleute vorstellet. Die Sultaninnen, welche Schwestern, Nichten, oder Verwandtinnen des Großherrn sind, werden zu diesen Ergötzlichkeiten eingeladen, und sie so wohl als ihre Hoheit kaufen kleine Waaren und Stoffen in den Boutiquen, womit sie sich untereinander Geschenke machen. Sie erstrecken ihre Großmuth auch zu solchen Frauenzimmern des Großherrn, denen es vergönnt wird, sich ihm zu nähern, oder die die Boutiquen halten. — Tanz, Musik, und Spiele auf Art des Wassergefechts, dessen ich oben erwähnt habe, verlängern diese Ergötzlichkeiten, bis in die tiefe Nacht, und verbreiten eine Art

augen.

augenblicklicher Fröhlichkeit innerhalb diesen Mauern, die sonst nur Gram und Traurigkeit umgeben. Auch diese Nachrichten habe ich von der Frau von Tott erhalten, welche sie von der Sultanin Hanum empfangen hat, von welcher, wie ich schon gesagt habe, ihr Oheim sehr eingenommen war.

Swift.

Jonathan Swift, war ein geborner Engländer, und wurde zu Dublin im Jahr 1667. Dechant zu St. Padridge. Er starb den 9ten Oktober 1745. und war einige Jahre vor seinem Tode in Blödsinnigkeit gefallen.

Swift, den man den Rabelais der Engländer nannte, hatte nicht ganz die Lustigkeit des Pfarrers zu Meudon; aber man hat mehr Feinheit, mehr Genie bey ihm gefunden. Er besaß besonders die Art vom Scherze, die weniger vom Witze als vom Karakter herzurühren scheint, und welche die Engländer Humour nennen.

Der Graf Orrery, der mit dem Swift viel Umgang gehabt, stellt ihn als einen Mann vor, der wohl wußte, was er werth war. Aber

Swift

Swift nahm sich ohnfehlbar in Acht, daß er diese Eigenliebe in Gesellschaft nicht merken ließ; wer würde sonst gern mit ihm umgegangen seyn? Seine Gespräche giengen meistentheils auf die Politik, die er aus Geschmack studirte; und er würzte sie, so wie seine Schriften, mit satyrischen und beißenden Einfällen. Er besaß Stolz, und die Hinderniße, die man seiner Beförderung in den Weg legte, erregten öfters seine Galle, die ohnedem leicht zu erregen war. So wie er aber in der Freundschaft standhaft und aufrichtig war, so war er auch in der Feindschaft ohne Verstellung. Sein seltsamer Karakter, seine ausschweifende Hitze, sein gebieterisches Wesen gegen die, mit denen er lebte, machten, daß man ihn oft als einen beschwerlichen und unerträglichen Mann ansahe. Er war kein guter Gesellschafter, ausser mit seinen vertrautesten Freunden, und auch da noch kam es sehr auf die Stunden bey ihm an.

Der Stolz setzte den Swift über den Neid hinweg; zudem muß man ihm doch auch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er Verdienste zu schätzen wußte, wo er sie fand, und nie war er vergnügter, als wenn er einen verdienten Mann aus der Dunkelheit hervor gezogen hatte. Es ist davon folgendes Beyspiel bekannt. Der Dechant führte einst den Doctor Parnell, einen berühmten engländischen

Dich-

Dichter, bey dem Großschatzmeister und Premierminister, dem Grafen von Oxfort zur Audienz; anstatt aber den Poeten dem Grafen vorzustellen, nahm er diesen, und suchte mit ihm den Parnell unter dem Haufen auf, der sich im Vorzimmer befand, und dem Minister die Aufwartung machen wollte. Der Dechant freuete sich, dem Talente diese Ehre erwiesen zu haben, da er dasselbe dem Range und der Würde weit vorzog.

Allenthalben wo er war, bediente er sich einer gewissen Freymüthigkeit, die bisweilen in Unanständigkeit ausartete. Er war einst bey dem Lord-Mayor zu Dublin zur Tafel, und hatte einen reichen und sehr unbescheidnen jungen Menschen neben sich. Nachdem Swift seine Spöttereyen eine Weile angehöret hatte; sagte er zu dem Herrn des Hauses: „Mylord, ich habe einen Narren neben mir, der mir schon seit einer Stunde sehr beschwerlich ist; thun Sie mir doch die Gefälligkeit, und schikken ihn fort.“

Swift verstand nichts von der Musik; indeß konnte er eine Melodie, die er hörte, wenn sie auch ein wenig schwer war, leicht behalten, und an der Gabe, sie lächerlich zu machen, wenn er es für gut befand, fehlte es ihm auch nicht. Es war einst ein Virtuose, Namens Rossengrave, aus Italien ange-

kom-

kommen, und hatte an einem Morgen an einem öffentlichen Orte, vor einigen Kennern ein kleines Stück gespielt, das man mit Bewunderung angehört hatte. Ein gewisser, der am Abend davon sprechen hörte, bedauerte, daß er es nicht gehört habe. Sie sollen es gleich hören rief Swift und fieng an, das Stück mit einer so wahren und lächerlichen Art zu singen, daß die ganze Gesellschaft darüber lachen mußte. Ein einziger von den Anwesenden blieb ernsthaft, und lachte nicht. Man verwunderte sich darüber, und fragte ihn über die Ursache: die ist, antwortete er ganz ernsthaft, daß ich es diesen Morgen den Herrn Rossengrave selbst habe spielen hören. Diese stoische Antwort mußte den Swift nothwendig verdrießen, als welcher nicht gern selbst lachte, sondern lieber andere zu lachen machte.

Er hatte von der gesellschaftlichen Unterredung Grundsätze, welche, so vernünftig sie auch an sich selbst seyn mögen, doch durch die seltsame Art, mit der er sie vorbrachte, sonderbar scheinen. „Die Unterredung, sagte er, ist ein Kapital, an welchem ein jeder seinen Antheil hat, so wie bey einem jeden andern gesellschaftlichen Handel, oder wie bey einer jeden Speise, die man einer ganzen Gesellschaft vorsetzt. Ich rede nie länger als eine Minute hintereinander, und wenn ich aufgehört habe, warte ich wenigstens

stens noch eine Minute, um zu sehen, ob ein anderer das Wort nimmt; wenn nun niemand das Gespräch fortsetzt, so glaube ich mich berechtiget, wieder anzufangen."

Seine Art zu reisen kam mit der Seltsamkeit seines Karakters überein. Er reiste insgemein mit Fuhrleuten, oder gieng zu Fuße, und blieb in der Herberge allemal unter den Fuhrknechten, und dem gemeinen Pöbel. Er ließ sich gern mit solchen Leuten in ein Gespräch ein, und die unanständigen, groben und schmutzigen Ausdrücke, die man in seinen Schriften antrift, rühren ohnfehlbar von diesem Umgange mit dem gemeinen Volke her.

Er hatte im Jahr 1716. eine Demoiselle Jonshon die Tochter des Intendanten beym Ritter Temple geheyrathet. Er spricht in seinen Schriften unter dem Namen Stella von ihr. Ob dieses Frauenzimmer gleich bey einer guten äußerlichen Gestalt, noch alle Gaben des Geistes und Herzens besaß, so konnte sie es doch von ihrem wunderlichen Mann nicht erhalten, daß er sie öffentlich für seine Frau erkannt hätte. Es mußte daher dieser jungen Person, welche von Natur tugendhaft war, sehr empfindlich seyn, daß sie sich in den Augen derer, die von ihrer Verheyrathung nichts wußten, allem Scheine des Lasters unterwerfen mußte. Sie starb im Jahr 1727. aus Gram über

den

den Eigensinn ihres Mannes, der nicht aufhörte, sie nach ihrem Tode zu beweinen, nachdem er sich ihrer in seinem Leben geschämt hatte.

Wenn man die Aufführung des Doctor Swift untersucht, sagt Mylord Orrery, so findet man, daß er die Weiber nur als halbe Menschen ansah. Indeß war sein Haus doch eine Akademie der Frauenzimmer geworden, wo sie ihn von früh bis an den Abend mit einer Emsigkeit und Geduld anhörten, die ihres gleichen nicht hatte, und jeden Liebhaber verschmäht haben würden, wenn es auch der große Mogol gewesen wäre. Das Publikum hat diesen Damen die Bekanntmachung seiner Verse meistentheils zu danken, als welche sonst wohl schwerlich ans Tagelicht gekommen wären. Wenn er ein Stück fertig hatte, theilte er es seiner weiblichen Rathsversammlung mit, welche darüber einen Ausspruch that, und Abschriften davon nahm. Swift, der eine sitzende Lebensart liebte, arbeitete viel; und keine von seinen Areopagisten wagte es ihn zu stören. Er schickte sie ohne Umstände fort, wenn er keine Versammlung halten wollte.

Die Poesien des Swift bestehen in Satyren, Briefen, Erzählungen u. d. g. Sie sind so wie seine andere Schriften, von einem sonderbaren Geschmacke, mit dem Salze der schärfsten und beißendsten Spöttereyen gewürzt, welche

aber

aber von Fremden nicht immer genug empfunden wird. Er hat ausserdem politische und historische Werke, allegorische und satyrische Romane geschrieben. Seine Reisen des Gulliver sind bekannt, in denen eine sinnreiche Kritik des menschlichen Geschlechts herrscht; desgleichen sein Märchen von der Tonne, welches eine bittere Satyre gegen den Hof zu Rom, gegen die calvinische Religion, und gegen den falschen Eyfer der Presbyterianer ist. Seine Schreibart ist deutlich, nachdrüklich und kurz; aber dieser bestimmte Ausdruck, diese Gabe zu sagen was er wollte, und mit der kürzesten Redensart, ist öfters mit einer Ausschweifung in den Ideen, und mit dem Unvermögen, zu rechter Zeit inne zu halten, verbunden.

Der mürrische Karakter des Swift hatte ihn verleitet zu beweisen, daß die Definition, nach welcher der Mensch ein animal rationale, ein vernünftiges Thier, genennet wird, falsch sey; er zeigte dagegen, daß man nur sagen müsse, er sey rationis capax, der Vernunft fähig. Er setzte in seinem Testamente eine ansehnliche Summe zur Stiftung eines Hospitals für Narren von allerley Art aus; eine Stiftung, die er für die drey Königreiche von Großbrittanien für sehr nützlich hielt, und die es gewiß für Frankreich nicht weniger wäre.

Sydney.

Sir Philipp Sydney, der unter der Königin Elisaberth lebte, war das Muster eines vollkommnen Menschen, den die Einbildungskraft kaum schaffen kann. Tugendhafte Aufführung, angenehmer Umgang, heroischer Muth, glänzende Gelehrsamkeit, alles vereinigte sich in ihm zur Ziede des Englischen Hofes. Kein Mensch schien seiner Aufmerksamkeit und Menschenliebe zu geringe. Als er in einem Treffen verwundet wurde, und im Blute auf dem Schlachtfelde lag, reichte man ihm Wasser, seinen Durst zu löschen; er sahe aber einen Soldaten in gleichem Elende neben sich liegen, ließ daher diesem die Flasche Wasser reichen, mit den Worten; daß dieser es weit dringender bedürfe: die Schottische Königin Maria machte einige lateinische Verse auf den Tod dieses jungen Helden.

Sympathie.

Die eigentliche Quelle derselben ist wohl unstreitig die Einbildungskraft, welche dem Menschen überhaupt so viele, und so mannifaltige Vergnügungen verschaft, wenn sie nämlich gut gestimmt ist, die die ganze Natur in schim-

mern-

mernde Reize verkleidet, und sogar öde Wohnungen der Einsamkeit in elysische Scenen verwandelt. — Sie erweckt unsere Empfindungen, die hier, wenn von Liebe die Rede ist, bey liebefähigen Geschöpfen, nach Beschaffenheit der Organisation und des Temperaments entweder in sanfte Wallungen, oder in heftige Aufbrausungen übergehen. — Die Seele befindet sich in einer psychologischen Täuschung, das heißt, sie sieht den Gegenstand, womit sie sich beschäftiget, nicht mehr als außer sich befindlich, sie verwechselt ihn mit ihrem eigenen Zustand. Die Empfindung wird verworren; tausend Eindrücke aufs Herz, nicht hintereinander, sondern auf einmal wie zusammengehäufte Blitze. —

Daher erfolgt nothwendig Zusammenschmelzung vieler in eine einzige Haupt-Empfindung. Der anziehende Gegenstand hat die Seele eingenommen, ihr Beobachtungsgeist war beym ersten anziehenden Anblick rege; eine Hauptähnlichkeit in der äußern Form mit einer ihrer Lieblings-Ideen spannet ihn zu noch höherer Aufmerksamkeit. Der Hauptzweck der immer zur Vereinigung arbeitenden Natur gehet dahin, daß Aehnlichkeiten sich mit Aehnlichkeiten verbinden. Jedes empfindungsfähige Wesen fühlt innern Trieb und Drang, sich dem, welches ihm am meisten gleichet, zu nähern und

mitzutheilen und schmachtet nach dem Grade seines Empfindungs-Vermögens, und nach der Richtung, die es demselben gegeben hat, nach jenem glücklichen Zeitpunkte, der ihm das theure, mit ihm gleichfühlende Object zuführen soll. Erscheinet er, dann strebt ihm die Seele entgegen, schlingt sich um ihn, und fühlt nun die Summe ihrer Glückseligkeit durch diesen Zufluß neuer Wonne mächtig vermehrt.

L.

Tacitus.

Die grösten Männer, deren bloßer Name ihren Lobspruch enthält, sind oft der Nachwelt nur wenig bekannt. Selbst der Ruhm und die Ehre, deren sie in ihrem Leben genossen, war vielleicht manchmal Schuld, daß man unterließ, die besondern Umstände, welche ihre Person betroffen, der Zukunft zu überliefern. Herr Brotier, ein Franzose, hat das wenige gesammelt, was er beym Tacitus selbst, und einigen andern alten Schriftstellern, von ihm finden konnte, und wir wollen einiges mittheilen:

Die Stadt Terni, im Herzogthum Spoleto, rühmt sich daß sie ihm um das Jahr 810. nach Erbauung Roms, und im 57. J. C. das Leben gegeben habe. Seine Erziehung bewahrte ihn für den Lastern, welche damals das Reich schändeten, und zu Anfang der Regierung Vespasians, legte er sich, unter Anführung geschickter Lehrmeister, des M. Aper und Julius Secundus, mit Eyfer auf das Studium der Beredsamkeit; ohne darum die Ue-

bung in den Waffen zu verabsäumen, welche ein wesentliches Stück der Erziehung der römischen Jugend ausmachte.

Cn. Julius Agricola, der 830. zum Consul ernannt wurde, versprach ihm seine Tochter zur Ehe, und gab sie ihm auch nach geendigtem Consulat. Der Eyfer, die Hochachtung und die zärtliche Ergebenheit des Schwiegersohns gegen den Schwiegervater, zeigten sich auf eine vorzügliche Art, durch ein ewiges Denkmal, das Tacitus den Tugenden des Agricola errichtete, der 846. am Gift starb, den ihm Domitian, wie man vemuthete, hatte geben lassen. Dem ungeachtet erhob ihn dieser hassenswürdige Fürst, der sich gezwungen fühlte, den Tugenden des Tacitus Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, zu höhern Ehrenstellen, als Vespasian und Titus gethan hatten.

Nach geendigter Prätur verließ Tacitus Rom, er mag nun verwiesen oder durch die Liebe der Ruhe dazu bewogen worden seyn; sein geschickter Herausgeber vermuthet, der Kaiser habe ihn zum Prätor oder Statthalter einer Provinz ernannt. Im vierten Jahr seiner Abwesenheit, verlohr er seinen Schwiegervater, dessen Leben er einige Zeit darnach, unter Nervas Regierung beschrieb. Zu Anfang der Regierung des Trajans, verfertigte er sein

Werk,

Werk, über die Sitten der Deutschen. Bald darauf brachen die Klagen der Africaner aus, welche den Marius Priscus damaligen Proconsul von Africa anklagten, er habe sich mit Geld bestechen lassen, die Unschuld zu unterdrücken. Tacitus und sein Freund Plinius der jüngere, widmeten ihre Talente der Vertheidigung der Africaner. Marius und sein Mitschuldiger Martianus wurden verurtheilt, und beyde Redner hatten das Vergnügen, daß ihr verdienter Lobspruch in dem Urtheil des Senats selbst enthalten war.

Tacitus wollte den Plinius bewegen, die Geschichte der Kaiser zu schreiben; da er aber seinen Freund, entweder durch die Schwierigkeiten einer solchen Unternehmung abgeschrekt, oder durch andere Geschäfte davon abgehalten sahe, nahm er diese Arbeit selbst über sich. Er gieng bis auf das Ende der Regierung des Nero zurück, und setzte sie bis an den Tod Domitians fort. Nur ein kleiner Theil davon ist uns übrig geblieben. Hernach gieng er noch weiter zurück, und schloß in den Jahrbüchern den ganzen Zwischenraum, vom Anfang der Regierung des Tibers bis zum Tode des Nero ein. Die alles verschlingende Zeit hat dieses Werk so wenig, als das erste verschont. Nachdem er so, die durch Laster, Grausamkeit, und Ausschweifungen aller Art, geschändeten

Jahre durchgegangen war, behielt er sich auf sein Alter eine seinem Herzen werthere Materie bevor, nähmlich die Geschichte seiner Zeit, der Regierung der Tugend und der Freyheit, der Glückseligkeit des Reiches unter Nervas und Trajans Herrschaft. Ein frühzeitiger Tod erlaubte ihm nicht diese Absicht auszuführen.

Tagebuch.

Ein Tagebuch über sich selbst zu führen, mag seinen guten Nutzen haben. — Es ist eine tägliche Prüfung unsers Verhaltens; eine wahre ungeheuchelte Beschreibung alles dessen, was wir an jedem Tage unsers Lebens thun, und wie wir es thun, und eine genaue Aufzeichnung aller unserer Begegnisse. Es lernt uns auf eine vorzügliche Weise unser eigenes Herz kennen, und bringt uns eben dadurch von unsern Fehlern zurück. —

Man muß sich aber bey diesen geheimen Geschichten seiner selbst, von der Eigenliebe und von der eitlen Selbstgefälligkeit nicht leicht überschleichen lassen. —

Tais

Taikosama.

Ohngefähr ums Jahr 1552. nachdem das Kaiserthum Japan vor kurzen durch die Portugiesen entdeckt war, geschah es, daß einige Jesuiten Gelegenheit fanden, in das Reich zu kommen. Sie schmeichelten sich bald bey den Reichen und Vornehmen durch ihre Geschicklichkeit in den Wissenschaften, durch mancherley Erfindungen astronomischer Instrumente und andere europäische Seltenheiten so ein, daß sie sich ihnen fast ganz unentbehrlich machte. Der Erfolg ihrer Bemühung war so erwünscht, daß die japanische christliche Kirche innerhalb dreyßig Jahren eine überaus große Menge Neubekehrter zehlte, unter welchen sich verschiedene Icatas oder kleine Könige befanden. Das gemeine Volck besonders, welches von Natur alles, was neu ist, liebt und überdem von der christlichen Moral gerühret wurde, ergriff diese Lehre mit dem grössesten Eyfer. Ueberhaupt schien alles zu dem Fortgange der Arbeiten der Missionairs zusammen zu kommen, und man hatte Ursache, sich wegen der glücklichen Gesinnung des Volks und der Regierung zu versprechen, daß ganz Japan bald würde bekehrt seyn. Allein die Gestalt der Sachen wurde unvermutheter Weise bald verändert.

Taikosama der sich nach dem Tode des Kaisers Nobunanga, mit Gewalt des Reichs bemächtigte, war ein Fürst, der in der Abgötterey erzogen worden. Dieser wurde durch diese schleunige Ausbreitung des Christenthums aufmerksam, fieng an, diese Neuerung für schädlich zu halten, und gab 1586 einen Befehl heraus, worinnen den Japanern durchaus verbothen wurde das Christenthum anzunehmen. Hierauf fieng man überall an, die Christen zu verfolgen, und auf das grausamste zu martern, so, daß alleine im Jahr 1590. über 20000 Menschen elendiglich sind hingerichtet worden. Es wurden gegen die Christen verschiedene blutige Gesetze, aber zu verschiedenen Zeiten, gegeben. Die größe Verfolgung aber mußten die Christen unter der Regierung des Torogunsoma erdulden. Er war ein Prinz von barbarischer Grausamkeit, und viehischen Leidenschaften, und fand ein großes Vergnügen darinnen, zarte Jungfern und Frauen vornehmer und angesehener Männer, ganz nackend an öffentlichen Orten aufzustellen, und den Henkern preiß geben zu lassen. Diese warfen sie, wenn sie ihre viehischen Triebe gestillt hatten, ins Feuer oder schlugen ihnen den Kopf ab.

Seit 1622 ist die christliche Religion aus dem Reiche verbannet, und im Jahr 1637.

kam

kam das Verbannungs-Edict heraus, wovon die Hauptartikel folgende waren: 1. Es sollte kein japanisches Schiff fernerhin mit fremden Nationen Handel treiben, und kein kaiserlicher Unterthan sollte bey Todesstrafe aus dem Lande gehen. 2. Wer einen katholischen Priester ausfindig machen könnte, sollte dafür 500 Schnits oder 3000 Thaler erhalten. 3. Wer sich unterstünde, das Christenthum fortzupflanzen, oder den abscheulichen Namen eines Christen beyzubehalten, sollte mit ewiger Gefängnißstrafe belegt werden. 4. Die ganze Portugiesische Nation sollte auf ewig aus dem Reiche verbannet seyn. 5. Derjenige, der es wagen würde, aus fremden Ländern einen Brief ins Reich zu bringen, sollte mit seiner ganzen Familie hingerichtet werden. Durch dieses scharfe Edict, und durch die vorhergegangenen unerhörten Grausamkeiten, ist die christliche Religion gänzlich aus Japan verdrungen worden, und seit der letzten Verfolgung ist allen Nationen der Christen, ausser den Holländern, der Zugang nach Japan versagt.

Tanz.

Der Tanz ist der Ausdruck der Empfindungen der Seele durch die Bewegungen des Körpers. Die Natur bildet die Stellungen, und

die

die Kunst thut dabey weiters nicht, als daß sie die von der Natur empfangene Gaben vollkommener macht.

Seit dem Anfange der Welt haben die Menschen ihr Erstaunen, ihre Bewunderung, ihre Freude durch lebhafte und beseelte Geberden, die ihnen die Natur selbst einflößte, ausgedruckt. Sie besangen die Wohlthaten des Schöpfers, und tanzten dabey, um ihre Freude, ihre Ehrerbietung, ihre Dankbarkeit an den Tag zu legen. Wir finden daher, daß der heilige oder gottesdienstliche Tanz bey den ältesten Völkern üblich gewesen.

Die Egyptier hatten Tänze, womit sie die Festtage ihrer Götzen feyerlich machten. Von ihnen haben vermuthlich die Juden den Tanz, bey den hohen Festen und bey öffentlichen Freudenbezeugungen angenommen. Das älteste Beyspiel davon findet man in dem Buche der Richter Kap. 12. v. 19. Die Häupter des Volkes und der Religion ordneten diese Tänze an und richteten sie ein; sie waren gesetzt und bescheiden, indessen waren es doch Tänze, die einen Theil des öffentlichen Gottesdienstes ausmachten.

Bey den Griechen führete Orpheus den gottesdienstlichen Tanz ein, und er wurde gar bald ein wichtiger Theil ihres Gottesdienstes.

Nu-

Numa der den Gottesdienst der Römer einrichtete, nahm den Tanz gleichfalls in denselben auf, und erdachte besonders den Tanz, den die Priester des Mars bey ihren Aufzügen und an feyerlichen Festtagen tanzeten. Er wurde der salische Tanz genennet, und von ihm kamen alle übrige Tänze her, womit Rom nachmals seine Götter verehrte.

Selbst die christliche Religion, die ihren Freunden einen Abscheu gegen die Greuel und Ueppigkeiten des Götzendienstes einflößete, behielt eine Zeitlang den gottesdienstlichen Tanz bey. Zur Zeit der Verfolgungen begaben sich Männer und Weiber des Sonntages und an den Festen in wüste Oerter, sangen Gebeter, Psalmen und Lieder, und tanzten dabey auf eine fromme Weise. Als die Christen die Freyheit bekamen Kirchen zu bauen, brachte man einen erhabenen Platz an, den man das Chor nannte, und der eine Art eines Theaters ausmachte. Auf diesem Chore tanzten die Priester und alle Gläubige Gott zu Ehren. Jedes Fest hatte seine eigene Lieder und seine besondern Tänze.

Allein die Mißbräuche, die sich nach und nach bey den gottesdienstlichen Tänzen einschlichen, machten daß man sie endlich für anstößig hielt, und sie nach und nach in den meisten Gegenden abschaffete. In allen ist solches nicht geschehen, und in einigen katholischen Ländern

macht der Tanz noch jetzt einen Theil des Gottesdienstes aus. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts tanzten die Priester und das Volk von Limoges in dem Chore der Kirche in die Runde. Am Ende eines jeden Liedes setzten sie zu dem: Ehre sey Gott u. s. f. noch diesen Vers hinzu, den sie mit der lebhaftesten Entzückung der Freude sangen: Heiliger Marcell, bitte für uns, so wollen wir auch dir zu Ehren tanzen und springen.

Auch bey weltlichen Ergötzlichkeiten ist der Gebrauch des Tanzes sehr alt. Der wiederkehrende Frühling, die Erndten, die Weinlese, die Winterbelustigungen, jede glückliche Begebenheit, gaben Gelegenheit zu Lustbarkeiten, in welchen sich die Freude durch lustige und lebhafte Tänze an den Tag legte. Nichts, selbst die Begräbnisse nicht ausgenommen, blieb übrig, wo nicht die Alten die Pracht durch ernsthafte und majestätische Tänze, die nach traurigen Tönen aufgeführet wurden, zu vermehren suchten. Man bildete in diesen Tänzen die Betrübniß und die Trauer; ja man hielt dem Verstorbenen sogar eine stumme Leichenpredigt, indem man seine vornehmsten Handlungen und Tugenden vorstellete, welches bey den Römern das Amt des Archimimus war.

Tapferkeit. (weibliche)

Man hat es von jeher ohne Widerrede zugestanden, daß in Absicht der sanften Tugenden des Herzens, das schöne Geschlecht bey weiten das unsrige übertrift, und Leutseligkeit, hülfreiches Mitleid, Dienstfertigkeit, und theilnehmende Sorgsamkeit mit einem ganz eigenen Reize in weiblichen Seelen glänzen. Allein auch Herzhaftigkeit, ein entschlossener Muth, Gefahren zu untergehen, die groß und furchtbar genug sind, daß auch Männer zuweilen davor erbeben, und ausdaurende Standhaftigkeit in diesen Gefahren sind Züge, die nicht selten das weibliche Herz karakterisiren, und ihm Ehre machen. Folgendes Beyspiel eines ausnehmenden Heldenmuths, und einer unerschütterlichen Seelen-Größe, ist aus des britischen General-Lieutenannt Bourgoyne Erzählung seiner Expedition auf Canada genommen, und liefert uns ein interessantes Gemählde von einem unternehmenden Geiste, und einer entschlossenen Seele, mitten unter Gefahren, die man für romantische Dichtungen halten würde, wenn nicht die Geschichte zu neu, und der Gewährsmann zu wichtig wäre, um hier etwas anders, als die genaueste Wahrheit erwarten zu können; um so mehr, da jene heroischen Eigenschaften nach den Grundsätzen einer wohlgeordneten und keuschen Liebe ge-

äußert, und von der ehelichen Treue belebt wurden.

Die Nachricht, so der General von den großen Drangsalen giebt, welche eine Dame von einer so zarten Constitution, und feinen Erziehung aus Liebe und Pflicht übernahm, ist so abgefaßt, daß sie den Empfindungen seines eigenen Herzens Ehre macht; wir wollen ihn selbst reden lassen, um uns von dem Antheil, welchen er an dem traurigen Verhängniß dieser Dame nahm, desto besser zu überzeugen.

Lady Henrierte Ackland hatte ihren Gemahl, der den Posten eines Generals unter den brittischen Truppen bekleidete, bey der Eröffnung der Kampagne im Anfange des J. 1776 nach Canada begleitet. Während dieses Feldzugs hatte sie sich in die Nothwendigkeit gesetzt gesehen, eine entsetzlich weite Strecke dieses Landes, bey der abwechselndsten und rauhesten Witterung, und unter Beschwerlichkeiten, von denen sich europäische Reisende gar keine Vorstellung zu machen vermögend sind, zu durchziehen, um ihren Gemahl in einer armseligen Bauerhütte bey Chamblee aufzusuchen, und in einer Krankheit, die ihn geraume Zeit bettlägerig hielt, zu pflegen.

Bey Eröffnung der Kampagne von 1777. ward sie durch einen ausdrücklichen Befehl ihres

ihres Gemahls zurück gehalten an seinem Schicksal, wie sie sich erboten hatte, Theil zu nehmen, und mit ihm vor Ticonderoga zu gehen, weil er bey Belagerung dieses Orts die Gefahr für sie zu groß erachtete. Da er aber den Tag nach der Einnahme dieses festen Plazes das Unglück hatte, schwer verwundet zu werden, setzte sie sich in ein Fahrzeug, und fuhr über den See Champlain, um zu ihm zu eilen.

So bald er sich wieder hergestellt sahe, ging Lady Henriette mit ihm zu der Armee, mit dem festen Vorsatz ihn in der ganzen übrigen Campagne zu begleiten, und schafte sich zu dem Ende beym Fort Edward, oder im nächsten Lager, einen Karren mit zwey Rädern an, der für die Artillerie eingerichtet war; ein Fuhrwerck, ohngefähr von der Art, wie man es zum fortbringen des Felleisens auf den Heerstraßen in England gebraucht. Major Ackland kommandirte die brittischen Grenadiers, die zum Corps des General Frasers gestoßen waren, und folglich die Avant Garde der Armee ausmachten.

Ihre Stellung war deswegen oft so unruhig und gefahrvoll, daß keiner anders als in völliger Kleidung sich niederzulegen wagte. Auf einer von diesen Postirungen fügte sichs unglücklicher Weise, daß das Zelt, worin der

Major mit seiner Gemahlin schlief, plötzlich Feuer fing. Ein Sergeant von den Grenadiers, der die Ordonanz bey ihm hatte, wagte es, mit augenscheinlicher Gefahr vom Rauche zu ersticken, die erste Person die er fassen konnte, aus dem Feuer herauszureissen. Es fand sich daß solches der Major war; in eben dem Augenblicke aber fügte es die göttliche Vorsehung, daß auch seine Gemahlin, ohne zu wissen, was sie that, und vermuthlich halb im Schlafe sich aus den Flammen rettete, indem sie hinterwärts aus dem Zelte heraus, unter den Wall kroch, der rund um dasselbe aufgeworfen war. Der erste Gegenstand, den sie, sobald sie sich besann, erblickte, war der Major an der andern Seite des Zeltes, der sich in eben diesem Augenblicke wieder ins Feuer stürzte, sie zu suchen; der Sergeant rettete ihn nochmals, doch nicht, ohne daß sich der Major im Gesichte und an verschiedenen andern Theilen seines Leibes sehr durchs Feuer beschädigt hatte. Alles, was sie im Zelte um sich gehabt, ward von den Flammen verzehrt.

Dieses Unglück ereignete sich kurz zuvor, ehe die Armee über Hudsonsbay gieng; es veränderte aber weder die Entschließung der Lady Henriette, noch die Heiterkeit ihres Geistes; sie setzte ihren Marsch fort, und nahm

an

an allen Gefährlichkeiten, denen die Vordertruppen ausgesetzt waren, Theil. Die nächste Gelegenheit, so sie bekam, ihren Muth zu zeigen, war von anderer Art, aber weit trauriger und länger daurend. Da auf dem Marsch vom 19. die Grenadiere alle Augenblick besorgen mußten, mit dem Feinde in Aktion zu gerathen, so hatte der Major ihr die Anweisung gegeben, der Artillerie, und der Bagage zu folgen, die nicht in solcher Gefahr waren.

Zu der Zeit, da die Aktion ihren Anfang nahm, befand sie sich nahe bey einer kleinen unbewohnten Hütte, wo sie abstieg, und ihre Zuflucht nahm. Als man aber fand, daß das Gefecht allgemein und sehr blutig geworden war, so nahmen die Lazareth-Feldscheer Besitz von diesem Orte, welcher ihnen am gelegensten lag, für den ersten Verband der Verwundeten daselbst Anstalt zu machen. Und so war die Lady Henriette genöthigt, mehrere Stunden hintereinander das beständige Feuer der Kanonen und des kleinen Gewehrs, anzuhören, und dazu noch in der ängstlichen Besorgniß, daß ihr Gemahl zufolge seines Postens, als Kommandeur des Grenadierscorps am meisten der Gefahr bey dieser Aktion ausgesetzt sey. Sie hatte drey Frauenzimmer zu Gefährten ihrer Angst bey sich, nämlich die Baronesse

von Riedesel, *) und zwey englische Officiers Damen, Gemahlinnen des Majors Harnage, und des Lieutenannt Reynelle, deren Gesellschaft ihr aber bey diesen Umständen zu gar schlechtem Troste gereichen konnte. Bald darauf ward Major Harnage sehr gefährlich verwundet, den Wundärzten herbeygebracht, und eine Weile hernach kam die Nachricht, daß der Lieutenant Reynell tod geschossen sey. Die Einbildungskraft bedarf wohl keiner Hülfen, um sich den bejammernswürdigen Zustand dieser ganzen Gesellschaft vorzustellen.

Von dem Tage dieses Gefechts bis zum 7ten October machte sich Lady Henriette mit der gewöhnlichen Heiterkeit ihres Geistes, zu neuen Prüfungen gefaßt; auch schien es ihr Schicksal schon einmal so mit sich zu bringen, daß solche immer härter werden sollten, jemehr ihre Anzahl sich vergrösserte. Sie war wiederum in solcher Nähe, bey dem Orte des Gefechts, daß sie die ganze Aktion mit anhören mußte, und endlich mit der Nachricht von dem allgemeinen Unglück, zugleich die niederschlagende Zeitung von ihrem besondern Unfalle ver-

*) Gemahlin des General Riedesel, von den hannöverischen Truppen, eine Tochter des verstorbenen preußischen Staatsminister von Massow, auch unlängst erst vermählt.

vernehmen mußte: daß nämlich die englischen Truppen geschlagen, und Major Ackland gefährlich verwundet, zum Kriegsgefangenen gemacht sey. So mußte sie den 8ten Oct. mit ihren Gefährten in gemeinschaftlicher Angst und Bangigkeit zubringen, und konnte weder ein Zelt, noch irgend ein Obdach erhalten, ausser dem Schoppen, der zum Lazareth diente, so daß ihr einziger Zufluchtsort zwischen Verwundeten und Sterbenden war.

Ich erhielt bald darauf einen Boten von Lady Henriette, mit welcher sie die Ausführung eines Vorschlags mir zur Entscheidung überließ, wobey sie mir das dringendste Verlangen solchen ungesäumt ins Werk richten zu können, bezeugte, wofern er sonst mit meinen Absichten bestehen könnte. Dieser Vorschlag bestund darinn, daß sie sich ins feindliche Lager begeben, und beym General Gates um Erlaubniß anhalten wollte, ihren verwundeten Gemahl zu pflegen.

Ob wohl ich geneigt war zu glauben (wie ich es aus eigener Erfahrung wußte) daß Herzhaftigkeit und Geduld, so wie jede andere Tugend, in einem sehr hohen Grade, bey Personen von der zärtlichsten Bildung zu finden wären, so ward ich durch diesen Vorschlag ins Erstaunen gesetzt, daß ein Frauenzimmer, deren Lebensgeister so lange in der größten Un-

ruhe waren herum getrieben gewesen, und nicht allein durch Mangel des Schlafs, sondern auch durch gänzlichen Mangel an Lebensmitteln erschöpft seyn mußten, die überdiß zwölf Stunden hintereinander vom Regen durchnäßt war, so was zu unternehmen im Stande seyn sollte, zum Feinde überzugehen, wahrscheinlicher Weise mitten in der Nacht, und in der Ungewißheit, wem sie in die Hände fallen könnte; dies schien mir eine Sache zu seyn, die alle menschliche Kräfte überstiege. Was ich unter diesen Umständen für sie thun konnte, war würklich nur sehr wenig; ich hatte nicht einmal ein Glas Wein ihr anzubieten; aber man sagte mir, sie habe von irgend einer gütigen und glücklichern Hand, ein wenig Rum und trübes Wasser erhalten. Alles, was ich ihr verschaffen konnte, war ein offenes Fahrzeug, und einige Zeilen, die ich auf schmutziges und nasses Papier an den General Gates schrieb, um sie seinem Schutze zu empfehlen.

Herr Brudenell der Feldprediger von der Artillerie, (eben der ehrliche Mann, der unter so sonderbaren Umständen bey General Frasers Beerdigung sein geistliches Amt verrichtet hatte *), nahm es sehr willig auf sich, sie

*) Die Umstände bey der Beerdigung dieses würdigen Befehlhabers waren in der That sehr sonderbar.

Des

sie zu begleiten, und so ruderten sie mit einem einzigen weiblichen Bedienten, und des Majors Kammerdiener (der aber eine Flintenkugel in der Schulter stecken hatte, so er bey der letzten Aktion empfangen) dem Strom hinunter, dem Feinde zu. Doch ihre Drangsalen hatten noch kein Ende. Die Nacht war schon heran gekommen, ehe das Boot, worin sie war, die feindlichen Vorposten hatte erreichen können, und die Feldwache wollte sie nicht passiren las-

Des Morgens ganz in der Frühe war General Fraser verschieden, man brachte mir seine letzte Bitte, die mit den freundschaftlichen Bezeugungen seiner Wohlgewogenheit für mich abgefaßt war, und wodurch er verlangte, ohne alles Gepränge von den Soldaten seines Corps nach der großen Redoute getragen, und daselbst beerdiget zu seyn. Abends nach Sonnen = Untergang ward also die Leiche des General Fraser den Hügel heraufgebracht von niemanden begleitet, als den Officiers, die zu seinen Hausgenossen gehört hatten. Man konnte nicht anders, als im Angesichte des größten Theils beyder Armeen auf der Redoute mit ihr ankommen. General Philips, General Riedesel und ich standen bey einander, äußerst gerührt von einer so kleinen unansehnlichen Leichenbestattung; denn wer nicht wußte, daß dies ausdrücklich von ihm verlangt worden, ohn alles Gepränge begraben zu werden, würde es als einen Mangel der Achtung haben ansehen können. Wir konnten weder diesen Gedanken ertragen, noch unsrer natürlichen Neigung, seinem Ueberreste die letzte Ehre zu erweisen, Einhalt thun.

sen, auch nicht einmal ans Land steigen lassen. Vergebens hielt ihr Herr Brudenell die Flagge gemeinschaftlicher Sicherheit hin, vergebens stellte er den Zustand dieser ungewöhnlichen Reise beweglich vor. Die Wache, die Verrätherey darunter befürchtete, und pünklich bey ihrer erhaltenen Ordre blieb, drohete ins Boot Feuer zu geben, wofern sie sich vor Tagesanbruch von der Stelle rühren würde. Solchergestalt mußte

Die unaufhörliche Kanonade während dieser Feyerlichkeit; die feste unbewegliche Stellung und unveränderte Stimme, mit welcher der Feldgeistliche sein Amt verrichtete, obwohl er öfters in einen Nebel von Staub verhüllet war, den die Kanonen-Kugeln auf allen Seiten wider ihn erregten; die stumme, aber ausdruckvolle Mischung von Empfindlichkeit und Unwillen auf jedem Gesicht; sind Eindrücke, die bis zum letzten Athemzug den Seelen aller Umstehenden gegenwärtig bleiben werden. Die zunehmende Dunkelheit vermehrte noch das Feyerliche dieses Auftritts, und alle Umstände zusammen genommen, drückten denselben so was karakteristisches auf, daß es einen der feinsten kriegerischen Gegenstände für den Pinsel eines Meisters würde abgeben können. Der Bearbeitung und getreuen Schilderung eines würdigeren Geschichtschreibers, edelmüthiger Freund! sey dies Denkmal geweihet; o möchten durch ihn deine Talente, deine männlichen Tugenden, und deren immer weitere Entwickelung bis zu ihrem frühern Ziele, ihr gebührendes Lob erhalten! und lange mögen sie dich überleben! dann noch, wenn dies unbedeutende Denkmal, das meine Feder dir zu stiften versucht, längst vergessen ist.

te sie noch sieben bis acht Stunden in der Dunkelheit und Kälte der Nacht, unter Angst und Beklommenheit des Gemüths zubringen; überdies konnten ihre Betrachtungen über diesen ersten Empfang schwerlich ihr zu einiger Aufmunterung in Absicht der fernern Aufnahme dienen, so sie noch zu erwarten haben möchte. Aber man ist es der Gerechtigkeit schuldig, am Schlusse dieser Geschichte zu sagen, daß sie von General Gates mit aller der Leutseligkeit und ehrbietigen Achtung aufgenommen ward, die ihr Rang, ihre persönlichen Verdienste, und ihre Schicksale verdienten.

Wessen Herz durch diese Auftritte von Unruhe, Widerwärtigkeit und Gefahr gerührt wird, der bedenke zugleich, daß die, so sie trafen, ein Frauenzimmer war, von der zartesten und feinsten Bildung, von den sanftesten Sitten, und zu allen den Anständigkeiten und feinen Vergnügungen gewöhnt, die ein hoher Stand, und ein ansehnliches Vermögen mit sich zu führen pflegt; überdies war sie zu der Zeit weit fortgerückt in einem Zustande, wo die zärtliche Pflege, die ihrem Geschlecht immer zukommt, unumgänglich nöthig für sie ward. Wahrhaftig nur eine Seele, wie die ihrige, war im Stande, sich über so harte Prüfungen hinwegzusetzen!

Taubmann.

Friederich Taubmann, ehemaliger Professor der Dichtkunst und der schönen Wissenschaften auf der Universität Wittenberg, wurde den 15ten October 1565 zu Wonsees, einem kleinen Städtchen in Franken, geboren, wo sein Vater, Markus Taubmann ein Schumacher war, und zuletzt eh er starb, noch Bürgermeister wurde. Taubmann verlor seinen Vater sehr frühzeitig, und bekam einen Schneider zum Stiefvater, der ihn auch, da er zwölf Jahre alt war, zu seinem Handwerk anführen wollte. Er hatte aber mehr Lust zu den Büchern, und seine Eltern willfahrten ihm hierinn.

Er kam mit seinem Vatergute, welches in 30 Groschen bestand, in die Schule zu Kulmbach, wo ein gewisser Rodomann Rektor war. Bey seinem vierjährigen Aufenthalt auf dieser Schule muste er sich sehr kümmerlich ernähren, und als Kurrendschüler das Brod vor den Thüren erfingen. Dies sagt er selbst in der lateinischen Vorrede zu einer seiner Schriften: „Von den Meinigen verlassen, bin ich ins vierte Jahr von den Kulmbachern wo nicht erzogen, doch ernährt worden. Und indem ich von einer Thür zur andern mein Brod suchte, bekam ich zuweilen, auch etwas besseres bey vor-

vornehmern Bürgern zu genieſſen. Wahrlich eine angenehme, dankwürdige Wohlthat, deren ich mich ohne dieſen Lobſpruch nicht erinnern kann. — Taubmann hat, was er iſt, wenn er ja etwas iſt, Kulmbach zu verdanken.“

Von da kam er in das vom Markgrafen zu Anſpach Georg Friedrich im Jahr 1582 neugeſtiftete anſehnliche Gymnaſium in Heilsbron, wo er unter der Anführung des gelehrten Rektors Johann Hertel, deſſen Andenken er nachher als Profeſſor zu Wittenberg jährlich gefeyert hat, ſeine guten, natürlichen Fähigkeiten mit dem glücklichſten Erfolg ausbildete, und ſich die Liebe und die Achtung aller ſeiner Lehrer erwarb. Inſonderheit zeigte ſich frühzeitig ſeine Stärke und ſein Talent in der lateiniſchen Dichkunſt, weshalb er ſchon als Schüler, von dem damaligen großen Dichter und Kaiſerlichen Pfalzgrafen, Paulus Melliſſus, für ein ſinnreiches Gedicht, welches er ihm überſchickt hatte, den poetiſchen Lorbeerkranz erhielt.

Seine Gabe, ſich bey Hohen und Niedrigen beliebt zu machen, brachte ihm ein fürſtliches Stipendium zuwege, und er bezog im Jahr 1592. die um dieſe Zeit ſehr berühmte Univerſität Wittenberg. Er hatte kaum drey Jahre ſtudirt, als er ſchon durch ſeine Schriften und Gedichte in dem gröſten Theile

von

von Deutschland berühmt wurde, und dieser Ruhm brachte ihm im Jahr 1595, da er seinen academischen Lauf geendigt hatte, die Stelle eines Professors der Dichtkunst bey eben dieser Universität zuwege. Er verheyrathete sich im Jahr 1596. mit der Tochter eines reichen Bürgers in Wittenberg, der Johann Mathai hieß, und zeugte mit seiner Ehegattin Elisabeth, drey Söhne und drey Töchter. Zwey Söhne starben ihm in der Jugend, der älteste, Christian, ward nachher Doktor und Professor der Rechte in Wittenberg. Er starb den 24sten März 1613, nach einem kurzen Krankenlager im 48sten Jahre seines Alters, und wurde, wie er es verordnet hatte, auf dem Gottesacker vor dem Elsterthore unter einem so starken Zulauf des Volks begraben, dergleichen man sich nicht erinnert, seit Luthers Beerdigung in Wittenberg gesehen zu haben.

Taubmann war wegen seiner Gabe zur Dichtkunst und wegen seiner kurzweiligen Einfälle am sächsischen Hofe bey dem gelehrten Herzog Friederich Wilhelm, damaligen Administrator des Churfürstenthums Sachsen, sehr wohl gelitten, obgleich sein Scherz oft beleidigend, und viele seiner Einfälle gar zu plump waren. Indessen war er reich an sinnreichen Gedanken und Antworten. Wir wollen nur

zwey

zwey derselben anführen. Einst fragte ihn ein Studirender, der an seinen Tisch ging, was ein Student wäre? Er antwortete: Studiosus est ens rationale bipes, quod non vult cogi, sed persuaderi. Das heist: Ein Student ist ein vernünftiges zweyfüßiges Thier, welches sich nicht zwingen sondern zureden läßt. Als man im Jahr 1609. in Leipzig das academische Jubeljahr begieng, setzte sich Taubmann in der Thomaskirchen in einen Kaufmannsstuhl, um die Jubelpredigt anzuhören. Der Kaufmann hieß ihn heraus gehen, Taubmann aber ließ sich nicht stören, und sagte: Mein Freund, ich sitze nur alle Jubeljahre hier; künftiges Jubeljahr will ich euch nicht mehr hindern.

Taubmann war insonderheit in lateinischen Versen aus dem Stegreif glücklich, auf welche man zur damaligen Zeit einen großen Werth setzte. Seine im Druck erschienenen Schriften sind sämmtlich in lateinischer Sprache abgefaßt, und enthalten meist Gedichte. Unter seinen prosaischen Aufsätzen verdient insonderheit seine lateinische Trauerrede von den Geburtstagen der Alten, von dem Leben und Ende des Markgrafen von Brandenburg, George Friedrich, gelesen zu werden, welche im Jahr 1609. zu Giessen

in

in 8. und im Jahr 1666. zu Bareuth in Quart heraus gekommen ist.

Von der seltsamen und gekünstelten Schreibart der damaligen Zeit mag aus einer alten von ihm vorhandenen deutschen Lebensbeschreibung folgendes zur Probe dienen.

„So jemals einer von tugendhaften Gemüthern gewesen, der in seiner Jugend, wie wohl unter der Presse der Dürftigkeit nach Ehren gestrebet, den Ehrenthron durch viele Staffeln dennoch erstiegen, bey Hohen und Niedrigen die Ehre reichlich genossen, und nach seinem Tode annoch die höchsten Ehrenbedienungen in Schriften zu empfangen würdig ist, so ist solches der hochgelahrte Friedrich Taubmann, weiland Poeta, Philologus und Professor Humanitatis auf der Churfürstlichen Sächsischen Universität Wittenberg. Denn ob zwar die Sonne keine Fackeln, die angebohrne Schönheit keine Schmincke, und die Tugend keinen Purpur von nöthen hat, wie öfters solcher Firniß die Kometen in liebreiche Sterne, und die betrüglichsten Irrlichter in helle Sonnen verwandeln kann; jedennoch wer auf dem Zirkel dieser Welt, mit ungefärbten Strahlen der Tugend und Gelehrsamkeit als eine Sonne geglänzet, den mag noch wohl ein kleiner Appelles mit einigen hellglänzenden Farben abkon-

ter-

versehen, und als ein schimmerndes Tugendlicht auf den Leuchter setzen.“

Ungeachtet Taubmann ein wahrer Gelehrter war, und wie man aus aus seinen Anmerkungen zum Virgil ersieht, guten Geschmack genug besaß, das schöne in den Alten zu empfinden, so ist er doch wegen seiner Schwänke fast bekannter, als wegen seiner wirklichen Verdienste. Es gehört mit als ein Zug zur Schilderung der Sitten jener Zeiten, daß der Mann Professor zu Wittenberg war, und doch an dem Hofe seines Churfürsten gleichsam den lustigen Rath machen durfte. Denn was würde man in unsern Tagen von einem öffentlichen Lehrer einer Universität sagen, wenn er sich so sehr zu niedrigen Späßen und Lustigmachereyen, ja fast Eulenspiegelsstreichen erniedrigte, — wie wohl vielleicht in der davon gemachten Sammlung vieles auf seine Rechnung geschrieben wird, was nicht sein Einfall war.

Tempe.

Von diesem in den Dichtern der Alten so oft benennten Thale macht uns Aelian folgende Beschreibung:

„Es

„Es ist eine Gegend, die zwischen dem Olymp und dem Ossa liegt. Diese Berge sind sehr hoch und gleichsam durch unmittelbare göttliche Veranstaltung von einander getrennt, und umfassen eine Gegend, die an die vierzig Stadien lang ist, in der Breite aber an einigen Orten ein Plethrum (oder sechsten Theil eines Stadii) an andern aber noch mehr ausmacht. Mitten durch (dieses Thal) fließet der so genannte Peneus, in den sich auch die übrigen Flüsse ergiessen, ihm ihr Wasser mittheilen, und dadurch den Peneus zu einem großen Fluß machen.

„Dieser Ort hat viele und mancherley Arten von Ergötzlichkeiten, die nicht Werke menschlicher Hände sind, sondern eigne Schöpfungen der Natur, die damals, als diese Gegend ihren Ursprung nahm, sie aufs schönste geschmückt hat. Denn hie wächst und blüht sehr vieler und schön stachlichter Epheu, der gleich dem edelsten Weinreben an den höchsten Bäumen hinan kriecht und mit ihnen verwächst. Hie ist auch sehr vieler Eyben, der selbst den Hügel hinansteigt und den Felsen so beschattet, daß man ihn nicht einmal erkennen kann.

„Allenthalben sieht man nichts als grün, eine rechte Wohlthat für die Augen. In der Ebene und Thale, aber befinden sich verschiedene Lauben und aneinander hängende verdeckte Gän-

Gänge, die zur Sommerszeit für die Wanderer ein recht angenehmer Aufenthalt und Zuflucht sind, wo sie sich aufs lieblichste erfrischen. Hindurch rieseln sehr viele Bäche und häufige Flüsse mit kühlenden Wassern, sehr erquicklich zu trinken. Man sagt auch, daß diese Wasser, denen die sich damit waschen sehr gut thun, und sehr gesund sind. Hie singen zugleich die Vögel, die hie und da herum sitzen, und die schönste Musik machen, angenehm für die Ohren zu hören, denn sie begleiten unermüdet mit ihren lieblichen Gesängen den Vorübergehenden, und ergötzen ihn bey seinen sauren Tritten. Von beyden Seiten des Flusses sind die Ergötzlichkeiten und Ruheplätze, von denen ich zuvor sagte.

„Der Peneus aber kommt mitten durch das Tempe, und fließet sanft und gelinde, wie ein Oel; um ihm ist viel Schatten von den Zweigen der um ihn gepflanzten Bäume, die den größten Theil des Tages über, ihn vor den Sonnenstrahlen schützen, denen darauf Schiffenden aber eine angenehme Kühlung verschaffen. Alle Leute aber die um ihn herumwohnen, kommen hie mit einander zusammen, opfern hie, und richten Lustbarkeiten und Mahlzeiten an. Es sind aber ihrer sehr viele die hie opfern und beständig Gottesdienst halten, daher denn die vorbey Reisenden und vorüber Schiffenden,

ohne Unterlaß die angenehmsten Gerüche haben. Auf diese Art vergöttert die unaufhörliche Verehrung, die hie geleistet wird, diese Gegend.

„Die Einwohner Thessaliens erzählen deswegen, daß der Pythische Apollo, nach dem Befehle des Jupiters hie gereiniget sey, als er den Drachen Pytho, der Delphos damals noch in seiner Gewalt hatte, mit Pfeilen erlegt hatte. Auch sey der Sohn des Jupiters, und der Latona zu dem Orakel nach Delphos gekommen, als er mit einem Tempischen Lorbeer gekrönt worden war, und einen Zweig von eben solchen Lorbeern in seine rechte Hand genommen hatte. Es ist auch noch ein Altar an diesem Ort, wo er gekrönt worden, und ein Zweig hinweggenommen ward.

„Ja auch jetzt noch schicken die Delphier alle neun Jahr edelgebohrne Kinder, und mit denselben einen Ober-Anführer. Wann diese in dem Tempe ankommen, so richten sie daselbst herrliche Opfer an, flechten aufs neue Kränze von eben diesem Lorbeer, mit denen auch vormals der Liebes-Gott gekrönet worden. Sie kommen aber denjenigen Weg, der der Pythische heißt, und durch Thessalien, Pelagonien, Oeta, und die Länder der Aelianer, Melienser, Doricer, Locrer und Hesperier geht. Diese alle begleiten auch die durchzie-

hen-

henden (Knaben) mit Ehrenbezeigungen und Hochachtung, eben so gut, als diejenigen, welche von den Hyperboreern eben dieser Gottheit Opfer bringen. Und daher werden auch in den Pythischen Kampfspielen den Ueberwindern Kränze gegeben, die aus eben diesem Lorbeer geflochten sind."

Tempelherrn.

Nichts war auf der Welt im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts glänzender, als dieser berühmte Orden, der sich in alle christliche Länder verbreitet hatte. Er hatte damals den Gipfel seiner Größe erreicht, und dies war auch der Augenblick in welchem er verschwand.

Bereits in elften Jahrhunderte hatte er seinen Anfang genommen. Die öftern Wallfahrten, welche die Gläubigen auf Antrieb ihrer Frömmigkeit unternahmen, um die heiligen Oerter zu besuchen, wo das große Geheimniß unserer Erlösung vollendet ward, beseelten den Eyfer einiger Privatleute, die sich zusammen thaten, um die Wege dahin frey zu machen, und diese andächtige Reisenden vor den Gefahren, welchen sie ausgesetzt waren, zu beschirmen.

Hierüber erfolgten die Kreuzzüge, und wurden von glorreichen Eroberungen begleitet, welche, indem die Anzahl der Pilgrimme dadurch verdoppelt ward, den Beystand dieser tapfern Vertheidiger, um desto nothwendiger machten. Diese waren größtentheils Franzosen; anfänglich waren ihrer nur acht. Hugo von Payens, und Gottfried von Athemar waren ihre Anführer. Sie legten ihre Gelübde in die Hände des Patriarchen von Jerusalem ab, und unterwarfen sich der Regel der Canoniker des heiligen Augustinus.

Dieser kleine Haufen vermehrte sich gar bald, und der Ruf von seiner Tapferkeit führte ihm eine große Anzahl Edelleute zu. Alles unter ihnen war gemeinschaftlich. Geiz und Ehrgeiz kannten sie nicht, und sie erneuerten das Betragen und die Einigkeit der ersten Christen, die nur ein Herz und eine Seele hatten.

Die Könige von Jerusalem gaben ihnen in ihrem Pallaste, der nahe an Salomons Tempel lag, ein Zimmer zur Wohnung ein. Sie nahmen daher den Namen der Tempel-Ritter an. Anfänglich hatten sie keine Güter; aber es fehlte ihnen deswegen nicht an Unterhalte. Der König, der Patriarch, die Großen versahen sie überflüssig mit Lebensmitteln, und sorgten für alle ihre Bedürfnisse.

Im

Im Jahre 1128. bestätigte Papst Honorius II. welcher einsah, wie nützlich sie der Religion wären, ihren Orden und gab ihnen eine rothe Kleidung und Mantel, worauf sich ein weißes Kreuz befand, welches sie berechtigte eine mit roth und Silber gestreifte Fahne zu führen.

Hugo von Payens war der erste Großmeister des Ordens; seine Nachfolger waren eben so tapfer als er, und waren viel geschickter.

Ihr Ruhm verbreitete sich durch ganz Europa. Sie unterschieden sich in Palästina durch die größten Thaten. Man sprach von nichts, als von ihrem Muthe, von ihrer Unerschrockenheit und von ihren Tugenden.

Die jüngern Söhne der größten Häuser, traten gar bald mit Begierde in diesen Orden. Alle christliche Fürsten machten demselben in die Wette Geschenke. Der König Bauduin IV. schenkte ihnen die Stadt Gaza, die der Hauptsitz des Ordens ward. Man gab ihnen fast in allen Reichen Landgüter, Lehen, ja selbst Städe mit allen ihren Einkünften. Sie errichteten daraus Comthureyen, die der Großmeister austheilte: sie ließen prächtige Kirchen daselbst bauen, die herrlich ausgeschmückt waren, nnd worinn der Gottesdienst mit Pomp und Majestät gehalten ward.

Diese im Anfange so armen, so mäßigen, und ihren Beherrschern so unterthänigen Ritter, befanden sich eben so reich, wie diese, und wollten nun mit ihnen in gleichem Schritte gehen. Der König von Frankreich Ludewig VII. legte in einem Schreiben an den Großmeister von Blanquefort demselben das Prädicat, von Gottes Gnaden, bey, und sein Nachfolger Philpp II. vermachte ihm 40000 livres, eine Summe, die damals zur Aussteuer von vier Prinzessinnen von Frankreich hinreichend war. Die Großmeister hatten auch an allen Höfen den Rang der Prinzen.

Seit dem Jahre 1129. hatten sie sich der Gerichtsbarkeit des Patriarchen von Jerusalem entzogen, und hatten sich dem Papste Gelastus II. unterworfen, der diese Gelegenheit, seine Macht zu vergrößern, begierig ergriff, indem er dadurch der Superior eines so berühmten Ordens ward. Er und seine Nachfolger verschwendeten an den Orden die größten Privilegien. Innocentius III. gab den Tempelherren den Zehnten von allen Städten, und Ländern, welche sie besaßen.

Allein diese erstaunlichen Reichthümer, diese Wohlhabenheit, und so viele glückliche Begebenheiten, die den Orden zu einem so hohen Grade des Ruhms erhoben, hatten auch die unglücklichen Folgen, welche eine beständige

Glückseligkeit gemeiniglich nach sich zieht. Sie flößten den Großmeistern und den Rittern einen Stolz ein, der ihnen den Wahn eingab, daß sie über andere Menschen erhaben wären; verführten sie zur Wollust, die Wohlstand und Ueberfluß denen verschaffen, welche sich ihren Leidenschaften überlassen, und zur Gierigkeit, die nie genug hat, und noch immer anhäufen will.

Diese Laster verzärtelten sie zwar nicht; weil ohne Zweifel ihre Kühnheit und Tapferkeit es waren, die ihnen die Mittel an die Hand gaben, sich zu vergrössern, und ihre Schwelgerey und wollüstiges Leben fortzusetzen; allein sie wurden eine Quelle von stolzen Einbildungen, und Ungerechtigkeiten, welche sie öfters in Rücksicht auf die Könige, bey welchen sie sich aufhielten, selbst zum Nachtheile dieser Fürsten, begiengen. Von den Päpsten unterstützt, hatten sie keinen Mangel an Gründen, ihre Unternehmungen zu rechtfertigen.

Es fiel ihnen gleichwohl schwer sich gegen den Vorwurf zu vertheidigen, den man ihnen darüber machte, daß sie im Jahre 1159. unter dem Großmeisterthum des Eudes von Saint-Amand die Bekehrung des Fürsten der Assassinen verhindert hätten.

Dieser Fürst, dessen kleiner Staat an das heilige Land gränzte, sah die Irrthümer des Mahometanischen Gesetzes ein, nahm sich vor die christliche Religion anzunehmen, und schickte einen Gesandten an den Amaury, König von Jerusalem, darüber mit ihm eine Verabredung zu treffen. Er machte dabey eine Bedingung, diese nämlich, daß die Tempelherren ihm einen Tribut von 2000 Ecusd'or, den er ihnen bezahlte, erlassen möchten. Diese Absicht war vielleicht nicht gar zu lauter für einen Fürsten, der ein Christ werden wollte; allein der Gegenstand war in Vergleichung mit dem Vortheile, den die Religion davon ziehen würde, von so geringer Wichtigkeit, daß der König kein Bedenken trug, dem Abgesandten die Erlassung des Tributs zu versprechen. Man sagt sogar, er habe es übernommen, den Orden schadlos zu halten.

Die Tempelherren wurden über eine ohne ihre Theilnehmung eingegangene Verbindung aufgebracht; sie traueten dem Versprechen des Königs nicht, und die Besorgniß, die Summe, die ihre unermeßlichen Einkünfte so wenig verminderte, zu verlieren, verleitete sie zu einem Verbrechen, das sie entehrte und ganz Europa ein Aergerniß gab. Der Ritter Gautier Dumenil lauerte auf den Abgesandten, oder ließ auf ihn lauern, als er zurück reisete, ließ

ihn ermorden und nahm ihm den Traktat ab. Vielleicht nahm der Großmeister an einer so schwarzen und abscheulichen That keinen Antheil; allein man hatte ihn doch deswegen in Verdacht, weil er sich so wenig Mühe gab, sie zu bestrafen; und als der König den Dumenil hatte in Verhaft lassen, so wendete der Orden sein Ansehen an, ihn den Gerichten dieses Fürsten zu entziehen, indem er sich auf die Autorität des Papstes, als des Superiors der Tempelherren, berief.

Das Verständniß mit den Ungläubigen, weswegen man sie in Verdacht hatte, ist nicht weniger wohl gegründet; allein Staasklugheit und die Nothwendigkeit konnten sie darzu zwingen, um die Plätze zu behalten, welche sie in der Nachbarschaft der Saracenen besaßen, und ohne diese strafbaren Bündnisse verloren hätten, wodurch sie sich bey den christlichen Fürsten eben so verhaßt machten, als sie ihnen bereits fürchterlich waren.

Der Hauptsitz ihres Ordens war zu Gaza, und in dem Königreiche Jerusalem und den benachbarten Provinzen hatten sie große Besitzungen; allein sie erfuhren das Schicksal aller Mächte, welche die Kreuzzüge daselbst eingesetzt hatten. Die Entfernung vom Occidente, der Mangel am Beystand, und die unzählbaren Heere der Türken und Saracenen

vernichteten unvermerkter Weise die wankenden Kronen von Jerusalem, Antiochien, Tyrus, Edessa, und mit ihnen nothwendig den Tempelherren Orden. Allen wurde dasjenige abgenommen, was sie im Orient besassen.

Acra war allein noch übrig, eine am Meere gelegene, für unüberwindlich gehaltene Stadt, wohin alle diese Fürsten sich begeben hatten, und wo die Tempelherren eines der vornehmsten Viertheile besaßen, welches sie ausserordentlich befestiget hatten. Auch aus diesem wurden sie nebst den andern christlichen Fürsten durch den Sultan von Egypten vertrieben, der diesem Platz im Jahre 1291 belagerte, und ihn des langwierigsten Widerstandes ungeachtet mit stürmender Hand einnahm. Der Großmeister von Beaujeu ward daselbst in der Bresche, nachdem er Thaten einer heroischen Tapferkeit verrichtet hatte, getödtet.

Die Tempelherren zogen sich nach der Insel Cypern, wo sie große Besitzungen besaßen. Sie erwählten daselbst einen Großmeister, der von diesem neuen Ordenssitze aus alle in Europa zerstreuete Ritter regierte und beherrschte. Die Macht des Ordens ward durch den Verlust desjenigen, was sie in Palästina besaßen, nicht verringert, da es ihnen mehr zu unterhalten kostete, als es ihnen einbrachte, und sie trösteten sich darüber vermittelst der großen Besitzun-

sitzungen, die sie in allen Reichen Europens, und besonders in Frankreich hatten.

Gleichwohl fuhren sie von dieser Insel aus, wo sie eine wohleingerichtete Seemacht hatten, fort, die Ungläubigen tapfer zu bekriegen, und bedeckten die griechischen Staaten und andere Gränzen der Christenheit.

Diese Ritter, welche viele rühmliche Thaten gegen die Ungläubigen verrichtet, mißbraucheten ihren Reichthum und ihr Ansehen und geriethen auf große Ausschweifungen. Zween von ihnen, die wegen ihrer Verbrechen verdammet worden, verklagten den ganzen Orden. Der König Philipp der Schöne, welcher diese Tempelherren hassete, nahm die Aussage dieser beyden Ankläger an; gab dem Papst Clemens V. davon Nachricht, und ließ am 5ten October 1307 alle Ritter gefangen nehmen. Er nahm ihnen ihr Kloster zu Paris, und zog alle ihre Güter in seinem Reiche ein. Die Zeugen sagten wider sie aus, daß die Ritter bey ihrem Eintritte in den Orden Christum verläugneten, und das Krucifix anspien; daß sie nicht den Mund derjenigen, die sie aufnähmen, sondern ihren Nabel und Hintersten küsseten, daß sie der Sodomiterey ergeben wären; und daß sie einen vergoldeten hölzernen Kopf mit einem langen Barte verehreten, und viele andere Streiche spieleten. Die Ritter bekann-

ten

ten auf der Folter einige dieser Verbrechen; und man stellete gleiche Untersuchungen in den andern Provinzen des Reichs an. Einige wurden auf Befehl des Königs nach Poitiers gebracht, wo sich der Papst befand, der sie selbst ausfragete, und auf ihr Bekenntniß den Bischöfen in ihren Diöcesen wider sie zu verfahren geboth, und ihre Güter zur Hülfe des heiligen landes bestimmete.

Nachdem der Papst und der König über die Zerstörung des Ordens einig geworden, so verfuhr man wider ihn vor den von dem Papste bestellten kirchlichen Bevollmächtigten. Diese kamen 1309. im November zu Paris zusammen, um die Aussage der Zeugen und die Vertheidigung der Verklagten zu hören. Unter den nach Paris gebrachten Tempelherren befanden sich neun und siebenzig, welche die Unschuld ihres Ordens behaupteten. Neun und funfzig, welche bey der Läugnung desjenigen, was sie vorher bekannt hatten, beharreten, wurden dem weltlichen Arme ausgeliefert und zum Feuer verurtheilt; welches Urtheil im März 1310 vor dem Thore des heil. Anton zu Paris vollstrecket wurde.

Man verfolgete sie auch in Italien, Spanien und in andern Staaten. Endlich machte der Papst in einer Bulle am 22sten May 1312 auf der Kirchenversammlung zu Vienne die

Aus-

Ausrottung dieses Ordens bekannt, schlug ihre Güter zu dem Orden des heiligen Johannes zu Jerusalem, und überließ das Urtheil über einige besondere Umstände den Provinzialconcilien. Der König behielt zween Drittheile von den beweglichen Gütern des Ordens, und rechnete solche auf die Kosten des wider ihn geführten Prozesses. In Arragonien gab der Papst ihre Güter dem Orden von Calatrava. Inzwischen behielt sich der König von Arragonien siebenzehn feste Oerter vor. Der König von Castilien zog ihre Städte, Ländereyen und andere Güter an sich, die sie in seinem Lande gehabt. Der König von Portugal stiftete von ihrem Vermögen den Orden der Ritter Christi; und in England gab man es den Hospitalbrüdern.

Die Geschichtschreiber haben die Frage aufgeworfen: ob die Tempelherren würklich die ihnen schuld gegebene Laster begangen, oder ob ihre großen Reichthümer ihr Verderben veranlasset? Die Vertheidiger ihrer Unschuld schreiben das Geständniß einiger den gewaltsamen Foltern und Martern zu.

Teutsche.

Einige Schriftsteller haben, wegen der häufigen Nachahmungssucht des Teutschen, da er von allen Nationen was annimmt, und ihnen nachäffet, behaupten wollen: er habe gar keinen bestimmten Karakter *), allein Einsichtsvolle Männer behaupten dagegen, daß der Teutsche dennoch einen ihm einzig und allein eigenen Karakter habe, den er nie von einer andern Nation entlehnet.

So wie der Franzose mehr Gefühl für das Schöne hat, so neiget sich dagegen der Geist des Teutschen mehr auf die Seite des gründlichen. Er hat mehr Stätigkeit zu untersuchen, und Fleiß und Geduld, im Nachdenken anzuhalten, und durch keine rauhen Wege im Forschen sich aufhalten zu lassen.

Weniger kühn und schimmernd als der Engländer hebt er sich vielleicht nicht so hoch, trift

*) Man hat es sogar in Teutschland selbst gewagt zu sagen. „Die Teutschen haben keinen National-Karakter, weil sie aufgehört haben, Teutsche zu seyn. Sie haben keinen eigenthümlichen Karakter, weder in den Sitten, noch in der Denkungsart. Die Masse der Nation, ist durchaus betrogen; und es ist für Teutschland Bedürfniß geworden, seine Sitten, seine Gesetze, die Kultur seines Geistes, und seine Politik bey Fremden zu holen.“ (Siehe Einladung zur Gedächtnißfeyer des Herrn von Voltaire, an die Teutschen.)

trift aber sicherer die Spur der Wahrheit, von der ihn erhitzte Einbildungskraft nicht so leicht abführt.

Bey allen Erfindungen seines Verstandes und bey seinen Thaten, macht er weniger Geräusch, als der eitle Franzose, und prahlt weniger, als der stolze Engländer.

Nach der Schlacht bey Rosbach saßen die preußischen Soldaten ruhig vor ihren Zelten und rauchten ihre Pfeifen. Die Franzosen konnten diese gleichgültige Ruhe ihrer Sieger nicht begreifen, und erklärten es für Dummheit, oder so etwas was der Dummheit gleich kommt, daß sie von dem Werth ihres Sieges nicht mehr erfüllt waren.

Diese ruhigen Ueberwinder mit ihren Pfeifen sind gewiß ein Orginalzug im Karakter der teutschen Nation. Was würden die Franzosen für Chansons angestimmt haben, wenn sie Sieger gewesen wären.

Der teutsche Geist liebt das Schauervolle und Prächtige. — — Die geweiheten Haine unserer Vorfahren, die Stille der Wälder, die sie zu ihrem Gottesdienste, und ihren Berathschlagungen erwählten, — die mit vielen Ceremonien veranstalteten Opfer ihrer Gefangenen, zeigten zwar Wildheit, aber dabey doch

ein

ein Gefühl für eine gewisse simple Pracht, die einen Schauer erregt.

Da, wo der teutsche Karakter unverfälscht ist, glaubt man noch etwas dergleichen an ihnen zu bemerken. Der Teutsche, von ausländischer Delikatesse noch nicht angesteckt, mag gern das Schreckliche und Schauervolle leiden. Er eilt nach einer Bühne, wo blutige Hinrichtungen vorgestellt werden, und statt daß die Italiäner und Franzosen lieber in eine Opera gehen, und letzterer in der Semiramis des Herrn von Voltaire die Erscheinung des Geistes nicht aushalten, sieht der nicht französirte Teutsche im Doctor Faust und dem steinernen Gastmahl den Höllenschlund und allerley fürchterliche Erscheinungen mit dem größten Vergnügen, und sieht lieber einen Hamlet und Makbeth als die beste wälsche Opera.

Ein ernsthafter Anstand, begleitet den Teutschen zu seinen Vergnügungen. Sogar beym Trunk, wo der Franzmann singt, trallert, und lustig ist, sitzt der Teutsche bey seinem Maß Bier oder Wein und denkt nach. — Er liest Zeitungen, führt Krieg, schließt Frieden, und theilt die eroberten Länder nach seiner Phantasie, ist aber auch zufrieden, wenns anders geht, wie ers denkt, und geht, nachdem er seine Portion ruhig getrunken, ganz gemächlich nach Hause.

Im Umgang hat der Teutsche Verstand und Bescheidenheit, — er ist gefälliger als ein Engländer, und nicht so lebhaft als ein Franzose, aber eben dieses giebt ihm auch den Vorzug vor beyden.

Noch vorzüglicher ist sein häusliches Leben, und sein Geschmack in der Liebe. Er hat, wie ein philosophischer Schriftsteller es nennt, in der Liebe einen derben Geschmack, statt dem daß der Franzose vernascht ist. Der teutsche Geschmack ist zwar nicht fein, sagt er, aber doch deswegen nicht zu verachten. Die leere Tändeley, die man Artigkeit, Galanterie, u. s. w. nennet, taugt nicht viel, sie dient nur, Begierden zu erregen, die zum Nachtheil der Familien und des Staats gestillt werden.

Der Teutsche, der von dieser Galanterie nicht angesteckt ist, folgt dem Triebe zum Geschlecht, tritt in die Ehe, sieht auf das, was ihm die Braut zubringt, auf haushälterische Tugend, auf Sparsamkeit, und macht nicht selten die Person mit der er sich verbindet glücklich, er säumet nicht lange, sondern ohne Aufschub vollzieht er seine Verbindung, und je treuer er seinem Nationalkarakter ist, desto treuer ist er in der Ehe, wo die wenigstens Fremden hingekommen sind, da werden auch noch unter den Teutschen die Ehen am heiligsten gehalten.

Etwas methodisch ist der Teutsche fast in allen Arten des Geschmacks, besonders derjenige Theil des Volks, der auf einigen Vorzug Anspruch macht. Geburt, Rang, Titel, sind in seinen Augen vielbedeutende Dinge. Sogar in die Liebe kommen sie bey ihnen in große Betrachtung. Er sieht sehr auf daß Urtheil anderer Leute; niemand soll sagen, daß er wider den Wohlstand gefehlt, oder das es nicht prächtig genug bey ihm zugegangen.

Daher wird der Teutsche seine Gastmahle nach der herrschenden Gewohnheit derer, die ihm gleich sind, einrichten. Er würde es für ein Unglück halten, wenn man an seiner Tafel nicht lange genug säße, weil das ein Aufsehen macht, wenn man lange bey Tische sitzt. Daher kommts, daß er gerne nachahmet, und daß es ihm schwer wird über herrschende Gewohnheiten sich wegzusetzen. Er erkühnt sich nicht Original zu seyn, weil er sich mit den Meynungen anderer zu sehr einläßt.

Daß der Teutsche gerne schmaußt ist ein Originalzug seines Karakters. Seine ältesten Vorfahren thaten es; aber ob sie es mit Anstand und Aufsehen thaten, weiß ich nicht. Soviel weiß ich, daß es jetzt ein Zug und Karakter der gegenwärtigen Nation ist. Die Reichsstädte, wo die Sitten weniger mit Fremden

ver=

vermischt werden, mögen die Beyspiele dazu hergeben.

Hoffärtig ist der Teutsche, und sucht seinen Beyfall in Ehrenbezeugungen, daher liebt er Gepränge, Titel und hohen Stand. Keine Sprache in der Welt hat so sonderbare Titulaturen; Hochgebohren, Gnädig, Wohlgebohren, Hochedelgebohren, Gestreng, dürfen aus den Briefen der Teutschen nicht wegbleiben. Ein Mensch der es wagte sie wegzulassen, würde sich um sein ganzes zeitliches Glück bringen, oder für sehr grob gehalten werden, das macht mehrentheils ihre Briefe steif, und die Schreibart in Briefen gekünstelt. Daher kömmt auch so viel Ceremonie, so viel Complimente, im Umgange mit den Teutschen. — Daher ihr Gesundheittrinken an den meisten Tischen nach Stand und Würden. Daher die immerwährenden Bücklinge, wenn man in eine Gesellschaft kömmt, oder mit Jemand aus derselben spricht.

Man könnte noch mehr Orginal-Züge anführen, welche beweisen, daß der Teutsche gleichwohl einen ihm eigenthümlichen Karakter habe, gleichwohl muß man gestehen, daß die Nachäffungssucht eine seiner Hauptleidenschaften ist, welche macht, daß sein eigener Karakter

um vieles verstellt und dunkler gemacht wird. — —

Theophrast.

Theophrast war der Sohn eines Walkers, Melantus, und geboren im ersten Jahr der 102te Olympiade, 372 Jahre vor Christi Geburt. Die Insul Lesbus war sein Vaterland, und er wird von dem Ort seiner Geburt Eresius genennt. Eigentlich heißt er Tyrtamus. Sein Lehrer Aristoteles aber legte ihm den Namen Theophrast bey, wegen seiner vortreflichen Beredsamkeit und göttlichen Ausdrucks, ausser diesem Lehrer hatte er noch zween andere, den Leucipp und Plato. Aber er wurde der Nachfolger des Aristoteles in der berühmten Schule der Philosophie, der Natur und Menschheit. Er hinterließ der Welt einige Denkmale, welche ihm ein Recht auf den größten Ruhm der Gelehrsamkeit geben; aber auch zugleich eine schmerzhafte Betrachtung über seine verlorne Arbeiten erregen.

Er schrieb bey 200 Werke, von denen nur noch sechszehn Traktate übrig sind. Unter diesen sind seine moralische Karaktere nicht die un-

unbeträchtlichsten. Er schrieb sie im 99sten Jahr seines Alters. Stobäus hat bloß die ersten funfzehn Karaktere in seine Sammlung aufgenommen. Bey Wiederherstellung der Wissenschaften fand Henricus Stephanus Manuscripte, in denen acht Karaktere mehr standen. Die letzten fünfe wurden dem Casaubonus auf der pfälzischen Bibliothek zu Heidelberg mitgetheilet. Die Unwissenheit der Abschreiber ist diesen schätzbaren Ueberbleibseln schädlicher gewesen, als die Gewölbe bey Pergamus.

Thiere.

Aesop giebt uns in seinen sinnreichen Fabeln den besten moralischen Unterricht, vermittelst der Thiere, die er auftreten läßt, und so auf gewisse Weise zu unsern Lehrern macht. Die Naturgeschichte liefert uns eine Menge moralischer Züge, deren einige Thiere fähig sind, ja selbst diejenigen, die wir reißende und wilde nennen, so wie die, die oft unserer Verachtung und Verfolgung am meisten ausgesetzt sind, mangeln keineswegen verschiedner moralischer Eigenschaften. Ob es bloßer Instinkt, oder eine andere Ursache sey, die sie so zu handeln nöthigt, daran liegt nichts, wir wollen das Gute, das

wir an ihnen erblicken, nachahmen, und die Kräfte unserer Seele dazu anwenden, uns als Wesen zu zeigen, die würdig sind über die Geschöpfe zu herrschen, die der Urheber der Natur uns zu unterwerfen für gut befunden hat. Der Löwe soll uns Großmuth und Erkenntlichkeit lehren; am Hunde wollen wir Ergebenheit und Treue bewundern, und das Beyspiel des verachtetsten Thieres muß uns lehren, daß es nicht unempfindlich gegen Ehrfurcht und kindliche Liebe sey.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts war der Ritter George Davis englischer Consul zu Neapel. Weil nun die Pest daselbst sehr wüthete, so gieng er, ihr auszuweichen, einstweilen nach Florenz. Einmal reizt ihm die Neugier des Großherzogs Löwen zu sehen. Man zeigt ihm unter andern einen von ausserordentlicher Größe, der dabey so wild war, daß man ihn binnen drey Jahren kaum hatte bändigen können. Als der Ritter an das Gitter kam, welches das Behältniß dieses Löwen umgab, so kam der Löwe auf ihn zu mit allen Merkmalen der Freude, die nur ein schmeichelnder Hund seinem Herren erweisen kann. Er stund auf den Hinterfüssen, und leckte dem Consul die Hand, der sie ihm durchs Gitter steckte. Der Löwenwärter, der über diese Verwegenheit erschrack, that alles mögliche, um

den

den Ritter von da wegzubringen, und bat ihn auf den Knien, sich von diesem schrecklichen Thiere, dergleichen ihm noch keins vorgekommen wäre, zu entfernen; aber alle seine Vorstellungen und Bitten war vergebens. Der Ritter bestund darauf, man sollt ihm die Thüre aufmachen, und trieb die Kühnheit so weit, daß er gar in den Fang hinein gieng. Nun legte der Löwe seine Vorderfüsse ihm gleich auf die Achseln, und leckte ihm das Gesicht. Bald legt er sich ihm zu Füßen; bald sprang er von einem Ende seines Fangs, bis ans andere; bald lief er um ihm herum; mit einem Worte, er macht ihm zu großer Verwunderung aller Zuschauer alle ordentliche Caressen. Der Ritter erwiederte sie ihm, und wie sie sich aufs zärtlichste umarmt hatten, schieden sie als die besten Freunde von einander.

Das Gerücht von dieser Zusammenkunft breitete sich bald in der ganzen Stadt aus, und es fehlte nicht viel, so passirte der Ritter bey dem ganzen Volke für einen Heiligen. Der Großherzog selbst wollte den englischen Consul sehen, als er diese sonderbare Begebenheit hatte erzählen hören, und bestellt ihn an das Behältniß seines guten Freundes. Hier sah er nun mit eignen Augen eine Sache, die ihm gänzlich unwahrscheinlich vorgekommen war, und bat den Ritter ihm einige Aufklärung über

einen so seltenen Fall zu geben. Der Ritter befriedigte seine Neugierde auf diese Art.

Ein Schifskapitain, der aus der Barbarey zurück kam, gab mir diesen Löwen, als er noch sehr jung war. Ein paar Jahr lang ließ ich ihn im Hause wie einen Hund herumlaufen, von dem er auch ganz das zahme und schmeichelhafte Wesen an sich hatte. Als ich aber sah, daß er zu groß ward, als daß ich ihm länger so viel Freyheit hätte gestatten können, ließ ich ihm ein Behältniß in meinem Hofe bauen, aus dem er nicht heraus kam, als wenn ich selbst ihn einigen Freunden zeigen wollte, damit sie sein gutes Naturell bewunderten. Nach und nach ward er wilder, und im fünften Jahre spielte er manchmal ein bisgen zu derb mit einigen Leuten, die zu vieles Zutrauen in ihn setzten. Es geschah sogar, daß er einem einmal seine Klauen auf eine sehr blutige Art fühlen ließ, daher ich beschloß, ihn erschießen zu lassen. Ich ward aber doch durch einen meiner Freunde, der eben mit mir speiste, von diesem Entschluß abgebracht, er bat mich nämlich, ich sollt ihm lieber ein Geschenk damit machen, das ich denn auch sehr gerne that. Das ist alles, das ich von ihm sagen kann, denn wie er hieher gekommen, ist mir völlig unbewust. Der Herzog von Toskana fragte hierauf nach dem Namen seines Freundes, und da wies sich aus,

daß

daß es grade derselbe Cavalier war," dem er den Löwen geschenkt hatte.

Ein Edelmann in Burgund, sagt in der Beschreibung, die er dem Grafen von Büffon, von einem sehr zahlreichen Kaninchenhügel macht, den er blos mit zwey Kaninchen, einem Männchen und Weibchen besetzt hatte, folgendes. „Die väterliche Würde ist bey diesen Thieren sehr geehrt. Ich folgere das aus der großen Ehrerbietung, die alle meine Kaninchen für ihren Stammvater hatten, den ich an seinen weißen Haaren sehr leicht erkennen konnte, und der auch das einzige Männchen war, das ich von der Farbe übrig behielt. Die Familie mochte sich vermehren wie sie wollte, diejenige, die nach ihm Vater wurden, mußten ihm beständig untergeben seyn. Wenn sie uneinig wurden, es mochte um der Weibchen oder des Futters wegen geschehen, so kam der Grosvater allezeit schnell herbey gelaufen, wenn er Lärm hörte, und so wie sie ihn sahen, war auch die Ordnung wieder hergestellt. Wenn er manchmal welche traf, die sich gepackt hatten, so brachte er sie aus einander, und bestrafte sie auf der Stelle. Ein andrer Beweiß seiner Herrschaft über seine Nachkommen, war dieser: Ich hatte sie alle gewöhnt, aufs Pfeifen nach ihren Höhlen zurück zu kommen. Wenn ich nun das Zeichen gab, und sie sich auch

noch so weit entfernt hatten; so kamen sie doch sogleich mit dem Großvater an ihrer Spitze; und wenn er gleich der erste war, so ließ er sie doch erst alle bey sich vorbey ziehen, und gieng zuletzt hinein.“

Sollt es wohl möglich seyn, daß die Ratten bey ihrer müssigen und gefräßigen Lebensart, worinnen sie den Menschen plagen und Räubern ziemlich gleich kommen, gleichwohl Muster der kindlichen Liebe abgeben könnten? Sollte es möglich seyn, daß diese Thiere, die sich unter einander selbst aufreiben, gleichwohl mit ihren alten Eltern Mitleiden haben? Dem ohngeachtet ist es nicht so unmöglich, als es Anfangs scheint; und das aus dieser Ursache. Das grausamste Thier selbst liebt von Natur seinen Vater, wofern es nicht von Jugend auf schon von ihm getrennt worden, und ihm derselbe nicht mehr bekannt ist. Da es nun leicht geschehen kann, daß eine Ratte ihre ganze Lebenszeit an einem Orte zubringt, so tragen ihre Kinder, die gewohnt sind in Ruh und Friede bey ihr zu wohnen, wenn hohes Alter sie unthätig machte, alle mögliche Sorgfalt für sie. So unglaublich dies auch immer scheinen mag, so scheint es doch folgender Vorfall, der im Enciklopädischen Journal vom Jahre 1767. Monath Julius erzählt wird, zu bestätigen.

Herr

Herr Joseph Purdew, ein junger, aber genauer und einsichtsvoller Beobachter schrieb von Spithead an einen seiner Freunde in London, den 12ten April 1757. folgendes:

„Als ich diesen Morgen im Bette lag, und las, störte mich ein Getöse, das so klang, als wenn Ratten an einem Verschlage hinauf kröchen. Ich gab genau Acht. Hierauf sah ich eine Ratte am Rande eines Lochs zum Vorschein kommen. Sie sah sich auf allen Seiten um, und begab sich hernach wieder zurück. Bald drauf kam sie wieder, und schlepte bey den Ohren eine andere Ratte herzu, die größer als sie selbst war, und mir alt zu seyn schien. Sie verließ die Alte am Rande des Lochs, und nun gesellte sich noch eine junge Ratte zu ihr. Sie durchliefen beyde das Zimmer, und suchten Bröckelchen von Zwieback zusammen, die den Abend zuvor beym Essen vom Tische gefallen waren. Diese trugen sie dem Alten zu. Diese Sorgfalt nahm mich Wunder, und nun gab ich noch genauer Acht. Ich schloß daraus, daß die Alte die Bröckelchen nur durch Suchen und Fühlen fand, daß sie blind seyn müsse. Ich zweifelte keinesweges, daß die Jungen nicht ihre Kinder, und die ämsigen Versorger eines blinden Vaters wären. Während ich die Natur bewunderte, und meine Betrachtungen darüber anstellte, machte unser Regiments-Feldscheer

meine

meine Stubenthüre auf. Die Jungen thaten sogleich einen Schrey, als ob sie die Alte davon hätten benachrichtigen wollen, und ihres Schrekken ohngeachtet, wollten sie doch nicht eher davon laufen, bis die Alte nicht in Sicherheit wäre. Sie fuhren nach ihr zuletzt ins Loch hinein, um sie so zu sagen, noch zu decken."

Nun wollen wir einmal sehen, wie weit der Scharfsinn des Hundes, und seine Anhänglichkeit an den Menschen geht. Zwey oder drey angeführte Beyspiele, die ersten die besten, werden uns beweisen, wie sehr dies treue Thier es verdiene, der Gesellschafter des Menschen zu seyn. Der Hund ist in seiner Art ein Held, er soll auch wie sie durch seine Thaten und Handlungen gepriesen werden.

Ein Mensch, dem die Carnevalspossen den Kopf eingenommen hatten, hatte sich sehr lächerlich vermummt. Er kam hastig in sein Zimmer, und sein Hund, der nicht so viel Zeit übrig hatte, ihn zu erkennen, biß ihn. Als er ihn aber bald darauf erkannte, kroch er unter eine Kufe in einem Gewölbe, und starb, da für Schmerzen, ob ihn schon sein Herr freundlich und liebkosend rufte.

Ein Kind, das unter den Trümmern einer eingestürzten Brücke verschüttet war, steckte

glück.

glücklicher Weise unter zwey kreuzweis übereinander gefallnen Balken, und war unverletzt. Ein Hund, der ihm zur Seite gewesen war, war auf eben diese Art auch erhalten worden. Da ihm nun der Schutt den Ausgang verwehrte, so bellte er so lange bis einige Leute dazu kamen, die ihm heraus halfen. Als er sich wieder in Freyheit sah, war er zwar voller Freude; da er aber das Kind vermißte, das seinen Unfall mit ihm getheilt hatte, so krocht er wieder unter die Trümmern, die es versteckten, und ließ nicht eher mit Kleffen nach, bis man es auch gefunden hatte.

Hier folgt noch eine solche Geschichte, die nur erst kürzlich geschehen ist, und dem Lobe des Hundes den höchsten Glanz verleiht. Sie wird durch die Aussage einer ganzen Provinz bestätigt.

Ein Einwohner in Valenciennes starb; sein Hund folgt ihm auf den Kirchhof, und legt sich auf sein Grab. Man bracht ihm was zu fressen, er rührt es aber drey Tage lang nicht an. Endlich fras er es, verließ aber den Posten nicht, den ihm sein Herz anwies. Als man seine unzuermüdende Beständigkeit vierzehn Tage lang auf die Probe gestellet hatte; so baueten ihm einige junge Leute eine Hütte neben seines Herren Grabe. Da blieb er neun ganzer Jahre, ohne jemals weiter, als zehn bis

zwölf

zwölf Schritte weit davon zu gehen. Endlich starb er vor Alter, und mehr noch vor Schmerzen, daß er sein Schicksal nicht mehr mit seinem Herrn und Freunde theilen konnte — und sein Herr war der Henker gewesen. — Ein merkwürdiger Umstand! — Man könnte leicht in Versuchung gerathen zu glauben, daß sein Herr manchmal, mitten in der menschlichen Gesellschaft, über seine Verstoßung aus derselben seufzend, zu ihm gesagt hätte. Du bist mein einziger Freund. Kann man sich nun wohl noch wundern, wenn ein berühmter Philosoph unsrer Zeit das Lob dieses treuen Gefährten, des Menschen also gesungen hat? O liebenswerthes Thier! Wie gute, tugendhafte Menschen wären wir, wenn wir für unsere Freunde, für unsere Fürsten, und für unsern Gott, die zärtliche Erkenntlichkeit empfänden, die du für deinen Herrn und jeden fühlst, der dir gutes thut! Das ist, fährt er fort, die Empfindung, deren ich mich nicht erwehren kann, die mich ganz durchdringt beym Anblick dieser verachteten Thiere, deren Herz das menschliche beschämt.

Thion.

Claude Thion war gemeiner Soldat, beym französischen Regiment Touraine, ein junger

Mann

Mann von ungewöhnlichem Heldenmuthe, und von einer Standhaftigkeit, die man unter den Franzosen nicht leicht in so hohem Grade findet.

Dieser Claude Thion war im Januar 1782. mit bey der Belagerung von Brumstone Hill einem Ort auf der westindischen Insel St. Christoph, welche den Holländern gehört, und im letzten Kriege, von den Engländern erobert wurde. Hier wurde Thion, der jetzt siebzehn Jahr alt war, kommandirt, Bomben nach einer gewissen Batterie tragen zu helfen. Diese schwere Mordklumpen werden gewöhnlich vermittelst des daran befindlichen Ringes auf eine Stange gehangen, und so von zwey Soldaten auf den Schultern getragen. Unser Thion war eben mit einem solchem Transport unterwegens, als eine feindliche Kanonenkugel ihm den rechten Arm wegnahm, so daß er nur noch an einem Nerven hieng. Da er die Bombe auf der rechten Schulter trug, so legte er die Last nieder, forderte seinem Kameraden ein Messer ab, und schnitt sich selbst den Arm vollends herunter. Als dies geschehen war, hob er die Bombe wieder auf, legte sie sich auf die linke Schulter und marschirte damit nach der Batterie, und erst nachdem er sie an Ort und Stelle gebracht hatte, gieng er hin, sich verbinden zu lassen.

Man

Man muß wissen, daß in dem heißen Clima von Westindien auch sehr geringfügige Verwundungen tödlich zu seyn pflegen; aber die Gemüthsruhe und Gelassenheit, womit sich der brave Thion den Fügungen der Vorsehung überließ, würkten eben so heilsam, als die Mittel des Wundarztes. Ich bin, so sagte er, in meinem Berufe unglücklich geworden, Gott und mein König werden mich gewiß nicht verlassen. Würklich wurde der rechtschaffene junge Mensch glücklich wieder hergestellt. Anfänglich schien ihm kein anderes Schicksal bestimmt zu seyn, als das gewöhnliche der Krüppel: er wurde ins Hospital gebracht. Hier verflossen vier Monathe, ohne daß seine That bekannt wurde; er selbst murrete auch hier nicht und verbarg sogar das ruhmvolle Zeugniß, das ihm der Officier über sein Verhalten ausgestellt hatte, vor seinen Kammeraden.

Indessen hatte der Gouverneur des Invaliden Hauses Graf Guibert, Nachricht von dieser ungewöhnlichen That erhalten, und das eigene Stillschweigen des jungen Helden war ein wichtiger Grund mehr, den Invaliden aus seiner frühen Dunkelheit hervorzuziehen. Der Gouverneur ließ ihn daher durch den Major des Hauses, in den großen Speisesaal führen, und das rühmliche Zeugniß öffentlich ablesen, welches Thion bisher vor seinen Mitsol-

soldaten verborgen hatte. Verschiedene Officiere standen auf und wollten ihm Geld geben; er nahm es aber nicht an. Einige erbothen sich sogar, ihm die Hälfte ihrer monathlichen Zulage abzutreten; allein der Gouverneur versicherte sie, daß Thion bald belohnt werden sollte. Dies geschahe: er wurde zum Feldwebel dieses Hauses ernannt, wobey ihm zugleich angezeigt wurde, daß ihm besser begegnet werden solle, als es sein Posten sonst mit sich bringt *).

Das Gerücht von Thions That verbreitete sich nun bald weiter; ein Marschall von Frankreich **) setzte ihm auf Zeitlebens ein Gehalt aus; die Wittwe eines andern Marschalls von Frankreich ließ ihn zu sich kommen, und machte ihm ein ansehnliches Geschenk, und verschiedene andere angesehene Personen bezeugten ihm ihre Achtung.

Doch

*) Wie ein Feldwebel beym Mangel des rechten Arms dienstfähig seyn kann, weiß ich nicht; vermuthlich hat er bloß den Rang dieser Stelle genossen und einige leichtere Dienste versehen. Die Nachricht, die im 2ten Stücke der Cahiers de Lecture vom vorigen Jahre, und im 29ten Stück der Dessauer Zeitung für die Jugend vom vorigen Jahre steht, meldet nichts davon.

**) So nennt man in Frankreich, einen General der eine ganze Armee kommandiret.

Doch die Belohnung seiner That sollte noch sichtbarer seyn. Eben die Gesellschaft, welche im vorigen Jahre die Frau Nenche mit einem Bürgerkranz beehrte, und unter dem Namen la Candeur bekannt ist, krönte in ihrer letzten Versammlung einen der Brüder Montgolfier, als den Erfinder der Luftschiffe, mit dem Lorbeer. Nach Endigung dieser Ceremonie, hörte man Trommeln in der Ferne; und als die Thüre des Saales sich öfnete, erblickte man fliegende Fahnen, und nach ihnen den braven Thion unter einem Haufen seiner Kameraden. Der Marquis D***, empfing ihn mit einer kurzen Rede, welche eine Schilderung der gerühmten That enthielt. Nach Endigung derselben stellte er den jungen Helden der ganzen Versammlung vor. Hierauf setzten ihm einige Frauenzimmer unter dem Schall der Trommeln und Trompeten und unter allgemeinen Zuruf den Lorbeer auf, und die Marquise von D***, überreichte ihm eine prächtige goldene Medaille. Bey der Mahlzeit, welche auf diese Feyerlichkeit folgte, saßen Herr Montgolfier und Thion nebst seinem Kammeraden an einer Tafel von hundert Gedecken oben an, und die Freude und Munterkeit der Gesellschaft die aus hundert und siebenzig Personen bestand, war bey diesem Feste um so reiner und lebhafter, weil das Verdienst dadurch geehrt und belohnt wurde.

Tod.

Der Tod ist das Ziel der Zeit, der Anfang jener Ewigkeit, eine ungewisse Sicherheit, ein Feind des Lebens, ein Ende der Wollust, und der Schmerzen, wir fürchten ihn, weil er uns jener beraubt, und wünschen ihn oft, daß er diese endige.

Verständige Leute fürchten den Tod viel mehr, weil ihre Einsichten größer, und es ihnen desto schrecklicher vorkommt; denen Einfälti-gen zeigt er sich weniger fürchterlich. Sie erkennen nicht, daß er ihnen ihr köstlichstes Gut nimmt, das sie auf dieser Welt besitzen.

Apamin, der nichts anders mehr vor sich sehen kann, als daß er nun bald an seiner gefährlichen Krankheit sterben wird, erinnert sich seines geführten Lebens. Er weiß, daß er nun über die dreyßig Jahre seinem Gott den Rükken zugekehrt, und durch Raub, Betrug und Schinderey sein Vermögen ansehnlich vermehret habe; weil er nun deswegen vieles zu fürchten, und wenig gutes sich zu versprechen hat; so gelobet er allen Heiligen, ein ganz anderer Mensch zu werden. Er kömmt wieder zur vorigen Gesundheit, er treibt aber auch seine gewohnten Laster auf das neue, und stirbt endlich, als der ruchloseste Mensch. Das Ende dieses Lebens ist der Spiegel unsers geführten Wan-

dels. Die Stunde des Todes ist gewiß; wir fürchten uns vor derselben, sie kommt uns einmal, und doch setzen wir sie oft aus den Augen.

Ein Feigherziger fürchtet die Gefahr so sehr, daß er sich deswegen nicht getrauet auszugehen; das Verhängniß schickt ihm die Gefahr ins Haus, und er findet in der Nähe, was er von Weitem fürchtet. Wer in Ruhe leben will, der muß das Leben nicht zu sehr lieben, für dem Tode sich nicht zu sehr fürchten, und die Thoren verlachen.

Manchmal macht uns die Traurigkeit ganz niedergeschlagen; das soll aber nicht seyn, vielmehr müssen wir uns ihrer zu entschlagen suchen; denn gemeiniglich ist das, was uns zur Traurigkeit bewegt, nur eine Einbildung, ein Traum, ein Nichts. Wer wollte sich deswegen ein Leben verdrüslich und elend machen, das ohnedem nicht länger währt, als von der Wohnung bis zum Grabe.

Manche Menschen bieten dem Tode auf eine pralende Weise Troz, wie jener, dem das Todesurtheil, als er eben in Würfeln spielte, angekündiget wurde, zur Antwort gab: Er wollte gleich mit dem Henker gehen, man möchte ihn nur diesen Wurf noch thun lassen. Diese Gattung von Leuten haben dorten nichts zu hoffen, und fürchten hier nichts; doch ich will

auf

auf das Gelindeste von ihnen urtheilen: sie sind Helden in Unsinn.

Wenn auch der Tod gar nichts fürchterliches hätte, so ist er doch unwidersprechlich, die ernsthafteste Handlung unsers Lebens. Weltweise Leute haben sich, aus Furcht grösserer Uebel, als der Verlust des Lebens ist, auf Art der Ciniker, selbst ihr Leben genommen; andere sind unter allerley Possen aus der Welt gegangen. Der letzte Auftritt ihres Lebens war der lustigste; welch ein Heldenmuth! Andere haben bey Annäherung des Todes dergestalt gezittert, daß jedermann sagte, die Erwartung desselben setze sie in grössere Furcht, als der Tod selbst. Welch eine Narrheit! Meine Meynung ist, man solle sich auf denselben vorbereiten, und ihn ruhig erwarten.

Ich bewundere die ganz zur Unzeit vorgebrachte, und besser für einen Possenreisser sich schickende Rede jenes Kanzlers in England die er von sich hören ließ, als man ihm, dem das Beil zuerkannt war, in dem Nacken die Haare abscheeren wollte, indem er sagte: Mein Urtheil lautet dahin, mir den Kopf abzuhauen, und nicht die Haare.

Todesstrafe.

Diese beruhet auf keinem Rechte der Natur; denn wer hat wohl jemals andern ein Recht geben wollen, ihm das Leben zu nehmen? Sie ist im Grunde nichts anders, als eine Art des Krieges, den eine Nation wider einen Bürger führet, dessen Untergang zur Erhaltung der Gesellschaft nützlich und nöthig zu seyn scheinet. So bald man also zeigen kann, daß in dem ordentlichen Zustande der Gesellschaft der Tod eines Bürgers weder nützlich noch nöthig ist, so hat die Sache der Menschheit gewonnen.

Der Tod eines Bürgers kann vielleicht in einem ausserordentlichen Falle nöthig seyn; wenn sein Daseyn z. E. eine völlige Staatsveränderung hervorbringen könnte. Dieser Fall aber findet nur alsdenn statt, wenn eine Nation ihre Freyheit verliert oder wieder erlangt, oder sich in einem solchen verwirrten Zustande der Regierung befindet, wo die Unruhen selbst an statt der Gesetze dienen. Allein in einem ruhigen Reiche, und unter einer durch die vereinigten Stimmen der Nation gebilligten Regierung; in einem Staate, der wider die äußerlichen Feinde geschützet, und durch seine innere Macht und Eintracht unterstützet ist; wo das Ansehen ganz in den Händen des Monarchen ist; und wo der Reichthum, nur das Vergnü-

gnügen, und nicht die Macht kaufen kann, da sieht man gewiß keine Nothwendigkeit, einem Bürger das Leben zu nehmen.

Sollte die Erfahrung aller Jahrhunderte nicht schon beweisen, daß die Todesstrafe die verwegenen und entschlossenen Menschen niemals abgehalten hat, der Gesellschaft zu schaden, sollte das Beyspiel der Römer, und eine zwanzigjährige Regierung der Kaiserin Elisabeth in Rußland, den Vätern der Völker nicht zum schönsten Muster dienen; sollte alles dies die Menschen, denen die Sprache der Vernunft allezeit verdächtig ist, und die sich lieber durch das Ansehen leiten lassen, nicht überzeugen können; so darf man nur die Natur des Menschen selbst um Rath fragen, wenn man diese Wahrheit recht lebhaft fühlen will.

Es ist nicht die Heftigkeit der Strafe, sondern die Dauer derselben, welche in dem menschlichen Gemüthe die größte Würkung hervor bringt; indem unsere Empfindlichkeit leichter und dauerhafter durch die schwachen aber wiederholten Eindrücke, als durch eine heftige und vorübergehende Bewegung gerühret wird. Die Herrschaft der Gewohnheit ist bey einem jedem empfindlichen Wesen allgemein; und wie diese dem Menschen zu reden, zu gehen, und seine Bedürfnisse zu befriedigen lehret, so prägen sich auch die moralischen Vorstellungen durch wie-

derholte Eindrücke in dem menschlichen Gemüthe ein. Der Tod eines Bösewichts wird daher ein weniger starker Zaum wider das Verbrechen seyn, als das lange daurende Beyspiel eines Menschen, der seiner Freyheit beraubt und ein dienstbares Geschöpf geworden ist, um durch die Arbeiten seines Lebens, den Schaden, den er der Gesellschaft gethan hat, zu ersetzen.

Das Schrecken, welches die Vorstellung von dem Tode verursacht, kann zwar stark seyn, allein es widersteht nicht der Vergeßlichkeit, welche dem Menschen so gar in den wichtigsten Dingen so natürlich ist. Es ist eine allgemeine Regel: heftige Eindrücke überraschen und rühren, aber ihre Würkungen dauren nicht. Die Todesstrafe, welche einem Missethäter angethan wird, ist für die meisten Menschen nur ein Ort des Schauspiels, oder ein Gegenstand des Mitleidens oder Widerwillens. Diese beyden Empfindungen bemächtigen sich der Seele der Zuschauer mehr als das heilsame Schrecken, welches das Gesetz dabey einflößen will. Allein bey einem Zeugen einer beständigen und mäßigen Strafe, ist die Empfindung der Furcht herrschend, weil sie die einzige ist. Im erstern Falle, gehet es dem Zuschauer einer Hinrichtung, wie dem Zuschauer eines Scheuspiels, und wie hier der Geizige zu seinen Geldkasten

zu-

zurückkehret, so gehet dort der gewaltthätige und ungerechte Mensch zu seinen Bosheiten zurück.

Man siehet also deutlich, daß die Todesstrafe denjenigen Grad der Heftigkeit nicht hat, welche hinreichend wäre, die Menschen von dem Verbrechen zu entfernen. Hingegen ist wohl nicht leicht ein Mensch zu finden, der es bey dem Anblicke eines gänzlichen und beständigen Verlusts der Freyheit nach einer begangenen Missethat, noch wagen sollte, ein Verbrechen zu begehen. Die Heftigkeit der Strafe einer beständigen Sclaverey hat daher alles was auch das verwegenste Gemüth von dem Verbrechen weit besser, als die Todesstrafe, zurückhalten kann. Viele Menschen sehen dem Tode ganz unerschrocken und ruhig entgegen, entweder aus einem gewissen Fanatismus, oder aus einer Eitelkeit, die uns bis ans Grab begleiten, oder auch aus Verzweiflung, welche sie antreibt, ihrem elenden Leben ein Ende zu machen. Allein, so wohl der Fanatismus als die Eitelkeit, verlassen den Menschen in Ketten unter Schlägen, und hinter einem eisernen Gitter, und die Verzweiflung endiget seine Uebel nicht, sondern fängt sie erst an. Unsere Seele widersteht vielmehr der Heftigkeit und den äussersten Schmerzen, die vorübergehen, als der Zeit und der Dauer des Verdrusses.

Man wird vielleicht sagen, daß eine beständige Sclaverey eine eben so schmerzhafte und folglich eben so grausame Strafe als der Tod sey. Allein die unglücklichen Augenblicke der Sklaverey sind durch das ganze Leben eines Sclaven verbreitet, anstatt daß die Todesstrafe ihre ganze Stärke in einer sehr kurzen Zeit zeiget. Ueber dieses hat die Stärke der Sclaverey für die Gesellschaft noch den Vortheil, das sie den Zeugen derselben mehr, als den, der sie leidet, erschrecket; weil sich der erstere alle unglückliche Augenblicke auf einmal vereinigt vorstellet, indeß daß der andere durch die Empfindung seines gegenwärtigen Uebels von der Vorstellung des künftigen abgezogen wird. Ausserdem pflegen wir alle Uebel durch die Einbildungskraft zu vergrößern, und derjenige, welcher leidet, findet immer solche Trostgründe, welche die Zuschauer seiner Plagen nicht kennen, und sich auch nicht vorstellen können, weil sie von dem, was in dem Herzen eines durch die Gewohnheit des Unglücks ganz unempfindlich gewordenen Menschen vorgehet, nach ihrer eigenen Empfindung urtheilen.

Die Todesstrafe ist so gar ein wahres Uebel für die menschliche Gesellschaft, wegen des Beyspiels der Grausamkeit, welches sie uns giebt. Haben die Leidenschaften oder die Nothwendigkeit des Krieges den Menschen gelehret,

menschen-

menschlich Blut zu vergießen; so sollten wenigstens die Gesetze, deren Absicht ist, die Sänftmuth und Menschenliebe einzuflößen, die Beyspiele dieser Unmenschlichkeit nicht vermehren; viel Beyspiele die um so schrecklicher sind, je mehr die öffentliche Todesstrafe mit feyerlichem Gepränge vollzogen wird.

Es scheint in der That sehr ungereimt, daß die Gesetze, welche nichts anders als der Ausdruck des öffentlichen Willens sind, die den Menschenmord verabscheuen, selbst einen begehen, und um die Bürger von Mordthaten abzuschrecken, selbst eine öffentliche Mordthat verordnen. — Welche sind aber die natürlichen Gesinnungen der Menschen von der Todesstrafe? Man kann sie leicht an dem Hasse und der Verachtung entdecken, womit man den Henker betrachtet, der doch nichts anders ist, als ein unschuldiger Ausführer des öffentlichen Willens, ein guter Bürger, der zum allgemeinen Besten etwas beyträgt, und ein nöthiger Beschützer der innerlichen Sicherheit des Staats. Woher rührt aber dieser Widerspruch, und warum ist diese Denkungsart, ungeachtet aller Bemühungen der Vernunft, in dem Menschen unauslöschlich? Es rührt daher, weil wir in unserer Seele eine Empfindung wahrnehmen, die uns allezeit sagt, daß unser Leben in keiner Macht eines Menschen stehet,

und

und blos von derjenigen Nothwendigkeit abhängt, welche das Ganze regieret.

Was müssen die Menschen denken, wenn sie sehen, daß die meisten obrigkeitlichen Personen, und die geheiligten Diener der Gerechtigkeit einen Missethäter mit aller Gleichgültigkeit und Ruhe des Gemüths in einem feyerlichen Aufzuge zum Tode führen; und daß während der Zeit, da dieser Unglückliche bey der äussersten Todesangst den tödlichen Streich erwartet, der Richter, der ihn verurtheilt hat, ganz ruhig seinen Richterstuhl verläßt, um sich wieder zu den Annehmlichkeiten und Vergnügungen des Lebens zurück zu begeben. Müssen sie nicht glauben, daß diese Gesetze bloß ein Deckmantel der Tyranney sind, und daß man dergleichen öffentliche Anstalten nur darum erfunden hat, um sich ein Recht über das Leben anzumaßen, welches ihnen weder die Natur noch die allgemeine Stimme der Menschheit gegeben hat.

Man wird zwar hiebey einwenden, daß fast alle Jahrhunderte, und alle Nationen, die Todesstrafe auf gewisse Verbrechen gesetzt haben. Allein alle diese Beyspiele sind von keiner Stärke wider die Wahrheit, der man keiner Verjährung entgegen setzen kann. Die Geschichte der Menschen ist ein unermeßliches Meer von Irrthümern, wo man hier und da,

und

und oft weit von einander entfernt, eine kleine Anzahl schlecht erkannter Wahrheiten erblickt.

Fast alle Nationen haben Menschenopfer gehabt. Allein sind sie deswegen wohl weniger abscheulich, und sind alle diese Beyspiele vermögend, uns zu überreden, daß jene unmenschliche Handlungen rechtmäßig und der Wahrheit gemäß seyn können? Sind sie nicht vielmehr noch die stärksten Beweise der dicksten Finsterniß und Unwissenheit des menschlichen Verstandes? Und hat nicht endlich die aufgeklärte Vernunft alle diese abscheuliche Irrthümer gänzlich vertrieben? Von gleicher Beschaffenheit sind die Beyspiele von Todesstrafen, auf welche man sich gemeiniglich noch zu ihrer Rechtfertigung zu berufen pflegt. Bey diesen sind nur die glücklichen Zeiten noch nicht erschienen, wo die Wahrheit eben so wie bey denen Menschenopfern, über einen so eingewurzelten und ausgebreiteten Irrthum siegen könnte. Allein das Beyspiel einiger weisen Fürsten, welche bereits den Anfang gemacht haben, sowohl die Torturen oder Martern, als auch die Todesstrafen selbst aus ihren Staaten zu verbannen, läßt uns hoffen, daß diese glücklichen Zeiten vielleicht nicht mehr weit entfernt sind, wo man mit völliger Ueberzeugung einsehen wird, daß die Todesstrafen

kein

kein wahres Mittel sind, die Verbrechen zu verhindern, und dem Staate eine völlige Sicherheit dadurch zu verschaffen.

Gegenwärtig ist zwar die Stimme einiger Philosophen noch zu schwach, um sich über das Geschrey so vieler Menschen zu erheben, die den Vorurtheilen einer blinden Gewohnheit unterworfen sind. Allein die kleine Anzahl der einsichtsvollen und klugen Minister werden sie doch endlich vernehmen und gewiß nicht ermangeln, zu rechter Zeit Gebrauch davon zu machen. Kann diese Wahrheit, welche bisher so viele Hindernisse von den Fürsten entfernt haben, zu ihrem Throne gelangen; so können sie versichert seyn, daß es mit den geheimen Wünschen aller Menschen geschieht. Der Monarch, welcher endlich dieser Stimme der Vernunft Gehör giebt, kann gewiß glauben, daß sein Ruhm die Thaten der größten Helden verdunkeln wird, und daß die billigdenkende Nachkommenschaft seine friedfertigen Siegeszeichen über die Trophäen der Titus, Antonine, und Trajane setzen wird.

Glückliche Menschheit! wenn sie zu unsern Zeiten zum erstenmale Gesetze empfängt, die ihrer Natur angemessen sind, da wir sehen, daß jetzt auf den Thronen von Europa wohlthätige Monarchen, Freunde der Tugenden, Wissenschaften und Künste, Väter ihrer Völker, und

solche

solche Fürsten herrschen, die bey der Vermehrung ihres Ansehens an dem Glücke ihrer Unterthanen arbeiten.

Das peinliche Recht der meisten Nationen stützet sich, nebst allen seinen Mängeln, womit es angefüllet ist, vornehmlich auf sein Alter, und auf das Ansehen unzähliger Ausleger desselben, ferner auf die ganze Zurüstung der alten Gebräuche, und vorzüglich auf den Beyfall der halbklugen und einschmeichelnden Leute, die ihrer Vernunft nicht weniger Einsicht zutrauen. Geschieht es daher immer noch, daß weise und gütige Fürsten dergleichen mangelhafte Gesetze noch in ihrer Kraft lassen; so rührt es ohne Zweifel daher, daß sie durch die unzähligen Hindernisse, die man dabey findet, abgehalten werden, solche Irrthümer aus dem Wege zu räumen, welche man so viele Jahrhunderte hindurch verehret und als Wahrheiten hochgeschätzt hat; oder daß sie ungeachtet ihrer wahren und richtigen Einsicht, noch nicht Macht genug besitzen, um sich den herrschenden Vorurtheilen mit Gewalt zu widersetzen, und die Rechte der Menschheit mit vollem Muthe wieder herzustellen.

Wie sehr hat daher ein jeder Patriot und Menschenfreund Ursache zu wünschen, daß sowohl das vortrefliche Beyspiel der verewigten Kaiserinn Elisabeth, als auch die wichtigen

Gründe

Gründe die Fürsten dieser Erde ermuntern mögen, die Todesstrafe aus ihren Staaten gänzlich zu verbannen, und an ihrer Stelle weit nützlichere, und zur wahren Sicherheit der menschlichen Gesellschaft dienlichere Strafen einzuführen.

Tonsura.

Die Christen verstehen darunter eine besondere Art die Haare der Geistlichen oder Mönche abzuscheeren. Die alte Tonsur der Geistlichen bestund gar nicht in Platten; es war solches ihnen ausdrücklich verbothen, damit sie nicht den Priestern der Isis und des Serapis gleichen möchten, welche sich Platten schoren. Sondern die kirchliche Tonsur war weiter nichts, als eine Abschneidung der Haare, bis auf eine gewisse Länge; wodurch kein Geheimniß angedeutet werden sollte, sondern welche nur wegen der Anständigkeit beobachtet wurde, und deren Absicht war, weder die Sitten der Welt, die auf lange Haare stolz war, nachzuäffen, noch sich durch unanständige Platten der Verachtung auszusetzen. Eben diese Anmerkung gilt auch in Ansehung der Tonsur der Mönche.

Über die Römischkatholischen haben die Tonsur der Geistlichen und Mönche viel weiter getrieben. Wenn eine Person die Tonsur empfangen soll, so stellet sie sich in einem schwarzen Rocke, und mit einer brennenden Kerze in der Hand vor den Bischof. Nach einem zu dieser Handlung schicklichen gesprochenen Gebethe setzet sich der Bischof, und schneidet dem vor ihm knienden Kandidaten an fünf Orten des Kopfs die Haare ab, nämlich forne, hinten, an jeder Seite und auf dem Wirbel; da inzwischen derjenige, so beschoren wird, mit dem Bischof bethet: Dominus pars hæreditatis meæ &c. Nach den Ritualen ist die Tonsur ein Merkzeichen der Verläugnung der Welt und ihrer Eitelkeiten; aber das Haar, so man stehen läßet, zeiget die Mäßigkeit an, mit welcher die beschorene Person die weltliche Dinge gebrauchen soll. Die über den Augen abgeschnittenen Haare deuten an, daß der Geistliche von der geistlichen Blindheit frey seyn soll; die Abschneidung der Haare hinter den Ohren weiset, daß sie dem Worte Gottes offen stehen sollen; die Beschneidung des Hinterhaupts ist eine Erinnerung, daß er nicht an das gedenken soll, was dahinten ist, und die Entblößung des Wirbels bezeichnet seine Theilnehmung an der Oberherrschaft Christi.

Transtamare.

Heinrich Transtamare, bekannt unter dem Namen Heinrich II. König von Kastilien, hatte den König Peter den Grausamen bey Montiel geschlagen und bald hernach ermordet. Nun erhielt er die Krone, und war, wie wohl er ein unehlicher Sohn des König Alphons des Ilten war, doch ein besserer Regent, als mancher rechtmäßige Erbe. Er regierte noch zehn Jahre, und erhielt seine Feinde, Portugal und den Sultan zu Granada, durch sein Ansehen in Ruhe. Letzterer fürchtete ihn so sehr, daß er ihn durch Gift aus dem Wege zu schaffen nöthig fand.

Was für ein guter Fürst er war, erhellt aus seiner Rede: Daß er den Fluch und die üble Nachrede seiner Unterthanen mehr gefürchtet habe, als die stärksten Heere der Feinde. Seinem Sohne und Nachfolger sagte er folgendes: Es seyen drey Partheyen in Kastilien: die eine habe ihm gegen Peter beygestanden, und diese soll er ruhig lassen, ohne ihr zu trauen: die andere seye auf Peters Seite gewesen, und der dürfte er trauen: der dritten, als der neutralen, seye im geringsten nicht zu trauen.

Trunkenheit.

Es ist kein Laster, sagt Dr. Harwood, welches eine größere Schande und Verachtung mit sich führet, als die Trunkenheit. Es ist kein Schauspiel, welches wir mit größerm Abscheu und Widerwillen ansehen. Es erniedrigt einen Menschen sehr weit unter die Thiere, welche umkommen. Die unvernünftigen Thiere machen sich keiner Ausschweifung schuldig. — Dieses schändliche Laster bringt das Gemüth in eine allgemeine Verwirrung und Aufruhr — es legt den Verstand und die Vernunft in traurige und beklagenswürdige Ruinen, — es löscht alles aus, was man das Ebenbild Gottes nennen kann, — es erstickt die Vernunft und erhizt die Leidenschaften — es erniedrigt die Urtheilskraft, und erhebt unsre schlimmsten Begierden an ihre Stelle.

Diese Welt hat keinen verächtlichen Anblick, als ein vernünftiges Geschöpf in diesem Zustande. Eine berühmte alte Republik pflegte ehmals ihre Sclaven betrunken zu machen, und sie in diesem Zustande ihren Kindern vorzustellen, damit sie durch den Anblick ihrer lächerlichen Handlungen, durch das Anhören ihrer lächerlichen Ausdrücke, und durch das Anschauen dieser erbärmlichen Abwesenheit der Vernunft, welche dieses Laster verursacht, auf eine

kräftige Art davon abgeschreckt würden. Sie glaubten, sagt ein nützlicher Schriftsteller, daß wenn sie sich gänzlich an die Vernunft ihrer Kinder wenden wollten, es vielleicht wenig helfen möchte, da sie die Stärke der Gründe die sie jetzt brauchten, nicht hinlänglich fassen, oder den Eindruck leicht auslöschen möchten: Allein wenn sie dieselben oft zu Augenzeugen der Narrheit und endlich der völligen Sinnlosigkeit machten, die durch das unmäßige Trinken verursacht wird, so würde die Vorstellung von dieser niederträchtigen Veränderung in den Gemüthern der Zuschauer so befestiget werden, daß sie dieselben von der Ursache davon ganz abgeneigt machte.

Und können wir nicht mit Recht es daraus herleiten, daß die Kinder solcher Personen, die sich also zu entstellen pflegen, oft vorzüglich mäßig werden. Sie vermeiden in ihren reifen Jahren das Laster ihres Vaters, wegen des Abscheues, den sie in ihrer frühen Jugend dagegen gefaßt haben. Was die meisten andern Laster betrift, so werden uns ihre erniedrigenden Umstände nicht eher völlig bekannt, als bis wir ein reifes Alter erlangt haben, und man kann sie auch nicht eher kennen kernen, als bis man sie gehörig bemerket: Aber in unsrer Kindheit selbst werden wir schon bey dem ersten Anblicke der Würkungen von der Trunkenheit

mit

mit Erstaunen gerühret, daß ein vernünftiges Wesen sich so verändern, und sich selbst zu einem Gegenstand des Spottes und der Verachtung machen kann. Und in der That müssen wir den Menschen äusserst verachten, von welchem wir hören und sehen, wie er in seiner Ausschweifung fortgehet; wie er erstlich zanckſüchtig und unverschämt wird, — wie er die Meynung anderer übel verstehet, und kaum selbst weiß, was er haben will — ferner wie er in seiner Rede stammelt, wie er unfähig ist einen ganzen Ausspruch hervorzubringen, — wie seine Hände zittern — seine Augen gleisen — und seine Füße wanken; bis man endlich nur an seiner Gestalt noch erkennen kann, daß er ein menschlich Geschöpf ist.

Ich muß noch hinzusetzen, daß, wenn ein verständiger Mensch einen richtigen Begriff von allen den einfältigen Dingen bekäme, die er in der Betrunkenheit sagt oder thut, er keinen stärkern Bewegungsgrund wider dieses Laster nöthig hätte.

Weil aber niemand von uns geneigt ist, übel von sich selbst zu denken, so kann auch keiner von uns wissen, wie weit uns unsre Laster blos stellen: wir verstatten ihnen Enschuldigungen, die sie nur bey uns selbst antreffen.

Dieses ist der Fall bey allen; besonders bey den Trunkenbolden, von welchen viele ohne Zweifel ihre schändliche Aufführung verbessern würden, wenn sie sich vorstellen könnten, wie viel sie thun, dessen sie sich schämen müssen.

Ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Betrachtung, wie sehr die Trunkenheit einen Mann bey seiner Frau, seinen Kindern, seinen Bedienten und bey allen nüchternen Zuschauern verächtlich macht, die Ursache gewesen ist, das sie niemals das herrschende Laster bey Leuten von feinen Sitten geworden ist. Ja die Trunkenheit hat nur unter den Wilden und ungesitteten Leuten geherrschet; es müssen zwar, wie bey allen Menschen, also auch bey allen Nationen Laster seyn; aber die gesitteten Völker haben doch gemerkt, daß die Trunkenheit eine solche Verletzung des gemeinen Wohlstandes und eine solche Schändung seiner selbst ist, daß sie ein solches Laster bey allen ihren andern Vergehungen nicht ausüben, sondern dem wilden und ungesitteten — dem dummen und unedlen Theile der Menschen — und denen überlassen haben, die keinen Begriff von einer wohlanständigen Aufführung hegen.

Es ist schwerlich ein Laster, welches so viele zusammengesetzte Noth über den unglücklichen Menschen bringt, der ein Sclav desselben ist, als die Trunkenheit. Sie untergräbt nach und

nach

nach die Stärke und Kraft des Leibes und der Seele. Wir sehen täglich die kläglichsten Würkungen dieses schändlichen und abscheulichen Lasters, an der Gesundheit und Vermögen von einer großen Menge unsrer Nebengeschöpfe. Wie viele verständige und arbeitsame Personen hat dieses Laster nicht unnütz und unwürdig gemacht. Wie viele glückliche Familien gerathen nicht täglich dadurch in Armuth und an den Bettelstab! wie viele unschuldig Leidende zieht es nicht in seine kläglichen Folgen! wie viele habe ich nicht gekannt, die ihr Leben auf einem so guten Grunde der Ehre anfingen, auf welchen sie durch Fleiß und Tugend ein großes Vermögen hätten erbauen können, und durch dieses schändliche und verdammte Laster sich und ihre Familie auf immer zu Grund gerichtet haben! Denn von allen Lastern ist keines so unheilbar als dieses, wenn man sich einmal demselben ergiebt. Andere Laster verlassen uns mit dem Alter; dieses aber wurzelt sich immer tiefer ein, und erlangt mit den Jahren immer mehr Stärke und Festigkeit. Es entzündet ein hölliſches Feuer, welches ganz unauslöschlich ist.

Ausserdem ist die Trunkenheit eine Anleitung zu aller Bosheit. Wenn ein Mensch keine Vernunft hat, sich selbst zu regieren, so ist er schon zu einer jeden abscheulichen That zubereitet. Sie giebt einer jeden Art von Ver-

suchung die Macht über uns, indem sie uns zur Ueberlegung untüchtig macht, und in uns alle Achtung gegen die Bewegungsgründe der Klugheit und Behutsamkeit auslöschet.

Sie treibet uns an, dem übereilten Rathe unserer Gesellschafter zu folgen, weil sie uns nicht gestattet darüber nachzudenken, und uns bey der Unfähigkeit uns selbst zu regieren, der Führung derer überläßt, die uns am meisten gefallen, und alle unsere Ausschweifungen nachahmen.

Die Trunkenheit ziehet uns in die größten Verbrechen; weil wir durch die starken Getränke erhitzt gern alles thun, was verwegen und ausschweifend ist — wir streben alsdenn nach kühnen und gefährlichen Unternehmungen, zumal, wenn sie das Ansehn einer großen und rühmlichen That haben, die einem muthigen und unerschrockenen Gemüthe angemessen ist. Daher sind Beraubungen, Ehebrüche, Mordthaten und die unmenschlichsten Grausamkeiten entstanden — Handlungen, wovor die Menschen wenn sie ihnen in ihren nüchternen Stunden eingefallen wären, den größten Abscheu würden gehabt haben. Alexander der Große stund auf Anstiften einer betrunkenen Hure von seiner Tafel auf, und ergriff die Fackeln und verbrannte Persepolis, die Hauptstadt des

Per-

Persischen Reichs und eine der prächtigsten Städte in der ganzen Welt.

Der größte Schaden, wovon die Arzneykunst ihren vornehmsten Nutzen ziehet, entstehet oft aus dem Zustande der Berauschung. Junge Leute, die vom Weine erhitzt sind, tragen kein Bedenken sich während der Trunkenheit in die Arme der niedrigsten Classe liederlicher Weibspersonen zu werfen — Geschöpfe, welche unrein, krank und angesteckt sind, und die sie in ihren nüchternen Stunden mit dem äußersten Abscheu würden angesehen haben.

Tugend.

Liebe, Muth, Mitleiden, Andacht, Bewunderung des Guten, Abscheu des Bösen, Wonne beym Anblick der ans Herz redenden Natur, siehe da! sieben Strahlen eines siebenfarbigen Bogens der Tugend — sieben Strahlen, alle der Fülle des Herzens entströmend, welche gleich der Sonne, Leben und Wärme um sich her verbreitet. —

Tugend ist Bestreben, die allgemeine Glückseligkeit zu befördern — und nichts ist wahre Tugend, als das, was aus der reinen Absicht ausgeübet wird, die Vollkommenheit des Ganzen zu befördern. —

Jede Tugend, oder vortrefliche Eigenschaft ist mit einem Laster oder Schwachheit sehr nahe verwandt; und wenn sie gewisse Gränzen überschreitet, so verfällt sie bald in das eine oder in das andere. — Die Freygebigkeit wird oft Verschwendung, die Sparsamkeit Geiz, der Muth Verwegenheit, und die Behutsamkeit Verzagtheit, so daß vielleicht zur rechten Anwendung unserer Tugenden mehr Ueberlegung erfodert wird, als zur Vermeidung der entgegenstehenden Laster. Das Laster ist schon bey dem ersten Anblicke so häßlich, daß es uns gleich anfänglich zuwider ist, und vielleicht uns nie verführen würde, wenn es nicht die Maske einer Tugend trüge. Hingegen ist die Tugend an sich so schön, daß sie uns gleich bey dem ersten Anblicke reizet, und uns bey näherer Bekanntschaft immer mehr einnimmt. —

Türken.

Sind eine tatarische Nation, welche vor Alters in der Gegend des Caspischen Meeres wohnete, und bald andern tatarischen Völkerschaften unterworfen war, bald auch ihre eigenen kleinen Emirs oder Fürsten hatte. Ottmann, einer dieser kleinen Fürsten, that sich um das Jahr 1300 vor andern hervor, und bemächtig-

te

te sich der Landschaft Bithynien in klein Asien, welche den griechischen Kaisern gehörete. Von ihm stammen nicht nur alle folgende Beherrscher der Türken her, sondern es werden von ihm auch die Türken selbst nur die Ottomanen, und das von ihnen nachmals errichtete Reich das ottomanische Reich, oder nach morgenländischer Art die Ottomanische Pforte genannt. Die Türken hatten bereits lange vorher die mahomedanische Religion, und mit derselbe auch den Haß gegen alle andere Religionen, und besonders gegen die christliche angenommen, daher sie es aus Religionseyfer für Pflicht hielten, das griechische Kaiserthum beständig zu beunruhigen, welches durch die Laster seiner Regenten überaus schwach und ohnmächtig geworden war.

Sein Sohn Orchan eroberte auch die übrigen Städte in Bithynien, welche die griechischen Kaiser bisher noch behalten hatten, wählte die damals große und reiche Stadt Prusa zu seiner Residenz, machte sich einige tatarische Stämme unterwürfig, und bemächtigte sich 1355 einiger Orte in Thracien, welches die ersten Eroberungen waren, die die Türken in Europa machten. Orchan beherrschte seine neuen Unterthanen wider die Gewohnheiten seiner Landesleute, mit vieler Sanftmuth und Gelindigkeit, und machte dadurch, daß selbst

die

die Griechen lieber unter seiner Herrschaft, als unter der Tyranney der griechischen Kaiser lebten.

Sein Sohn Morad oder Amurath, setzte die Eroberungen in Europa fort, nahm Adrianopel ein; und bemächtigte sich fast des ganzen alten Thraciens oder heutigen Rumeliens. Er führte die Yenghicheres oder Janitscharen ein, die aus christlichen Gefangenen errichtet wurden, welche die mahomedanische Religion annehmen mußten, und seitdem beständig den Kern der Türkischen Kriegesheere ausgemacht haben. Durch ihre Hülfe und durch seine persönlichen guten Eigenschaften bezwang er nicht nur verschiedene tatarische Völkerschaften, sondern er breitete auch seine Waffen bis unter die Arnauten in Albanien aus. Sein Sohn Abu Yazid oder Bajazeth, eroberte von 1390 an in Europa Servien und Macedonien, in klein Asien aber Jonien, Phrygien und Caramanien, wurde aber von den Moldauern geschlagen.

Auf diese Art war von dem ganzen griechischen Reiche fast nur noch die einzige Stadt Constantinopel übrig. Die christlichen Mächte in Europa, welche die Gefahr sahen, denen sie selbst bey Bajazeths Ehrgeize ausgesetzt waren, entschlossen sich, auf Vorstellung des Papstes einen Kreuzzug wider die

Tür-

Türken vorzunehmen. Sie brachten eine Armee von 130000 Mann zu Stande, welche König Sigismund in Ungarn anführete. Allein sie wurden von den Türken auf das Haupt geschlagen, worauf Bajazeth sich vornahm, auch die noch übrige Hauptstadt des griechischen Reichs einzunehmen. Er würde sein Vorhaben vielleicht ins Werk gerichtet haben, wenn er nicht in einem unglücklichen Krieg mit einem mächtigen tatarischen Fürsten, dem Tamerlan, wäre verwickelt worden, der ihn 1402 bey Ancyra schlug, ihn gefangen bekam, und ihn der gemeinen Sage nach, in einen eisernen Käfig einsperrete, worinnen er auch starb.

Bajazeths drey Söhne wurden nunmehr untereinander uneins, und bekriegten sich selbst, und wäre das griechische Kaiserthum nicht in so trägen und wollüstigen Händen gewesen, so würde es den Griechen nicht schwer gefallen seyn, sich des türkischen Joches zu entledigen. Endlich bekam Mohammed, Bajazeths jüngster Sohn, die sämtlichen Länder seines Vaters in seine Gewalt, und schlug seine Residenz zu Adrianopel, in der Nähe von Constantinopel auf. Er lebte mit dem griechischen Kaiser Manuel friedlich und freundschaftlich, machte sich die Wallachey zinsbar und starb 1421 mit dem Ruhme eines klugen und löblichen Regenten.

Sein Sohn Amurath oder Morad II. vereinigte sich mit dem griechischen Kaiser, nahm die Stadt Thessalonich nebst allen noch übrigen Orten am schwarzen Meere ein, und machte sich den griechischen Kaiser Johann Palåologus, wie auch die Provinz Bosnien zinsbar, die Ungarn, die die nahe Nachbarschaft der Türken nicht gerne sahen, griffen den Amurath an, der Belgrad mit vielem Muth belagerte, aber nicht erobern konnte, und von dem berühmten Corvinus Hunniades verschiedene Male geschlagen wurde. In dem Frieden, der 1440 auf zehen Jahre geschlossen wurde, gaben beyde Theile einander ihre Eroberungen wieder zurück, und die Donau wurde zur Grenze beyder Staaten gesetzt. Amurath trat hierauf die Regierung seinem Sohne ab, um die Vergnügungen eines ruhigen Privatlebens zu geniessen.

Uladislaus, König von Ungarn, der in dem vorigen Kriege gesehen hatte, daß die Türken nicht unüberwindlich waren, wollte sich diesen Zeitpunkt zu nutze machen, sie völlig zu demüthigen, und brach 1444 den so theuer beschwornen Frieden, nachdem ihn der Papst von seinem Eyde losgesprochen hatte. Amurath trat sogleich die Regierung wieder an, und die Strafe folgte dem Eydbruche auf dem Fuße nach. Amurath ließ das Instrument des vorher geschlossenen Friedens auf einer Stange

vor

vor seinem Kriegsheere hertragen, rief Gott um Rache des Eidbruches an, und erfocht den 10ten Nov. 1444 an der Warna einen wichtigen Sieg, worinn Uladislaus selbst getödtet wurde. Nach diesem Siege, welchen Amurath aus Mäßigung nicht so nutzte, als er hätte thun können, bekam er mit dem tapfern Scänderbeg, einem kleinen Fürsten in Albanien, Händel, mit dem er einen sehr langwierigen, und für ihn größtentheils unglücklichen Krieg führete, ob er gleich bey dieser Gelegenheit Morea eroberte. Scanderbegs Glück verleitete die Ungarn nochmals, den Amurath anzugreifen, allein sie wurden 1449 auf der Ebene Kossova in Servien nochmals geschlagen.

Amurath starb 1451. und sein Sohn Mohammed II. war sein Nachfolger. Dieser machte sogleich alle Anstalten, die Stadt Constantinopel, den schwachen Ueberrest des griechischen Reichs zu belagern. Der Kaiser Constantin verband sich mit den Venetianern und Genuesern und vertheidigte sich sehr herzhaft. Allein 1453 wurde endlich diese reiche und große Stadt mit Sturm erobert, der Kaiser Constantin ward dabey getödtet, die Stadt ward geplündert, und alles mit Blut und Verwüstung erfüllet. Nach dieser Eroberung, nach welcher Mohammed den Titel eines Kaisers annahm, konnte nichts seinen Waffen Widerstand leisten. Er brachte Servien an sich,

wurde

wurde aber 1455 von dem Hunniadas vor Belgrad geschlagen. Zwey Jahre darauf eroberte er ganz Morea nebst allen Ueberresten des griechischen Reiches und einigen tatarischen Gegenden. Nur der geschäftigte Scanderbeg blieb die Geißel der Türken, die er mehrmals schlug, bis er endlich 1466 starb. Mohammed nahm indessen die Wallachey und Bosnien ein, eroberte die Crimm, und führete einen glücklichen Krieg wider die Venetianer. Wider die Rhodiser war er zwar unglücklich, allein er richtete dessen ungeachtet seine Absichten sogar auf Italien, und eroberte die Stadt Otranto in Apulien. Dieses große Glück machte alle asiatische und christlichen Mächte wider ihn aufmerksam. Allein er starb 1481. als eben ein großes Bündniß wider ihn im Werke war. Er war ein gelehrter und tugendhafter Herr, aber nach der Art seines Volks auch grausam und blutgierig.

Bajazeth II. des vorigen Sohn und Nachfolger, ein kluger und löblicher Regent, eroberte Karamanien, die Schlüssel zur Moldau, Kilia und Akkierman, und verschiedene Stücke von Bosnien, und Croatien. Weil die Saracenen oder Mohren in Spanien eben damals ausgerottet werden sollten, so hielt er es für seine Pflicht, seinen Glaubensverwandten beyzustehen, und schickte 1486 eine Flotte in das mittländische Meer, welche Malta verwüste-

wüstete, und die Küsten von Italien und Spanien plünderte, aber doch den Mohren wenig helfen konnte. Desto glücklicher war seine Flotte 1498 wider die Venetianer, denen sie verschiedene Plätze in Morea wegnahm. Zwey Jahre darauf rächeten sich die Venetianer, und bemächtigten sich der Insel Cephalonia, die sie auch in dem folgenden Frieden behielten; allein Bajazeth ward 1512 von seinem aufrührischen Sohne Selim entsetzet und ermordet.

Der unnatürliche Selim ermordete hierauf nicht nur seine zwey Brüder, sondern auch alle Großen des Reiches, die ihm nur einiger Maaßen verdächtig waren. Nach diesen Grausamkeiten dachte er auf Eroberungen, die er von den Persern und dem Sultan von Egypten machen wollte, die erstern wurden geschlagen, und Bajazeth bekam durch diesen Sieg die Stadt Tauris, Mesopotamien und noch einige andere Gegenden. Hierauf nahm er dem egyptischen Sultan nicht nur Syrien, sondern nach einem blutigen Kriege auch ganz Egypten ab, welches von nun an mit dem Ottomanischen Reiche vereiniget wurde. Bajazeth überlebte diese wichtige Eroberung nicht lange, sondern starb 1519. als er eben darauf umging, auch die Insel Rhodus anzugreifen.

Soliman I. sein Sohn und Nachfolger, ein würklich großer Fürst, fiel zuerst in Ungarn ein, und bemächtigte sich der festen Stadt Belgrad. Hierauf eroberte er auch Rhodus.

Bald darauf 1526. fiel die unglückliche Schlacht bey Mohacz in Ungarn vor, in welcher der junge unbesonnene König, Ludewig II. in einem Sumpfe ertrank. Soliman eroberte nach diesem Siege Ofen, Pest, und andere Städte in Ungarn. Der Fürst von der Moldau unterwarf sich ihm freywillig, und 1529. that er sogar einen Einfall in Teutschland und belagerte Wien, mußte aber mit großem Verluste wieder abziehen. Kurz darauf plünderte sein Admiral Barbarossa, die italiänischen Küsten, und unterwarf das ganze afrikanische Königreich Tunis dem Soliman. Da dieser von den Christen nichts mehr zu besorgen hatte, wandte er sich gegen die Perser, und machte sich Hyrcanien und andere Provinzen unterwürfig. Zu eben derselben Zeit setzte Soliman den Krieg wider Kaiser Karl V., wider die Ungarn und Venetianer mit abwechselndem Glücke fort, brachte aber endlich den größten Theil von Ungarn und ganz Siebenbürgen unter seine Gewalt. Um das Jahr 1542 schloß König Franz I. von Frankreich, aus Haß wider Kaiser Karl V., das erste Bündniß mit den Türken, welches nachmals so viele schädliche Folgen für die Vortheile und Freyheit Europens gehabt hat. Der Krieg in Ungarn wurde noch immer, und größtentheils zu Solimans Vortheile fortgesetzt, nur auf Malta that er 1565 einen vergeblichen Versuch, der vieles Blut kostete, und den er nicht lange überlebte,

lebte, indem er 1566 starb, und nicht nur den Ruhm, eines der größesten Eroberer, sondern auch eines klugen Gesetzgebers seines Volkes hinterließ.

Sein Sohn Selim II. machte mit Ungarn Friede, und nahm 1571 den Venetianern die Insel Cypern weg, starb aber bald nach dieser Eroberung 1574. Sein Sohn Amurath III. mengte sich in die Pohlnische Königswahl, und führte einen langwierigen Krieg wider die Perser, der anfänglich sehr unglücklich, endlich aber doch glücklich für ihn ausfiel, indem er nebst Georgien auch die Provinzen Erivan, Ghiunseh mit Khorabeg von den Persern bekam. 1591 entstand in Ungarn ein neuer Krieg, worin die Türken fast beständig den kürzern zogen, so daß Amurath auch 1595. vor Verdruß starb. Sein Sohn und Nachfolger, Mohammed VII. ließ aus türkischer Staatsklugheit seine neunzehn Brüder erdrosseln, war aber in Ungarn nicht glücklicher als sein Vater. Die Unglücksfälle der Pforte ermunterten die Perser, das türkische Reich gleichfalls anzugreifen, und sich der verlornen Provinzen zu bemächtigen, ja es empörten sich verschiedene Bassen in Asien, die sich bey dieser Gelegenheit unabhängig zu machen suchten. In diesen trüben Umständen gieng Mohammed, ein unfähiger, schwacher Kaiser 1603 den Weg alles Fleisches.

Sein Sohn Achmed I. ein Herr von funfzehn Jahren, fand das Reich in einer sehr

schlechten Verfassung. Er schloß zuförderst
1606 einen Frieden mit dem Kaiser in Ungarn, nach welchem beyde Theile im Besitze ihrer Eroberungen blieben, unterdrückte die Aufrührer in Asien, und schloß mit Persien einen für ihn eben nicht vortheilhaften Frieden. In dem mittelländischen Meere waren seine Flotten gegen die Maltheser, Sicilianer, Neapolitaner, und Toscaner unglücklich. Achmed machte hierauf große Anstalten wider die christlichen Mächte, führte sie aber nicht aus, weil er 1617 mit Tode abgieng. Sein blödsinniger Bruder und Nachfolger, Mustapha, besaß den Thron nur vier Monathe, da er entsetzt, und Achmeds Sohn, Osmann II. zum Kaiser ernannt wurde. Dieser griff Pohlen an, weil es sich als Lehnsherr der Muldau zu sehr in die Händel dieser Provinz gemenget hatte. Nach einem kurzen Kriege ward zu Chotzim wieder Friede gemacht, wodurch die Sachen wieder auf den vorigen Fuß gesetzet wurden. Osmann besaß alle Fähigkeiten, die verfallenen Angelegenheiten der Pforte wieder herzustellen, allein er wurde 1622 von den Janitscharen hingerichtet, die mit seiner Strenge und Sparsamkeit nicht zufrieden waren.

Der blödsinnige Mustapha wurde nochmals auf den Thron gesetzt, aber auch bald wieder verstoßen, worauf Amurath IV. ein junger Prinz von vierzehn Jahren, zum Kaiser erklärt wurde. Der Uebermuth der Janitscharen,

und

und die Schwäche der vorigen Regierungen, hatte verschiedene Bassen zum Aufruhr verleitet, die nur mit Mühe bezwungen werden konnten. Die Streifereyen der Kosaken veranlassten einen neuen Krieg mit Pohlen, der aber bald wieder aufhörete. Achmed bekriegt hierauf die Perser, und nahm ihnen Bagdad ab, welche Stadt er auch in dem folgenden Frieden behielt. Die Schwelgerey der er sehr ergeben war, brachte ihn bald darauf nämlich 1640, um das Leben.

Sein Nachfolger Ibrahim, ein schwacher und wollüstiger Herr, der aber gute Minister hatte, demüthigte die Kosaken, denen er Asof abnahm, bekriegte die Venetianer, und eroberte die Insel Candia bis auf die Stadt, wurde aber wegen seiner schlechten Eigenschaften 1658 von den Janitscharen erdrosselt. Sein Sohn und Nachfolger Mohammed IV. war erst sieben Jahr alt, und blieb daher unter der Gewalt der Minister und Janitscharen. Der Krieg wider die Venetianer wurde mit vieler Hartnäckigkeit aber schlechtem Glücke fortgesetzt. Zu gleicher Zeit entstand ein Krieg in Ungarn, der zuletzt für die Türken sehr unglücklich ablief, so das sie sich 1664. zum Frieden bequemen mußten, worinn ihnen doch Neuhäusel und Waradin gelassen wurde. Endlich wurde auch mit den Venetianern Friede geschlossen, welche den Türken die Insel Candia abtreten mußten. Wegen der Kosaken kam es mit

Pohlen zu einem neuen Kriege, der anfänglich für die Türken, endlich aber für die Pohlen sehr unglücklich auslief, daher sie in dem Frieden zu Zarnovar 1676 auch Kaminiek nebst andern Orten in Podolien und dem dritten Theile der Ukräne abtreten mußten. Weil gleich darauf die Kosaken von der Pforte abfielen und sich den Russen unterwarfen, so kam es nunmehr mit diesen zum Kriege. Die Türken wurden überall geschlagen, und mußten 1681 zu ihrem Schaden Friede machen. Sie wollten sich wegen ihres Verlustes in Ungarn erhohlen, thaten daher einen mächtigen Einfall in dieses Reich, und belagerten 1683 sogar Wien, wurden aber geschlagen, und mußten die Belagerung mit vielem Verluste aufheben. Die Pforte hatte es zu eben der Zeit auch mit den Pohlen, Venetianern und Russen zu thun, und war fast überall unglücklich. Bey Mohatz wurden die Türken 1687. von den Kaiserlichen geschlagen. Diese und andere Unfälle brachten die Armee zum Aufruhre, in welchem der träge und wollüstige Sultan, der sein erstes Glück bloß seinem klugen und tapfern Groß-Vezier Kyoprili zu danken hatten, abgesetzt wurde.

Sein Bruder und Nachfolger Soliman II. war zur Regierung nicht viel geschickter. Das ganze Ottomanische Reich war voller Unruhe und Aufruhr, wodurch das Glück der kaiserlichen Waffen in Ungarn und der Venetianer in Morea befördert wurde. Die Pforte ge-

gerieth dabey in die äußerste Verlegenheit, aus welcher sie endlich durch Frankreich befreyet wurde, welches in Teutschland einfiel. Die Türken erholten sich wieder, und eroberten Belgrad; allein Soliman erlebte das Ende dieses für ihn so nachtheiligen Krieges nicht, sondern starb 1691.

Achmed II. war ein eben so blödsinniger Herr, als sein Vorgänger, allein er hatte einen klugen, und tapfern Groß-Vezier, den Kyoprili, einen Abkömmling desjenigen Kyoprili, der sich unter Mohammed II. so berühmt gemacht hatte. Allein er wurde 1691 in Ungarn bey Salankemen von dem Prinzen Ludwig von Baden geschlagen und getödtet. Weil es den Kaiserlichen an Geld fehlte, und die Pohlen und Venetianer auf ihrer Seite wenig Ersprießliches ausrichteten, so hatte dieser Sieg keinen großen Nutzen. Die folgenden Feldzüge waren für die Kaiserlichen und Pohlen eben so unfruchtbar, nur die Venetianer machten einige Eroberungen in Morea und Dalmatien. Achmed erlebte das Ende des Krieges nicht, sondern starb 1695.

Sein Nachfolger Mustapha II. war in Vergleichung mit seinen Vorgängern ein Herr von guten Eigenschaften, aber ein Sclave seiner Günstlinge. Er gieng in Person wider die Kaiserlichen zu Felde, wurde aber 1697 bey Zenth von dem großen Eugen geschlagen, und dadurch zu dem Karlowitzer Frieden 1699

biegsamer gemacht, worin das Haus Oestreich Siebenbürgen, die Pforte aber Temeswar mit der dazu gehörigen Gegend bekam. An Rußland trat die Pforte Asof und einige Gegenden am Dnieper, an die Venetianer aber Morea ab, und Kaminieck, Podolien, und die Ukräne wurden wieder an Pohlen zurück gegeben. Dieser für die Pforte nachtheilige Friede, und die Schwäche des Kaisers, veranlassete verschiedene Empörungen in dem Reiche, in deren einer Mustapha 1702 abgesetzt wurde, und bald darauf vor Gram starb.

Ihm folgte sein Bruder, Achmed III. der die unruhigen Janitscharen und Spahis demüthigte. Achmed besaß Verstand, allein er überließ sich gar bald den Wollüsten des Thrones, und versäumte dadurch, bey den damaligen allgemeinen Unruhen in Europa, die Gelegenheit, den in dem vorigen Kriege erlittenen Verlust zu ersetzen. 1711. gerieth er mit den Russen in einen Krieg, wozu ihm die großen Entwürfe Peters des Großen am schwarzen Meere, und die Vorstellungen Karls XII. bewogen, der seine Zuflucht zu ihm genommen hatte. Peter der Große kam in Verlegenheit, und mußte Asof an die Pforte abtreten. 1715 griff sein Vezier die Venetianer an, und nahm ihnen ganz Morea wieder ab. Kaiser Karl VI. sahe dieses als einen Bruch des Karlowitzer Friedens an, und erklärete den Türken gleichfalls den Krieg. Eugen schlug die türkische

kische Armee 1716. bey Peterwardein auf das Haupt, und der Groß-Vezier blieb selbst in dem Treffen. Im folgenden Jahre wurden die Türken bey Belgrad nochmals geschlagen, und die Kaiserlichen eroberten die Stadt. Auf diese Unfälle folgte 1718 der Passarowitzer Friede; worinnen die Kaiserlichen alles behielten, was sie eingenommen hatten; die Venetianer bekamen einige Plätze in Albanien und Dalmatien, mußten aber Morea abtreten. Von 1724 bis 1730 führte die Pforte mit den Persern Krieg, wobey sie aber am Ende wenig gewann. Achmeds Ueppigkeit veranlassete gleich darauf einen Aufstand der Janitscharen, in welchem er des Throns entsetzt wurde.

Sein Neffe und Nachfolger, Mohammed V. setzte den Krieg mit Persien fort, allein seine Kriegsheere wurden von dem kriegerischen Kuli Khan mehrmals geschlagen, worauf die Türken im Frieden 1738 alle von Persien gemachte Eroberungen wieder abtraten. Peter der Große hatte schon die Absicht, seine Macht nach den türkischen Grenzen zu auszubreiten, und besonders sich die Herrschaft auf dem schwarzen Meere zu versichern. Die Niederlagen, welche die Pforte von den Persern erlitten hatte, und der Verfall der Ottmanischen Kriegszucht, gaben jetzt eine bequeme Gelegenheit dazu an die Hand, und die Streifereyen der Tatarn in das Russische Gebieth waren der Vorwand zu dem Kriege; die Russen eroberten 1736 Asof und

trungen in die Krimm ein, mußten sich aber bald wieder zurück ziehen. Indessen griff auch Kaiser Karl VI. der mit den Russen ein Bündniß geschlossen hatte, die Türken an. Die Russen eroberten Oczakow, Choczim, Jassi, und schlugen die Türken in unterschiedenen Treffen; allein die Oestereichischen-Truppen waren in Ungarn unglücklich, welches den Kaiser bewog, 1739 zu Belgrad mit den Türken allein Friede zu machen, worinn er Servien, Belgrad und Orsova an die Pforte abtrat, aber das Bannat Temeswar behielt. Die Russen söhneten sich nunmehr auch mit der Pforte aus, und behielten Asof, versprachen aber, die Festungswerke zu schleifen. In dem Kriege, der von 1741 bis 1748 die christlichen Länder und besonders Teutschland verheerte, blieb die Pforte ruhig, wozu sie so wohl durch ihre innere Schwäche, als durch den noch immer fortdaurenden Krieg mit den Persern genöthigt wurde. Als auch hier 1748 Friede gemacht wurde, entstand im Innern des Reiches ein Aufruhr nach dem andern, bis 1754, da Mohammed starb, und den Ruhm eines klugen und geschickten Herrn hinterließ.

Sein Bruder Osmann III. der ihm folgete, suchte die Ruhe im Innern des Reiches wieder herzustellen; allein er starb 1757. nach einer kurzen Regierung von wenig Jahren

Ihm folgte sein Bruder, Mustapha III. der in den ersten Jahren seiner Regierung alle

Hän-

Hände voll zu thun hatte, den innern Unruhen und den Ränken des Serails, die seit geraumer Zeit zur Mode geworden waren, zu widerstehn; dies und des Reiches innere Schwäche, war eine mit von den Ursachen, warum er sowohl bey dem 1756 in Teutschlande entstandenen Kriege, als auch bey den damaligen persischen Händeln seine friedfertige Denkungsart beybehielt, und sich in nichts mischte. Nach der neuen Königswahl in Pohlen 1767, erkannte er mit den übrigen europäischen Mächten anfänglich den gewählten König; weil aber die Russen immer noch einige Truppen in Pohlen unterhielten, so ließ er sich von der Krone Frankreich und von den konföderirten Pohlen bewegen, Rußland den Krieg anzukündigen, der für die Pforte so unglücklich ausgefallen ist.

Aus dieser kurzen Geschichte erhellet, daß das türkische Reich sein schnelles und würklich erstaunliches Wachsthum bloß den persönlichen guten Eigenschaften seiner ersten Beherrscher, der kriegerischen Gemüthsart seiner Unterthanen, und der damaligen Schwäche und schlechten Kriegskunst der christlichen Mächte zu danken hat. So lange die Ottomanen noch von klugen, gerechten und tapfern Regenten beherrschet wurden, konnte ihnen nichts widerstehen. Allein, da die Weichlichkeit und Ueppigkeit gemeiniglich auf Macht und Reichthum folgen, so gieng es auch hier. Die Sultane ergaben sich gar bald den Wollüsten, vertraueten die Regierung

rung ihrer Staaten, und die Anführung ihrer Kriegsheere ihren Günstlingen, und veranlassten dadurch alle die Ränke und Kabalen, welche an dem türkischen Hofe so gewöhnlich, und den Thron mehr als einmal erschüttert haben. Da nun die christlichen Mächte ihre Staaten und Kriegsheere auf einen bessern Fuß gesetzet haben, so ist ihnen die Pforte bey weiten nicht mehr so furchtbar als vor einem Jahrhunderte.

In diesem Grundriß der Geschichte des türkischen Reichs erblicken wir in dem ersten Zeitalter der osmannischen Sultane eine Reihe von Eilf Regenten, die sämmtlich als kriegerische Fürsten und Eroberer erschienen: wir sehen so zu sagen jedes Jahr des Osmanischen Reichs mit Siegen und Eroberungen bezeichnet: wir sehen die Türken mit ununterbrochenen Schritten fortschreiten, sich der Oberherrschaft über den besten Theil von Asien und Europa zu bemächtigen; wir sehen die persische Monarchie verringert, alle Fürsten der Provinzen des ehemaligen römischen Asiens dem Throne des osmanischen Sultans unterwürfig, das mächtige Egypten zu einer ihrer Provinzen herabgewürdiget, die griechischen Kaiserthrone zu Constantinopel und Trepezunt umgeworfen, den besten Theil Europens erobert; endlich gar Ungarn unter der Abhängigkeit der Sultane, und ihre Heere den Gränzen von Teutschland drohen.

Und wer that dieses alles? Ein Volk das von den Gebürgen des Kaukasus herkam, ein

bey

bey seiner ersten Erscheinung unbedeutender Haufe, der aber seinem scythischen Ursprunge völlig entsprach, und seinen Landesleuten gleich, nach der Herrschaft über alle Nationen strebte, und alle Reiche zu stürzen suchte.

Dachten wohl die griechischen Kaiser nach der Zerstörung des Kalifats durch die Mogolen (die ebenfalls scythischen Ursprungs waren) daran, daß der unbedeutende Haufe der mit Soliman Schach vom kaspischen Meere her kam, mit der Zeit der Zerstörer ihres Reichs seyn würde? Dachte wohl Persien der alte Gesetzgeber Asiens, daß die Nachfolger dieser Türken ihrer Herrschaft in diesem Welttheile dereinst Gränzen setzen würden; und konnten die egyptischen Sultane diese Nebenbuhler Persiens sich wohl vorstellen, ebenfalls in der Zeitfolge ein Raub dieser Türken werden zu müssen? Glaubte wohl das damals christliche Europa nach dem Untergange der Saracenen in Spanien, daß die Religion dieses Volks auf einer andern Seite ihre Herrschaft in Europa so fest gründen, und einen so großen Theil der christlichen Welt ihrer Lehre von neuen unterwerfen würde?

Es bleibt immer auffallend, daß die Osmanen so große Fortschritte machten, alle Hindernisse überstiegen, so viele Königreiche und Landschaften ihrer Monarchie unterwarfen, und es so weit brachten, daß fast keine Macht mehr sich getraute, sie anzugreifen, und sie in ihren Eroberungen aufzuhalten. Alles zitterte zu diesen

Zei-

Zeiten in Europa nur vor dem bloßen Nahmen der Türken, gerade eben so wie in frühern Zeiten ihre Vorfahren die Hunnen das gemeine Schrecken Europens waren. Wir finden in diesen Zeiten Italien und Teutschland für ihre Freyheit besorgt, wir finden verschiedene Päpste den europäischen Christen wiewohl vergebens, das Kreuz gegen die Türken predigen; ja was noch mehr ist, wir finden noch Gebete gegen die Türken-Gefahr, zum Beweise, daß man die weltliche Heereskraft nicht mehr für fähig hielt, den Türken zu widerstehen, sondern daß die höhere Macht der Gottheit nur noch Hülfe leisten könnte.

Das Volk aber, welches den Europäern und Asiaten so fürchterlich war, welches ihre Reiche unterjochte und den übrigen gleiches Schicksal zu drohen schien; dieses Volk mußte an sich solche Eigenschaften besitzen, um eine von demjenigen Nationen zu seyn, die bestimmt sind den übrigen Gesetze vorzuschreiben, deren Ueberlegenheit an Muthe und kriegerischem Geiste die andern übertraf, und deren Regenten endlich solche Männer waren die ein tapferes Volk zur Oberherrschaft der Erde zu leiten wissen: kurz ein Volk wie ehemals die alten Römer waren, das nur seinen Ruhm in kriegerischen großen Unternehmungen suchte, alle Gefahren verachtete, und mit jedem Siege zu andern noch glorreichern mehr und mehr angefeuert wurde.

Ende des siebenten Theils.